Stand und Bildung.

Dritter Theil.

Stand und Bildung.

Roman

von

Friedrich Wesdorf.

Dritter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1865.

Inhalt des dritten Theils.

Erstes Kapitel.

Die Darstellungen auf der Bühne des Lebens verlieren oft den einheitlichen Gedanken.

Wir sind mit Interesse den Parteibildungen gefolgt, in welche unser Bühnenpersonal entweder enger zusammengeschlossen, oder auch mit anscheinend unversöhnlichem Risse zersetzt worden ist. Wir können deswegen vor der Hand nichts Besseres thun, als die einzelnen Gruppen gesondert zu betrachten, bis wir sie wieder auf einem Punkte vereinigt haben.

Mit Befriedigung sehen wir über einem Tage die Sonne untergehen, welcher sich über einzelne unserer Freunde mit sehr düstern Farben ausbreitete. Endlich sehen wir die Riesengiebel des freiherrlichen Schlosses mit der letzten purpurnen Glut der sinkenden Sonne übergossen, und wie da Myriaden von mikroskopischen Thieren ihren Stundentanz in den goldenen Strahlen des sinkenden Tagesgestirnes halten, so haben wir ein Bild des Lebens vor uns, welches uns mit dem wilden Durcheinander auf die Nothwendigkeit einer alles leiten-

den Hand hinweist. Doch wir bemerken auch, wie die Schwalben, die wir gewöhnlich als die Boten des Friedens und die Stiller des Heimwehs betrachten, mit ihrem pfeilartigen Fluge jene Insektencolonnen durchbrechen und unendlich vielen Geschöpfen das Leben rauben, noch ehe ihnen die Stunde verrinnt, die ihnen zugemessen war. Welche Bande diese schwarzen Räuber und Mörder damit zerrissen, wer kann's wissen?! Denn auch diese Thiere begatten sich nach gewaltigen Gesetzen der Natur; auch diese Thiere haben Kinder, die sie lieben; auch diese Thiere sind nur glücklich in sympathetischer Gemeinschaft. Und wer gibt den Schwalben das Recht zu diesem blutigen Zerstören! Und wer hält die Schwalben trotz dieser satanischen Naturanlage noch für Sinnbilder des Friedens und der Traulichkeit unter heimatlichem Dache?!

Auf dem Schauplatze der denkenden und sittlichen Wesen geht es nicht anders her. Das Diesseits stellt uns in unzähligen Bildern den Kampf auf Leben und Tod derer dar, die der Sünde und dem Tode verfallen sind.

Der letzte Sonnenstrahl verläßt den äußersten Giebelrand des Schlosses. Der Abendstern schimmert herauf. Hier und da sagt man in den einzelnen Gemächern der stolzen Behausung einem Tage Gute Nacht, der nicht zu den heitern des Kalenders gehört.

Die Baronin blieb für sich und war selbst für ihre Kinder den ganzen Tag hindurch nicht zu sprechen. Sie hatte trotz ihres nervös angegriffenen Zustandes viel, sehr viel durchzuarbeiten, besonders nach den beiden geheimen

Audienzen, die sie ihrem Sohn und der Frau von Debonal gegeben. Als sie den Brief der letztern empfing, hatte sie genug mit diplomatischen Erwägungen zu thun; sie blieb daher für sich.

Die jungen Mädchen, die auch gern für sich geblieben wären, um ungenirt ihren besondern Aufregungen nachhängen zu können, hatten eine sehr langweilige Mittagstafel bei der Domina, und dazu noch einen endlosen Kaffee bei derselben, wobei ihnen diese Würdige mit Anknüpfung an die gestrigen Dinge sehr vieles aus ihrem Jugendleben mittheilte, aber freilich mit besonderer Vorliebe für ihre decentere Zeit und mit reichlicher Ausstattung nützlicher moralischer Regeln. Die Gefangenen waren herzensfroh, als sie entlassen waren.

Frau von Debonal hatte sich auch für diesen Tag entschuldigen lassen. Sie aß gar nicht zu Mittag. Sie schrieb fast den ganzen Tag. Man sah, es ordneten sich viele wichtige Dinge unter ihren thätigen Händen.

Sophie entrann in der spätern Nachmittagsstunde. Sie machte den Bewohnern der Pfarre einen flüchtigen Besuch, um sich mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit nach deren Wohlbefinden zu erkundigen. Sie war ein gern gesehener Gast. Sie fand hier auch ungestörte Herzlichkeit, frommes und zufriedenes Wesen. Mit ihrer Gewandtheit wußte sie gar bald Mathilden für einen Spaziergang zu gewinnen, weil dies gewiß recht zuträg lich sein müsse; eine Meinung, der man von allen Seiten Beifall gab. Aber die ältern Leute wissen es recht gut, wie sehr es jungen Mädchen ein Bedürfniß

ist, sich nach einer wichtigen Ballbegebenheit im Vertrauen ihre Erfahrungen mitzutheilen. Man ließ sie also.

Mathilde, die Fremde, überließ sich der Führung Sophiens nach dem See hinaus, links am Uferrande hin, da, wo sich der schöne und anmuthige Wiesenpfad nach der Oberförsterei abzweigt. Beide charmante Jungfrauen voll Leben und Geist waren aber noch nicht am See vorüber, als die Ballgeschichte in den wichtigsten Epochen bereits gemustert war. Mathilde, ein offenes und unbefangenes Herz, eine Republikanerin, die im natürlichen Laufe der Dinge nichts Unrechtes sah, theilte fast alle ihre Gespräche mit, die sie mit den einzelnen Herren gehabt; als sie aber auf ihre Rencontres mit dem Grafen kam, und die Rede minder fließend blieb, und einige versteckte Seufzer sich hineinmischten, da wußte Sophie genug. Jenes Herz hatte Feuer gefangen. Sie küßte ihre neue Freundin und versicherte ihr, daß sie ihr von ganzer Seele das Glück gönne, das sie bei ihrem ersten Auftreten in der hiesigen Gesellschaft gehabt habe. Wenn sich der Graf ihr so weit genähert hätte, so würde er nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Mathilde ward roth bis über beide Ohren. Sie küßte ihre Freundin wieder sehr heftig, und dann lachte das schalkhafte Mädchen so herzlich und so froh, daß Mathilde fast auf die Vermuthung gekommen wäre, die Lose wolle sich über sie lustig machen; aber sie sah so gut dabei aus, und Mathilde konnte dann auch nicht anders, sie mußte auch lachen. Sophie sang dann ihrer Freundin das Lied Gretchens aus „Faust" vor: „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein." Wie schön sang sie doch,

und wie ging dies Lied der freien Amerikanerin durchs Herz auf deutscher Erde; die Empfindungen der ersten Liebe bleiben sich überall gleich. Leset die Lieder der zerstreutesten Völker, wie sie Herder im kalten Norden und im warmen Süden, in den cimerischen Schluchten und auf den weiten sarmatischen Heiden zusammengelesen und zu einem duftigen und kostbaren Strauße zusammengebunden hat, und ihr werdet überall dieselben Leidenschaften, dieselben Thränen und Seufzer wiederfinden. „Glücklich allein, ist die Seele, die liebt!" Dies ist und bleibt überall nur eine getheilte, eine halbe Wahrheit, wenn nicht auf den weiblichen Anschlag ein männlicher Mund denselben Refrain wiederholt. Diesmal traf es sich so. Aus dem Erlengebüsch, welches an dem uns bekannten Quelle die weite Wiesenpracht so malerisch macht, erscholl ein Echo, aber mit sonorem männlichen Klange: „Glücklich allein, ist die Seele, die liebt!" — Die Mädchen horchten hoch auf. „Komm schnell, komm, liebe Mathilde", that Sophie ängstlich: „hier ist es nicht geheuer; dies ist der Drudengrund, hier hausen Kobolde und böse Geister. Auf, laß uns fliehen!" Und Sophie schickte sich an zur Flucht, aber so, daß sie nicht weit von der Stelle kam. Sie fing an einen Bogen zu beschreiben. Ihre geängstete Freundin flog hinter ihr her. Aber bald war Sophie von zwei starken Händen ergriffen und festgehalten und umgedreht, und sie schaute in die herrlichen schwarzen Augen ihres Theodor. Ha, wie erglühten beider Wangen! Wie blitzten die hellen, unversehrten Zähne durch die frisch aufgesprungen dunkeln Rosenknospen der Lippen! Welch ein Zauber! Liebende

haben ein eigenthümlich starkes Ahnungsvermögen, oder sie stehen in einem so hochgespannten Rapport zueinander, daß sie Stunde und Ort wissen, wo sie sich treffen werden. Sie gehen einander selten fehl.

Bei dieser Zusammenkunft galt keine Verstellung weiter. Mathilden schien diese Zutraulichkeit anfangs etwas stark; aber an das Schöne gewöhnt man sich bald, und die Amerikanerin fand es so übel nicht auf deutscher Erde, die solche reizende Erlenbüsche auf duftigen Wiesengründen hat. O, wäre doch noch ein anderer aus dem Gebüsche herausgetreten! Und es trat noch ein anderer heraus mit etwas gemessenerm Schritt, aber mit hellem, freundlichem Wesen. Der Graf war es nicht, der diesen lieblichen Spuk vollkommen gemacht haben würde; aber es war doch auch ein schöner, feiner, vornehmer Herr. Es war der Lord. Es mußte wol eine Feenwelt hier sein; denn wie sah doch der melancholische Lord so heiter, so lebensfroh aus? Wie benahm er sich doch so ganz anders gegen sonst, so artig, so gewandt, so hochgebildet! Wie war er mit einem Worte ein ganz anderer Mensch! Wie imponirend, wie glänzendschön trat seine männliche Schönheit in ein fast blendendes Licht! Welche Gewandtheit des feinsten Anstandes entwickelte er! Der Mann war gar nicht wieder zu erkennen. Was war nur mit ihm vorgegangen?

Da fand nun ein Fragen, ein Scherzen, ein Necken von hüben und drüben statt. Die Zeit hatte es dabei gar zu eilig. Es ward Abend und die Kibitze umflatterten ihre Nester, und wünschten die störenden Wiesenbesucher fort. Man hörte kaum auf das lockende

„Kiwitt, Kiwitt!“, womit das Männchen sein Weibchen in die still-verborgene Wohnung haben wollte. Man merkte nicht, wie der Abendthau die feinen Stiefelchen der Damen zu durchfeuchten anfing. Endlich aber mußte man doch diese liebliche Stelle verlassen. Die Herren baten um die Erlaubniß, die Damen noch eine Strecke begleiten zu dürfen. Am Wilhelminentempel trennte man sich ebenso herzlich, wie man sich am Erlenbusche getroffen hatte. Das war noch eine schöne Wendung, die dieser odiöse Tag genommen. Sophie war in ihre völlige Fassung, Kraft und Heiterkeit zurückgetreten. Aber der veränderte Lord machte ihr zu schaffen. Was war das?! Sie glaubte auf einer Spur zu sein, und sie verfolgte diese Spur mit dem ihr eigenthümlichen Scharfsinn. Mathilde war nicht so sehr mit Blindheit geschlagen, um nicht zu bemerken, daß zwischen Sophie und dem schönen Feldjäger etwas mehr als gewöhnliche Bekanntschaft oder auch Freundschaft walten müsse. Junge Mädchen, wenn sie erst angefangen haben, machen ungeheuer schnelle Fortschritte auf dem Gebiete der Liebesaffairen. „Ein herrlicher, schöner, junger Mann, der Feldjäger“, sagte Mathilde zu Sophie, als sie aus dem Gehörkreise der jungen Männer waren. „Ich glaube nie einen schönern Mann gesehen zu haben, liebe Sophie. Er scheint dir sehr gewogen zu sein, liebe, liebe Freundin!“

„Er ist schön und gut und mir gewogen, ja, Mathilde.“

„Ach, wie glücklich bist du!“

„Du siehst es, wie froh ich bin. Aber davon muß man nicht viel sprechen, und hörst du, niemand darfst

du sagen, was uns auf diesem Wege begegnet ist. Ich sage es auch niemand, wie du für den Grafen fühlst."

„Ich?!"

„Ja, du! Und nun sei ruhig und bewahre unsere Geheimnisse streng, damit wir gute Freundinnen bleiben. Und gib mir auch noch einen herzlichen Kuß zur Guten Nacht. Siehst du, da führt dein Weg ab zur Pfarre."

Die Mädchen küßten sich herzlich und innig. Sie boten einander wiederholt eine Gute Nacht. Auf ein fröhliches Wiedersehen schieden sie. Und sie schieden, eine jede von ihnen zu andern Träumen.

Auf dem hohen Zwingerthurme, welcher der „Lustige Heinrich" heißt, war jemand mit dem Fernrohr gewesen, und er hat nicht allein die Sterne des Himmels, sondern auch die Blumen der Erde beobachtet.

Fast um dieselbe Stunde, als die von uns eben verlassenen Mädchen ihren Ausflug auf gut Glück unternommen hatten, ritten aus dem Schloßhofe von Wendheimsburg zwei junge Männer; beide auf herrlichen, flüchtigen Pferden von edelm Blute. Auf dem dunkeln Apfelschimmel nahm sich Graf Stern, ein eleganter Reiter, gar stattlich aus. Markbrand ritt einen Falben, und auch seine Haltung und Führung des Pferdes bewies, daß er über die ersten Stadien der edeln Kunst hinausgekommen war. Zwei große, echte Windhunde begleiteten sie. Sie hatten aber kaum das einsame, etwas schwerfällige Herrenhaus im Rücken und das Feld gewonnen, so setzten sie ihre Thiere in die feurig-

sten Gangarten, und dahinging es, „daß Roß und Reiter schnoben und Kies und Funken stoben“. Die jungen Männer bedurften einer starken Bewegung. Ihre Glieder sehnten sich aus den Gelenken heraus. Die Brust wollte höher gehen. Der Jugendmuth wollte dampfen. Sie flogen durch die Lüfte. Die Windhunde nannten das in ihrer Sprache noch Spiel. Sie klafften fröhlich auf. Sie wetteiferten mit den beiden Weihen, einem Männchen und einem Weibchen, die eben über ihnen in derselben Richtung dahinflogen und sie zu äffen schienen. Aber in die Erdregion durften diese Vögel mit den breiten Schwingen nicht kommen. dann wäre doch Gefahr für sie vorhanden gewesen, Es ist doch auch schön, die Schnellkraft betrachten zu können, welche die Natur den einzelnen Geschöpfen verliehen. Und welche Schnellkraft schwellt die jugendliche Brust jener schönen, kräftigen Reiter!

Nach einem etwa eine halbe Stunde langen animirten Ritt, der sie aber vielleicht beinahe zwei Meilen weit getragen, halten sie an vor einem einzeln an einer Waldchaussée gelegenen Gasthause. Augenblicklich ist ein Hausknecht heran, um ihnen die Pferde abzunehmen. Ein Aufwärter erkundigt sich nach ihren Befehlen. Dem Hausknecht wird bedeutet, daß er die dampfenden Pferde auf zugfreier Stelle umherführen solle. Den Aufwärter fragt man, ob noch eine der verschiedenen Gartenlauben unbesetzt sei, da man in dem neben dem Gasthause gelegenen ziemlich ansehnlichen Garten das eigenthümliche Geräusch einer rollenden Kugel und fallender Kegel, und viele weithinschallende Menschenstimmen vernahm.

Der Aufwärter führte sie in eine noch unbesetzte, kühle, behagliche Laube. Sie waren im Gasthofe „auf der Heide“. Eine große Pickenickgesellschaft aus den umliegenden Ortschaften hatte sich zusammengefunden und feierte ihr Stiftungsfest, wie der Aufwärter sagte. Bänkelsänger: eine Harfe, Flöte und Geige, machten ihnen Musik, und „es käme gewiß noch später zum Tanze, denn es seien viele junge Leute mit herübergekommen; sie wären nur eben auf der schönen Heide im Forst, um sich mit Gesellschaftsspielen zu unterhalten. Die ältern Herren kegelten, spielten auch an einigen Tischen. Die Damen würden wol eben das Abendessen arrangiren.“ So berichtete im schnellen Redeflusse der Aufwärter und bedeutete den Herren, daß sie wol zu einer glücklichen Stunde gekommen wären.

Diese aber wollten von der Gesellschaft nichts wissen. Sie verlangten vom besten und frischesten Bier, und befahlen dann Ungestörtsein in dieser Laube. Es geschah nach ihrem Worte. Sie thaten einen frischen Zug und waren allein. „So haben wir denn endlich uns einmal so wieder, wie ich es mir längst gewünscht habe“, begann der Graf, und nun verfielen die beiden jungen Männer in die schöne, rosige Erinnerung alter, guter Tage. Da ward so vieles gefragt, wiederholt. Man lachte, man ward ernst. Man drückte sich die Hände, und die ungeheuchelte Freundschaft feierte eine köstliche Stunde. Man kam dann auf die Gegenwart, wie diese sich so eigenthümlich gestaltet habe; auf das unvermuthete Zusammentreffen, auf den gestrigen Ball, auf die jungen Mädchen; man kam dahin, wohin man

wollte und mußte. „Gesteh' es nur ein, nahm der Graf das Wort, Helene hat dein Herz, und du machst dir verzweifelte Gedanken, wie das Ding sich gestalten, wie es enden soll. Helene liebt dich, das ist kein Zweifel. Das arme Mädchen wechselt die Farbe tausendmal, wenn sie dich sieht, und sie zittert am ganzen Leibe, wenn du dich ihr nahest. Das ist mir nicht verborgen geblieben."

„Und wenn es wahr wäre, Adolf, und wenn ich es dir nicht leugnen kann und will, daß ich diese Helene mit der ganzen Kraft und Glut einer heiligen Liebe anbete; wenn ich auch hoffen dürfte, daß meine unbezwingliche Neigung Erwiderung fände, o, sag' mir dann, lieber, treuer Freund, was soll's dann werden! Kann ich jemals die Hoffnung nähren, dieses vornehmen Fräuleins Hand zu erlangen?!"

„Drei Dinge empfehle ich dir, mein treuer Fritz: Prüfung, Beharrlichkeit und Selbstgefühl. Laß deine Liebe erst die Probe bestehen. Die Schwierigkeiten überwinde mit treuem Muthe. Und vergiß es nie, daß du im eigenen Werthe bleiben mußt. Noch weile ich einige Zeit hier. Ich kenne nun dein Hoffen. Ich habe Augen, und vor allem, wenn es nöthig ist, ein Herz für meinen Freund."

Die beiden jungen Männer umarmten einander herzlich wie in frühern, muthigen Zeiten.

„Und wo hast du dein nächstes Ziel aufgesteckt, Adolf?"

„Vorläufig hier. Ich möchte näher mit der jungen Amerikanerin bekannt werden, und wenn sie fortfährt mir auch am Tage ebenso zu gefallen, wie gestern am

Abend beim blendenden Kerzenschein, so möchte ich auch wol dies Leben von einer andern Seite kennen lernen. Bisjetzt war ich fessellos, aber die ewige Ungebundenheit kann auch langweilig werden."

„O, daß du doch etwas ernsthafter bei dieser Sache sein könntest; die Mathilde ist ein herrliches Mädchen, und die Buchwarts sind so vortreffliche Leute, bringe, o bringe keine Betrübniß über dies stille, herzliche Haus!"

„Hast du es schon wieder so eilig?! Ich liebe nicht eher, als wenn es mit aller Aufrichtigkeit und Treue sein kann. Ich glaube aber, diese Mathilde, die mit ihrem offenen, gescheiten Wesen, mit ihrer Frische, mit ihrer unverdorbenen, ungeheuchelten Natur so ganz mein Geschmack ist, wird bald meine wahren Gesinnungen erfahren."

„Wie glücklich könnten wir sein, wenn diese schönen Hoffnungen sich erfüllten!"

Und nun geschah es den jungen Männern doch, daß sie von der rosigen Zukunft schwärmten. Der Graf flog in die Ferne. Er wollte noch nicht an der Scholle kleben bleiben. Er wollte Reiz in seine Liebe bringen. Ein unthätiges Leben von bloßem Gelde war ihm zuwider. Er war zunächst der Gesandtschaft in Rom attachirt. Dahin wollte er, aber vielleicht mit Mathildens Verlobungskusse, nach einiger Zeit abgehen, um seine diplomatische Carrière zu beginnen. Er machte Markbrand allerlei Anerbietungen. Dieser schlug sie alle aus. Er wollte auch wol einmal noch auf Reisen gehen. Aber das habe noch Zeit. Sein einziges und letztes

Ziel sei das Amt eines Predigers. Er wünsche sich nichts Höheres als einst eine bescheidene Pfarre. „Die werde er bekommen und die schöne Pfarrerin auch, und ein trojanischer Spitzbube werde sie ihm nicht rauben; die Zeit sei vorüber, wo um schöne Mädchen und Frauen zehnjährige Kriege entständen.“

Als sie genug geplaudert, da flogen sie wieder zurück, die feurigen Jünglinge, auf muthigen Rossen.

Der junge Tag ging stolz und muthig hervor, wie ein junger Held aus seiner Brautkammer. Der Lord hatte seine Bibellection gehalten. Und der herrliche neunzehnte Psalm lag noch aufgeschlagen auf seinem Tische, und er schaute immer und immer wieder nach dem sechsten Verse. Er machte eine gewählte Toilette, und als ihm die rechte Zeit gekommen schien, bestieg er seinen reizenden Apollowagen, und die tanzenden Rosse brachten ihn bald zum freiherrlichen Schlosse. Da der Baron noch nicht zurückgekehrt war und die immer noch leidende Baronin nur seine Karte annahm, so sah er sich von diesem Dienst der Ehre bald erlöst, und er ließ sich melden, da, wo das Kleinod seiner heißesten Wünsche schimmerte.

Emilie hatte ihn erwartet. Er ward angenommen. Wir bleiben zurück und drängen uns nicht mit Ungebührlichkeit in diese Scene. Nur was wir später doch erfahren würden, und was uns die geheimnißvolle Quelle mitgetheilt, aus welcher wir die Offenbarungen dieser Geschichte schöpfen, das wollen wir vorläufig berichten.

Die schöne Frau empfing den verwandelten Lord mit Thränen in den Augen. Diese Thränen waren aber nicht von der Art, daß sie den Lord entmuthigt hätten. Der Lord hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu Emilie. Er bat um Verzeihung wegen seines confusen Briefes. Er dankte es seiner Freundin von ganzem Herzen, daß sie ihm Gelegenheit geboten habe, ihr seine wahren Gesinnungen mitzutheilen. Er gestand ihr seine reine, vollkommene Liebe zu ihr ein. Er fragte an, ob er sich um die Hand bewerben dürfe, die ihn allein zu trösten und vor trostlosem Untergange zu bewahren vermocht hätte. Er dränge nicht. Ihm sei jeder Wink von dieser Hand heilig. Nur daß ihm die Hoffnung auf diese Hand bleibe.

Emilie reichte ihm ihre Hand. Der überselige Lord bedeckte sie mit tausend glühenden Küssen. Willig ging er auf alle Bedingungen ein. Seine eigentliche Bewerbung solle erst nach einem halben Jahre, ihre Verlobung nach einem Jahre beginnen. Emilie setzte ihm die Gründe dieser nothwendigen Verschiebung auseinander. Der Lord billigte sie. Man wollte nicht trotzig gegen ein Haus erscheinen, in welchem man eine so gastliche und liebevolle Aufnahme gefunden. Emilie wolle ihre Freunde in der Stille auf den Gedanken vorbereiten, daß sie dennoch in ihrem Entschlusse, unverheirathet zu bleiben, eine Aenderung eintreten lassen könne. Der Lord möge seine Absichten nicht verhüllen. Diesen Zwang wolle sie ihm nicht auferlegen. Hätte er vielleicht nöthig, seine Angelegenheiten in England selbst zu ordnen, so würde sie es sogar nicht

ungern sehen, wenn er sich zu einer Reise in seine Heimat und auf seine Güter entschlösse. Sie hoffe, ihr Verhältniß zueinander würde sich auf diese Weise am schicklichsten gestalten lassen, und der Lord würde um so lebensfroher zu ihr zurückkehren, je kräftiger er sich auch den nothwendigen Pflichten des Lebens wieder geweihet hätte. Sie theilte dem Manne, der die Zusage ihrer Hand empfangen sollte, ihre augenblickliche Spannung mit der Baronin mit. Da sie aber den Wunsch hatte, dies Misverhältniß möchte sich wieder ausgleichen, und es möchte keine bittere Erinnerung zurückbleiben, wenn sie früher oder später von hier scheiden müsse, so theilte sie ihrem Freunde ferner mit, daß sie bereits in einem zweiten, versöhnlichen Billet die Baronin um einen vierwöchentlichen Urlaub gebeten habe, um ihrer fürstlichen Freundin und Gönnerin in Eisenach den längst versprochenen Besuch machen zu dürfen. Morgen werde sie abreisen. Der Lord erschrak. Die Aussicht auf eine ihm verheißene Correspondenz tröstete ihn.

Nach einer Stunde verließ der hochbeglückte Lord das Zimmer seiner Angebeteten. Der sechste Vers des neunzehnten Psalms kam nicht aus seinen Gedanken.

Sophie sah den strahlenden Lord, als er den jungen Mädchen seine Aufwartung in Gegenwart der Domina machte. Sie war auf der rechten Spur.

Am andern Tage morgens sechs Uhr reiste Frau von Debonal nach Eisenach ab. Alles stand am Wagen. Die jungen Mädchen weinten. Die Baronin winkte

mit ihrem weißen Tuche aus dem Fenster. Auf der Eisenbahn fand sie Begleitung. Sie war fort, und gegen Mittag kamen der Graf und Markbrand zurück. Und damit sind wir auf dem Punkte, wo die Darstellungen auf der Bühne des Lebens oft den einheitlichen Gedanken verlieren.

Zweites Kapitel.

Es gibt Ruhepunkte in jeder Geschichte.

Es wird uns schwer, dem Vergnügen, die schöne Frau von Debonal auf ihrer Reise nach Thüringen zu begleiten, gänzlich zu entsagen. Es heißt doch einige Sprossen auf der Leiter zum Himmel hinansteigen, wenn man aus den weitgestreckten und oft so monotonen und armseligen Ebenen der Marken auf die höher gelegenen Bergstraßen des lieben und anheimelnden Thüringens versetzt wird. Freilich ist uns ein umständliches Ausplaudern dieser Reise aus Rücksicht gegen die Reisende streng verboten. Zwar sie reist, wie es einer Dame jetzt erlaubt sein kann, ohne alle Anstandnahme gegen die sonstigen vielen Bedenklichkeiten, allein; konnte sie es aber hindern, daß ein ihr bekannter Herr in dasselbe Coupé stieg, das ihr angewiesen ward, als sie ihr Reiseziel angab? Und konnte man es ihr verdenken, daß sich ihre augenblickliche Ueberraschung, ihre kurze Verlegenheit in eine herzliche Freude, in eine gemüthliche Freude verwandelte, als ihr derselbe wohlbekannte

Herr ankündigte, daß er sich dasselbe Ziel gesteckt habe, und daß er sie begleiten und mit aller Ergebenheit beschützen werde, wenn sie nichts dagegen habe. Sie hatte nichts dagegen. Und das halbe Incognito, das dennoch wiederum aus gewissen Rücksichten bewahrt werden mußte, verlieh der schönen, frischduftenden Reise aus den Marken nach Thüringen einen neuen, eigenthümlichen und köstlichen Reiz. Wir sind also verpflichtet, dieses Incognito mit einiger Strenge zu achten.

Die Reisenden, um nicht von den Umsitzenden, denen man die einfache deutsche Genügsamkeit ansieht, in ihren Unterhaltungen gestört zu werden, bedienen sich der geläufigsten Sprache von der Welt. Sie sitzen einander gegenüber und sprechen französisch. Ach, wie glücklich sieht der Herr aus, so oft es ihm gelungen ist ein freundliches, und wie wir auch bemerken können, ein dankbares Zunicken von der ihm gegenübersitzenden Frau zu gewinnen. Und der Fall tritt um so öfter ein, je weiter die beiden miteinander in die fremde Welt getrieben werden, und je häufiger sich die Veranlassungen darbieten, bei denen der Herr seine Galanterie und Aufmerksamkeit gegen seine Dame beweisen kann. Der Zufall spielt sogar einmal so günstig für sie, daß sie jetzt nur einen Mitreisenden neben sich haben, einen ältern Herrn, der es sich, da es der Raum und die Gelegenheit gestatten, sogleich recht sehr bequem zu machen sucht, und zu einem zweifellosen, wahrhaft innigem Schlafe übergeht. Nein, es soll uns nicht beikommen, die Lauscher und die Verräther spielen zu wollen. Drücken jene beiden höchst glücklichen Reisenden

einander die Hände? Es geht uns das nichts an. Küßt der Herr die schöne Hand der Dame mehr als einmal? Es geht uns das auch nichts an. Werden die Blicke zärtlicher, die Worte zutraulicher, die Mühen umeinander liebevoller? Es geht uns das alles gar nichts an. Dergleichen kommt jetzt in den Coupé's, wenn die Gelegenheiten günstig sind, zu oft vor, als daß wir davon ein besonderes Aufheben machen dürften. Die Reisen auf den Eisenbahnen sind in dieser Hinsicht sehr verführerisch. Die Vertraulichkeiten haben hier ihr schönstes Terrain gewonnen.

Von Halle ab, über die bekannten immer anziehender werdenden Stationen, die dem romantischen Saalthale angehören, kamen unsere lieben Reisenden in eine immer fröhlichere, muthigere Stimmung. Der liebliche Wechsel von Höhe und Tiefe, von Wald und Flur, von Anbau und wilder Natur übte einen immer wohlthätigern Einfluß auf ein paar Seelen aus, die bis auf diesen Augenblick sich selten von den Bürden und Bitterkeiten dieser Erde frei gefühlt hatten. Da hängen sie an den Bergen, die alten Burgen mit ihrem tiefelegischen Verfalle und mit der Klage um ein verschwundenes romantisches Zeitalter. Da lachen die Hügel mit ihren fröhlichen, grünen Reben, und weisen die Sterblichen auf jene Stunden hin, wo auch sie einmal fröhlich sein können und der Liebe und Freundschaft ein duftendes Glas weihen dürfen. Da schimmert ein stattliches Schloß von der Höhe und beherrscht mit seinen Flügeln die Stadt, die zu seinen Füßen liegt. Seine Fürsten sind vertrocknete Zweige

an dem großen Stammbaume geworden, und das Schloß dient dem Zweck der modernen Cultur. Da grauet ein Dom herüber, und es will uns fast bedünken, als ob das ehrwürdige Gebäude sich etwas gelangweilt und zurückgesetzt fühle, in einer Zeit, die es nur wegen seiner monumentalen Merkwürdigkeit erhalten, aber nicht wegen seiner kirchlichen Wahrheit geschützt wissen will. Da taucht ein stattliches Kloster aus einer reichen Aue empor; aber sein jetziger Glockenruf winkt an die Quellen des classischen Heidenthums, und nicht mehr in die Monotonie der vorgeschriebenen Weltentsagung. Wie wechseln doch die Anschauungen, Sitten und Ueberzeugungen auf dieser räthselhaften Erde! Jetzt fahren wir durch das goldene, glänzende Thor der neuen, dichterischen Epoche. Das stille und doch so berühmte Weimar liegt vor uns.

Zwei Hochgebildete zweier fremden Nationen können an diesem berühmten Sitze der jüngern Musen nicht vorübergehen. Sie müssen die Stätten sehen, und womöglich betreten, auf denen die großen, epochemachenden Dichter Deutschlands schafften und ihren Landsleuten den unermeßlichen Reichthum, Glanz und Wohllaut ihrer gefühlvollen und an sich schon dichterischen Sprache aufschlossen. Das Haus des gefeierten, vornehmen Goethe steht in stiller, abgeschlossener Ruhe vor ihnen. Nur einer bedeutenden Mühwaltung und Geldverschwendung gelingt es, den Schlüssel in die Geheimnisse dieses Tempels zu gewinnen, in welchem ein Genius waltete, der unsterbliche Gedichte geschaffen, aber mit ihnen wenig Saaten zu großen und unsterblichen Thaten

ausgestreut hat. Es rührt uns nichts in diesem Hause, welches so vieles in sich birgt, das aus allen Reichen dieser Welt zusammengetragen ist, um die Universalität dessen zu bezeugen, der an so vielen einzelnen Dingen Interesse haben konnte. Wie viel leichter ist das einfache Schiller'sche Haus betreten! Es gehört der Stadt Weimar, und damit der ganzen Welt, die unsern Schiller kennt und liebt. Wenn nur die einfache Bettsponde zureicht, um allen einen Splitter zum Andenken zu überlassen, die in diesen rührend einfachen und ärmlichen Räumen den Manen des großen Dichters eine Thräne der heiligsten Verehrung und Dankbarkeit weihen. Auch die Kinder zweier fremden Länder nehmen sich ein jedes ein Andenken aus diesem Sitze des edelsten Geistes, der aus deutscher Heimat entsprungen ist, mit. Sie konnten es von dem Buchbinder kaufen, der zu diesem Behufe im untern Stock des Hauses einen kleinen Laden hält. Alles eng hier, wie eine Menschenbrust, und doch so voll von großen Gedanken. Schiller hat die deutsche Brust gebrochen, und sie hat die Ströme ihrer mächtigen Empfindungen schießen lassen.

Unbesucht konnten auch nicht die sinnigen Räume bleiben, die die verehrungswürdige Großherzogin Marie den vier größten Dichtern ihrer Periode geweihet. Wieder aber ist es das Schillerzimmer, in welchem wir uns so heimisch fühlen, als wären wir hier zu Hause. Wo er ist, da ist unsere Lebensluft. Wieland, ein Dichter in classischer Manier, mit mehr Witz als Empfindung in seinen Gedichten, ist verhallt. Nur die Fresken des „Oberon" dringen mit gefühlvollem Humor

zu uns hernieder. Ohne Herder wäre der Geist der Romantik in jene Dichter nicht gefahren. Er führte in die Morgenröthe und in die Nebel des wahren Liedes zurück. Aber die Fresken seines „Cid" sind uns zu unverständlich. Goethe bleibt der vornehme Mann, der Weltkundige, wo wir ihm auch begegnen, und wenn's nicht wahr wäre, wir würden ihm viele seiner schönen Lieder nicht zutrauen, so ins Sentimentale und Natürliche spielen sie hinein. Aber er verstand die Sprache. Die Fremden wußten nicht viel von Goethe, und die Erinnerung an den berühmten „Faust" erschreckte sie sogar. Es zieht sich ein schwefeliger Geruch über dieses Gedicht. Es ist nicht ganz rein.

Auch den neuen Friedhof mußten jene Fremdlinge betreten. Sie stiegen zur Gruft Karl August's hinab, zu dessen Seiten die beiden Dichter ruhen, die mit ihren Namen den seinigen verewigen werden. Jetzt lagen auf allen drei Särgen frische Immortellenkränze. Das sind Fürsten, die hier ruhen, denen die Völker lange huldigen werden. Arm, wie Schiller gelebt, arm ist er begraben. Jetzt aber ruhet er neben dem rühmlichen Karl August und dem reichen Goethe. Mit wahrhaftiger Andacht verlassen die Besucher diese heilige Stätte.

Eine anmuthige Fahrt durch liebliche Landschaften brachte unsere Reisenden, ehe sie es dachten und wünschten, nach Eisenach. Die ehrwürdige Stadt, die sich in der Geschichte der deutschen Städte einen hellen und vollen Klang erworben, wird stets mit andächtigen Gefühlen begrüßt. Der Romantiker wie der Historiker,

der Archäolog wie der Enthusiast für neologische Träume, sie haben alle ihre Grüße an diese Mauern abzustatten. Selbst die Fremden haben von dieser Stadt hören müssen. Die alte graue Wartburg, die noch vor den gothischen kühnen Baugedanken ihre kräftigen Fundamente legte und ihre schwerfälligen Bogen schlug, ihre weiten Hallen dehnte und ihre plumpen Thürme packte, die alte graue Wartburg mit ihrem Saitenspiel und ritterlichen Turnier, mit ihrer Lutherstube, die eine neue freie Welt gebar, und mit ihrem Scheiterhaufen, dem der Jugendmuth der deutschen Nation die Zeichen abgelebter Institutionen opferte: die alte graue Wartburg lockt jeden hinauf, der sie noch nicht gesehen. Sie steht auf so schöner lichter Höhe, sie hebt sich über so freundlichem grünen Grunde, sie blickt so mahnend und so tröstend in die deutschen Gauen hinein, daß sie mit Recht unter die alten, unvergeßlichen und gesegneten Wallfahrtsstätten deutschen Sinnes und Gemüthes gerechnet werden muß. Wenn unsere Reisenden hinansteigen sollten, um die edeln Reste alten Glanzes und Ruhmes nach ihren Sagen zu fragen, so schließen wir uns ihnen sicherlich an.

Vorläufig stiegen die geehrten Freunde im Thüringer Hofe ab. Der Lohnbediente, der zu der königlichen Frau entsandt wurde, brachte die Nachricht zurück, daß die hier allgemein beliebte hohe Dulderin zu einem kurzen Besuch hinüber nach Gotha sei, wo englische Herrschaften und preußische Verwandte jetzt weilten, um intimere Familienangelegenheiten und nebenbei gewisse politische Eventualitäten zu besprechen. Die unglückliche

Mutter französischer Prinzen, die leider die traurige Rolle der Prätendenten, also der nicht vollständigen Legitimität gegen einen kühnern und mächtigern Prätendenten und Illegitimen auszuspielen haben werden, sollte einen neuen kränkenden Schlag erhalten. Es handelte sich eben um die Confiscation der Orleans'schen Güter. Die Usurpation kann mit dem besten Willen die vertriebenen dynastischen Ansprüche nicht anerkennen, und der Nationalhaß, der sich auf diejenigen wirft, die bei der Revolution verlieren, will stets seine Opfer haben. Wo ist das unumstößliche Recht, das für die Exilirten plaidirt; wo ist der unerschütterliche Gerichtshof, der sich an die Stürme der Revolutionen nicht kehrt, und denen ihr Eigenthum sicherte, die den Boden aufgeben mußten, den sie so lange beherrscht und besteuert haben?! Es ist ein Glück für die Orleans'sche Familie, daß Ludwig Philipp, im Vorgefühl seiner Unhaltbarkeit auf einem Throne, der wegen seiner Wurmstichigkeit die königliche Last eines Bourbon nicht mehr tragen will, mit guten speculativen und finanziellen Kräften und Geschicklichkeiten ausgestattet, einen ansehnlichen Nothpfennig für seine vertriebene Familie aufgesammelt hat, der es ihr immer möglich macht, sich mit fürstlicher Standesmäßigkeit zu halten und in Frankreich, das in jedem Augenblick zu neuen Revolutionen die nöthige Uebung und Reife erlangt hat, die erforderlichen Agenten zu besolden, welche den Factionsgeist nähren und eine Stimme auch für die jüngere Bourbonische Linie wach erhalten. Die Herzogin verband deshalb mit ihrem freundschaftlichen Besuche auch solche politische Zwecke,

wie sie für den Augenblick nöthig waren. Wer einen verlorenen Thron wiedergewinnen will, hat immer zu thun. Diese Frau hat ringen müssen bis zu ihrem frühen Grabe. — Morgen würde sie wieder zurücksein, berichtete der Lohnbediente weiter, und etwaige Aufwartungen müßten jederzeit vorher angemeldet werden. — Die hohe, alle Theilnahme verdienende Frau genoß die Gastfreundlichkeit eines edeln deutschen Fürstenhauses in einem ausgezeichneten Grade. Sie aber lebte still und möglichst eingezogen. Ihre Einrichtung im herzoglichen Palast blieb auf das bescheidenste Maß beschränkt, weil ihr ausdrücklicher Wunsch es so bestimmte. Ihre beste Kraft und ihre treue Seele weihte sie vorzugsweise ihren Kindern, die an den Stufen des mächtigsten und glänzendsten Thrones dieses Erdtheils geboren waren, und denen, so lange sie leben, die Hoffnung nicht geraubt werden kann, daß die Stufen, die zum königlichen Sitze hinanführen, noch immer am ehesten von denen bestiegen werden können, deren Wiege von der Vorsehung dicht danebengestellt worden ist.

Unsern Reisenden blieb ein Spätnachmittag und ein prächtiger Sommerabend zur schönsten Verwendung. Ihr Bedienter, für die kurze Zeit ihres dortigen Aufenthalts angenommen, ein orts- und wegekundiger, dabei stiller und artiger Mann mit dem gemüthlichen Dialekt der Thüringer, führte unsere lieben Reisenden durch die bekannten, lieblichen und theilweise pittoresken Thäler, die Eisenach so reizend und anziehend machen. Welcher Reisende durch Thüringens Wälder und Auen, Sagen und Lieder kennt nicht das Georgs- und Anna-

thal bei Eisenach. Dann ging es aufwärts durch einen duftigen Wald, und als die Kraft der beiden frischen Wanderer noch lange nicht erschöpft war, da gingen sie durch den großen, felsigen Thorweg, und sie waren in den eigenthümlichen Räumlichkeiten der alten Fürstenburg. Sie wußten nicht, wie sie hinangekommen waren. Waren sie doch hinangehoben durch die Schwingen neuer, ungewohnter Gefühle, welche aus den unerschöpflichen Quellen einer reinen, aber kräftigen Liebe gespeist werden. Da sitzen sie beide, an denen wir so innigen und großen Antheil nehmen, in einer der tiefen Fensternischen der ziemlich weiten, jedoch niedrigen Halle des Thorhauses. Man bringt ihnen das Beste und Labsaligste, was man hier und um diese Zeit gerade hat. Eine würzige reine Chocolade, überaus gut und schmackhaft zubereitet; ein schwarzes, aber recht kräftiges Butterbrot, mit gelber thüringer Butter bestrichen und mit saftigem thüringer Schinken belegt, entspricht vollkommen dem ziemlich lebhaften Appetit. Ach, wie glücklich macht es den Herrn, daß er seiner schönen Dame die kleinen tausend Gefälligkeiten erweisen kann; und wie heiter, fast schelmisch kauet die junge Frau mit ihren Perlen von Zähnen in das kräftige schwarze Brot! O, welch ein Vergnügen, so hoch einmal über der Erde und ihren niedern Sorgen sein zu können! Wir haben es uns schon lange gewünscht, diese sonst so still duldende Frau auch einmal in einer Stimmung betrachten zu können, die vollkommen ihren Jahren und ihrer Schönheit entspricht. Ach, und wie schön, wie bezaubernd schön ist sie. Selbst die alten Fürstenbilder,

die die Wände dieser Halle in reichlicher Zahl zieren, scheinen Bewegung zu bekommen und freundlich herunterzufragen: „Nicht wahr, du Vielgeprüfte, die heitere thüringische Luft hat dein Herz leicht gemacht; die frohen Berge, die jauchzenden Wälder, die lachenden Wiesen und hoffnungsvollen Auen haben dich gestärkt und für eine neue bessere Zukunft gerüstet?" Und das schöne tiefblaue, jetzt zum Fenster über die weiten Bergeswogen hinausschauende Auge bestätigt diese fürstliche Meinung mit einem heitern Strahle, und was vielleicht viele Wochen in jenen geebneten Bezirken, worinnen Groß-Barkow liegt, nicht vermocht hätten, die gemüthvollen Partien dieses schönen deutschen Ländergebiets haben die Herzen in die innigste Beziehung zueinander gebracht. Sie empfinden die ganze heilige Wonne, von unauflöslichen Banden umschlungen zu sein. Liebesverhältnisse, die in schönen, romantischen Gegenden sich gestalten, nehmen jederzeit einen außerordentlichen Duft bleibender Erinnerungen an.

Als der Herr am folgenden Tage schied, da hat es einige schwere Augenblicke gekostet. Sie haben beide geweint. Aber die Thränen, die auf ihre Hände fielen, waren heilige Pfänder eines sichern Wiedersehens.

Schneller doch als der Dampfwagen fliegen unsere Gedanken von einem Ende der Erde bis zum andern. So sind wir mit einem Schwunge von den fröhlichen thüringer Bergen in den verständigen Ebenen der Marken. Die Schwalbe sucht ihr Nest, und der Mensch

die Wohnung, die er seine Heimatsstätte oder den Herd der Gastfreundschaft nennt. Der gute, umgewandelte Lord — denn kein anderer war es, welcher die schöne Frau, der wir ein heiteres Sichneigen der Erdensonne gönnen, begleitete — mag sehen, wie er seine dreitägige Abwesenheit bei denen, die sich seine Freunde und Wirthe nennen, zu rechtfertigen oder zu erklären vermag. Wahrscheinlich wird er aber gar nichts darüber sagen, und niemand wird sich herausnehmen, den Mann mit freiem Willen und ungeheuerm Vermögen nach der Verwendung seiner Zeit und seines Geldes zu fragen. Außerdem ist man es schon an ihm gewohnt, daß er oft auf Tage irgendwohin verschwindet und dann plötzlich wieder auf einer Stelle, oder zu einer Stunde auftaucht, wo man ihn kaum erwartet. Gewöhnlich liebt er es, die Endpunkte seiner Reisen in die Mitternachtsstunde fallen zu lassen. Wenn ihr euch deswegen um diese Stunde in den einsamen Bezirk der euch bekannten Oberförsterei begeben wollt, so werdet ihr ein weithinschallendes Klopfen an dem Thorwege zum Hofe vernehmen, welches die vielen Hunde weckt, die man dort zum Nutzen und Vergnügen hält, und die Vögel aufscheucht, die auf den zunächst der Behausung stehenden Waldbäumen ihr luftiges und schwankendes Nachtquartier gehalten haben. Ein solches nächtliches Pochen bringt eine ungeheuere Wallung in eine solche stille Gegend. Wie weithin schallt doch jeder Schlag, wie weithin trägt sich jeder Ruf, wie warnend läßt sich das Bellen der Hunde vernehmen, welche die Gefahren des Angriffs kennen, und wie erschreckend bebt der Flügelschlag der

aufgescheuchten Vögel durch die lauschenden Lüfte! Aber das einsame Licht in der großen hellen Laterne, mit welcher der bald erwachte Diener erscheint, wirft weite Strahlen über die offene Heide, und bewirkt die schroffsten Gegensätze von Licht und Finsterniß, und zaubert tausend wunderbare, gespenstische Gestalten vor die geschäftigte Phantasie. Roß und Mann sind bald hinter die schirmenden Mauern des gastlichen Hauses gebracht. Die schweren Thorflügel drehen sich wieder in ihren Angeln mit dem bekannten kreischenden Geschrei, und fallen in ihre Klammern und Riegel, weil sie noch müde sind und die nächtlichen Angriffe plötzlicher Windstöße und schwere Regenschauer nicht lieben. Das Hundegebell geht langsam zu immer seltenern und dumpfern Brusttönen über, und endlich ganz aus. Die menschlichen Stimmen verstummen auch, und die verscheuchten Vögel, welche mit scharfen Augen die Nacht und ihre Unheimlichkeiten durchdringen, und mit beißendem Geruche wittern, ob die Luft von allen Feindseligkeiten rein geworden, kehren wieder in ihre alten Gehege. Da ist denn alles wieder still geworden. Nur von Strachow herüber hört man des Wächters Horn durch die weite Nacht. Es ist eins an der Uhr. Die schöne Julinacht mit abgekühltem Gefieder nistelt sich noch über die schlafende Erde. Im fernen Osten aber ziehet die Sonne ihre feurigen Rosse bereits aus dem krystallenen Stall, um ein ewig pünktlicher Reisender mit drei Uhr fünfundvierzig Minuten dort auf dem Gebirgskamme zu erscheinen, und von da herab die Lerchen in den Ebenen zu wecken.

Ungebundener doch als der Dampfwagen können unsere Gedanken ihre Bewegungen nach vorwärts und rückwärts machen. So versetzen wir uns ohne alle Umstände in die Stunde jenes frischen Vormittags, wo unsere beiden jungen Freunde, der Graf und Markbrand in dem Schlosse Barkow eintrafen. Sie kamen auf einem leichten, sehr eleganten Jagdwagen an, von zwei wunderschönen kohlschwarzen Doppelponies gezogen, die ohne weiteres Abzeichen, nur einen weißen Stern auf ihrer Stirn haben mußten, um die natürliche Livree ihres vornehmen Herrn zur prunkenden Schau zu tragen. Die schwarzen Thiere waren in Naturellgeschirr von weißer Farbe mit schwarz und Silber reich beschlagen. Ein allerliebstes Gespann, und der schöne Wagenlenker hätte auch die ängstlichste Dame an seine grüne Seite — er hatte wirklich ein grünes Jagdkleid an — hinaufschmeicheln können, wenn dieser verführerische Sitz nicht eben schon von seinem Busenfreunde eingenommen gewesen wäre. Auf dem Hintersitze saß der Diener. Es war unerhört still in Burg Barkow. Es kam niemand von den Herrschaften, um die angekommenen Gäste zu empfangen. Der Factor versah den Dienst, in Ermangelung einer schicklichern Persönlichkeit. Der stets freundliche Mann erklärte den jungen Herren, daß der Herr Baron auf Reisen seien und wahrscheinlich erst gegen Abend wieder eintreffen würden. Die Frau Baronin seien seit dem letzten anstrengenden Feste unwohl, und könne die Herren nicht empfangen. Die hochwürdige Domina würde die schätzenswerthe Stelle der Dame vom Hause übernehmen, und

sie ließe die Herren bitten, so bald sie sich arrangirt fänden, in dem kleinen Saale zum Frühstück zu erscheinen, wo zugleich die übliche Aufwartung stattfinden könne, da die jungen Damen bei ihr sein würden. Die verbindlichste Bitte an die Herren werde nur dahin gerichtet, unter den angeführten Umständen den Mangel an schicklichem Entgegenkommen gütigst entschuldigen zu wollen, und der Hofmeister würden höflichst angewiesen, die Verpflichtungen der Gastfreundschaft gegen den Herrn Grafen an Stelle des fehlenden Hausherrn gütigst selbst zu übernehmen und deren Grenzen möglichst weit zur Ehre des Gastes und Hauses auszudehnen. Das alles war übergenug für die jungen Männer, welche die Abwesenheit des Herrn und die Unpäßlichkeit der Frau wenig afficirte. Sie konnten beieinander sein. Die jungen Mädchen waren auch da. Ja, sie standen an den Fenstern halb hinter den Gardinen. Aber sie wurden gesehen, weil sie so gern selbst sehen und gesehen werden wollten. Die Herren waren bald arrangirt, und die übliche Frühstückszeit in Burg Barkow war kaum herbeigezogen, als die verlangenden Herzen im kleinen Salon suchten, was sich dort Schönes und Liebenswürdiges finden ließ.

Die jungen Männer hatten sich den Empfang herzlicher und lieblicher gedacht. Die Domina, welche die Frau vom Hause repräsentirte, war zwar sehr verbindlich und gnädig, aber augenscheinlich auch sehr förmlich. Nur zuweilen konnte sie es nicht lassen, Markbrand, ihrem eingebildeten Geliebten früher, schöner und unvergeßlicher Tage, einen jener Blicke zu spenden, in wel-

chen ihre ganze Seele aufging, und die für andere, die es bemerkten, weil es oft so auffällig erschien, völlig unerklärlich waren. Hätte man nicht die Strenge ihrer Ansichten und die Reinheit ihrer Sitten gekannt, man hätte der Hochwürdigen auf eine verzeihliche Weise unrecht thun können; denn leider ist diese Generation so tief gesunken, daß man kaum noch an eine völlig unbescholtene Tugend in dem Gedränge der herrschenden laxen Moralbegriffe glauben mag. Ein steifer und unbequemer Ton machte sich bei diesem improvisirten eleganten Frühstück geltend. Die Unbehaglichkeit hing sich an einen der luxuriösen Tische, die mehr über die Bedrückung ihrer Gäste, als ihrer eigenen süßen Lasten seufzen. Wir müssen einschalten, daß die hochwürdige Domina bei Gelegenheit ihres ängstlich besorgten tantlichen Besuchs bei der Baronin, über den Stand der Angelegenheiten so weit aufgeklärt worden war, daß die mit Recht besorgte Mutter die liebevolle Tante um zwei Dinge recht dringend ersuchte, nämlich erstens, daß letztere die oberhofmeisterliche Aufsicht über die Fräulein während der Abwesenheit der eigentlichen Gouvernante, der Frau von Debonal, gefälligst übernehmen, und daß zweitens, damit der hochzuschätzende Einfluß der gütigen Tante sich um so wirksamer erweisen möge, die Tante nach einigen Tagen mit den jungen Mädchen abreisen und dieselben auf einige Zeit bei sich, das heißt nun eben unter der Zucht und Aufsicht ihrer gestrengen, echt aristokratischen, familiengetreuen Ansichten und Erziehungsgrundsätze in Marienthal behalten möchte. Wenn sich die Tante in Bezug auf die erste Bitte ihrer geehrten

Nichte außerordentlich geehrt und geschmeichelt sah, und deshalb das ungeheuchelte Versprechen in die Hände der sichtlich angegriffenen Baronin niederlegte, daß sie die heiligen Pflichten einer stellvertretenden Hofmeisterin mit aller Freude und Treue übernehmen wolle, so gab sie in Bezug auf die zweite Bitte der Baronin vollkommen recht, daß man in keinem Falle diplomatischer handeln könne, als auf diese Weise. Die Hauptsorge der Baronin wegen eines entstehenden Verhältnisses ihrer Tochter zu dem jungen Theologen ahnte die Domina in ihrem Stolze nicht. Sie sah in der Handlungsweise ihrer klugen Nichte nur ein sehr geschicktes Manöver, dem Grafen den Aufenthalt auf dem Schlosse für eine längere Zeit zu ermöglichen und ihm die abwesende Tochter interessanter zu machen, als die täglich zu sehende. Die beiden Damen nahmen eine jede die wichtige Familienangelegenheit auf ihre Weise; sie handelten für dieselben Zwecke mit verschiedenen Ansichten, aber mit denselben kräftigen Mitteln.

Die Fräulein kannten bereits ihr Los. Nach drei Tagen sollten sie die ungewünschte Reise antreten. Keine trennte sich ohne Schmerz eben jetzt von der Schwelle, auf welche die süße Hoffnung so viele duftende Blumen streute. Helene sollte auf Wochen einem Umgang entrissen werden, der ihrem Leben erst einen Inhalt und einen Werth gegeben hatte. Sie ahnte auch, sie fürchtete sogar, daß sie auf immer von einem Jüngling geschieden, gewaltsam und listig geschieden werden sollte, dessen Erscheinung vom ersten Augenblick an Gefühle in ihre Brust geflößt hatte, die sie es deutlich empfinden

ließen, daß sie sterben würde, wenn sie nicht mehr der Odem ihres Lebens wären. Das arme Kind war in um so größerer Pein, da Sophie in ihrer rückhaltlosen und energischen Weise ihr die Nothwendigkeit eines reservirten Benehmens gegen Markbrand zur unerlaßlichen Pflicht gemacht hatte, wenn sie nicht den Willen und den Muth haben könne, ihr Schicksal gegen die verrosteten Ansichten ihrer Familie zu vertheidigen und nach ihren Rechten und Bedürfnissen zu gestalten. Der hierzu erforderliche kühne und beharrliche Geist fehlte aber Helenen, deren charakteristische Merkmale sanftes, geduldiges und opferbereites Wesen waren. Helene konnte kaum ihren Kummer verbergen. Und doch legte sich dieser auf eine solche Weise für Markbrand an den Tag, daß dieser ihn für die Geständnisse der zartesten und heiligsten Liebe nehmen konnte. Sophie war fast bis zum Ausbruche ihrer Leidenschaften auf alle diejenigen erzürnt, die sie ebenjetzt, wo sie auf öftern und verstohlenen süßen Wegen ihren geliebten Theodor sehen und sprechen konnte, aus dieser wonnigen Lage reißen wollten. Sie argwöhnte darunter schwarze Plane. Sie ging zu weit. Sie legte in der That zu viel Werth auf ihre Person. Sie sollte nur mit fort, damit sie nicht vielleicht ein Verbindungskanal zwischen den beiden jungen Leuten würde, die man voneinander getrennt und füreinander abgestorben haben wollte. Die Baronin dachte kaum noch an das Geständniß ihres Sohnes, denn eine solche jugendliche, unreife und ungeprüfte Neigung, wie sie der junge Baron für seine Verwandte fühlen mochte, konnte gar nicht in Betracht kommen, wenn es sich um

ernstliche Absichten, und namentlich um die Ehre und den Glanz des alten freiherrlichen Hauses handelte. Sophie konnte in keine gute Laune kommen, obschon der liebenswürdige Graf sich nach allen Seiten hin bemühte, um ihr eine entgegnende Freundlichkeit abzugewinnen.

Durch zwei Dinge wurden auch die jungen Männer herabgestimmt. Die Hochwürdige theilte ihnen im schicklichen Augenblicke und mit angemessener Sprache mit, daß Frau von Debonal, die sie vielleicht vermißten, auf ihr Ansuchen einen vierwöchentlichen Urlaub erhalten habe und heute in aller Frühe abgereist sei, um ihrer fürstlichen Gönnerin und Wohlthäterin einen Besuch abzustatten. Diese Vacanz würde nun benutzt werden, um den jungen Damen auch einmal eine freie Zeit zu gewähren und sie in andere Gesichtskreise und Umgebungen zu führen. Nach der Rückkehr des Barons würden die Fräulein sie nach Marienthal begleiten und ihr die Freude eines vierwöchentlichen Aufenthalts daselbst gewähren. Ein bedeutender Theil der für den Herrn Hofmeister gebundenen Zeit würde dadurch frei, und die beiden Herren, die doch einander soviel wie möglich leben und genießen wollten, würden dies auf diese Weise in ungehinderter Weise haben können.

Den Grafen ließ diese Mittheilung fast ungerührt, und nur ein schnell ausgewechselter Blick mit seinem lieben Markbrand bewies ihm, wie niederschlagend diese Nachricht auf den ohnehin schon so Beklommenen wirkte. Insofern drückte er sein schmerzliches Bedauern aus, auf so lange der beglückenden Nähe der jungen Damen

beraubt sein zu müssen; doch wünschte er beiden Parteien, der Domina und den beiden Schwestern, das hohe Glück einer so langen und schönen Gemeinschaft. Der Domina wollte diese schnelle Resignation ohne alles Feuer gar wenig gefallen; Sophie merkte den Sarkasmus, und Markbrand konnte sich in die Taktik seines Freundes nicht finden. Sein wahrhaftes Bedauern, das keinen Zweifel über seine Echtheit aufkommen ließ, sprach der Graf jedoch darüber aus, daß er die Frau von Debonal nicht mehr antreffe, da er mit wirklich ehrgeizigen Absichten um die nähere Bekanntschaft dieser höchst interessanten, schönen und liebenswürdigen jungen Witwe alle Segel eines guten Tones und Willens aufgespannt haben würde. Die Tante schenkte auch dieser Aeußerung des Herrn Grafen keinen Beifall, und hatte auch nicht ein Wort dafür. In diesem Punkte war sie sehr difficil und karg. Es kam ein eisiger Hauch auf diese Stunde. Die Gedanken fröstelten.

Das Dejeuner war vorüber. Die Parteien zerstreuten sich. Die Herzen hatten ihre Arbeit bekommen. Aber es kam so, wie das Programm meldete. Der Baron kehrte am Abend zurück. Am folgenden Tage gab es viel Unruhe im Hause. Die hochwürdige Tante rüstete zum Aufbruche. Herr, mein Gott, was gab es da nicht alles zu packen und zu besorgen! Die Fräulein wurden ihrer auch kaum mächtig. Die Abreise war ihnen zu schnell über den Kopf gekommen. Sie hatten daher alle Hände voll zu thun, häufige Thränen im Auge und manchen Schmerz in der Brust zu bekämpfen. Helene war milde und freundlich bei allem

Leid. Die Opferlammesnaturen finden auch ein seliges Gefühl im stillen Verbluten. Sophie war entflammt von allerlei Eifer. Sie rasete oft mit ihren schnellen Händen durch die tausend Dinge, die ihr in die Verbannung folgen sollten. Aber sie hat dennoch Zeit gefunden, mit Iwan zu conferiren. Sie hat auch Abschied von Theodor genommen. Sie hat dies alles möglich zu machen gewußt.

Die jungen Männer waren nur bei der Mittagstafel. Sie waren fast zum Verdrusse der gouvernirenden Tante immer fort. Ihre Beaufsichtigungspflichten beschränkten sich auf fast nichts. Wo mochten sie nur immer sein?! Sollten sie denn sich absichtlich fern halten wollen? Die Fräulein konnten fast böse auf sie sein.

Am folgenden Morgen fuhr die große Reisekutsche ab. Die Tante, die Fräulein, die Kammerjungfer, der Pinscher, der kleine Papagai, alles drin in der Arche; die Koffer und Kisten und Taschen und Schachteln dran und drauf. Das Schloß war öde. Die Zurückbleibenden hatten einen weitern Spielraum gewonnen. Es ist aber auch ein Augenblick Ruhe in unsere Geschichte gekommen.

Drittes Kapitel.

Die Macht des Geldes.

Wer am dritten Tag des Monat August desselben Jahres, in welchem unsere Geschichte spielt, von der Höhe des Wilhelminentempels seine Augen auf die westliche Seite des Strachower Sees geworfen hätte, der würde ein Schauspiel wahrgenommen haben, über dessen Wirklichkeit er so lange in Zweifel geblieben wäre, bis ihm der untrügliche Sinn seiner Augen die vollkommenste Gewißheit aufgenöthigt haben würde. Ein Ameisenhaufe von Menschen trieb daselbst die wunderlichsten Dinge. Eine künstliche Erhöhung von etwa acht Fuß über der Sohle des Bodens wurde aufgefahren, oder vielmehr die Plateforme dieser Erhöhung wurde mit einer Genauigkeit geebnet, daß man auf ihre Bestimmung neugierig sein konnte. Die in der Nähe dieser Erhöhung, die einer von Pionnieren aufgefahrenen Schanze wegen ihrer Regelmäßigkeit und Sauberkeit nicht unähnlich sah, umherliegenden, sehr verschiedenen Baumaterialien ließen mit Grund die Vermuthung aufkom-

men, daß auf diesem erhöhten Punkte eines jener leichten, glänzenden und stolzen ephemerischen Gebäude aufgerichtet werden sollte, wie sie nachmals unter dem Namen der „Glaspaläste" bekannt geworden sind. Der Zauber dieser Gebäude ist bekannt. Sie werden für einen kurzen Zweck erbaut; sie strahlen für einen Augenblick, und bezeugen den Geschmack und das Geschick der neuen Zeit. Sie sind leichte und freie Ideen der modernen Baukunst. Sie sind Meteore, die nach kurzer Bewunderung in die nächtliche Stille unzähliger Träume versinken. Wozu sollte dieser kühne und luftige Palast dienen, dessen tausendfache Bestandtheile zu Füßen seines künstlichen Fundaments lagen?

Vor der künstlichen Erhöhung war ein ziemlich großer Halbkreis geschlagen, dessen Peripherie von einer doppelten Reihe großer Kübelgewächse, meistens Palmen, Cypressen, Cedern und Akazien nach einer sinnigen Aufstellung, welche die Größe, die Form und die Farbe der Gewächse berücksichtigte, gebildet wurde. Die fremdländischen Bäume schienen dem Boden entsprossen, den sie beschatteten; denn die Kübel waren in die Erde gelassen, und Rasenstreifen waren in solche künstliche Ränder vor und hinter den Bäumen gelegt, daß die lieblichste Täuschung hervorgebracht war. Die Mitte des Halbkreises wurde von einem acht Fuß breiten Radius durchschnitten, welcher vom Mittelpunkte des ganzen Kreises, der in der Mitte der Erhöhung lag, ausging, und den Halbkreis ebenfalls in der Mitte in zwei gleiche Kreisbogen spaltete. Dieser Radius war ein gewölbter Weg, der durch einen Triumphbogen auf die schöne

Freitreppe führte, auf der man zur Plateforme des Kunstberges gelangte. Ein Theil der Menschen arbeitete mit sichtlicher Emsigkeit an der Errichtung der Ehrenpforte, die, wenn auch von leichtem Material, doch mit aller Strenge nach dem Muster eines römischen Triumphbogens hergerichtet wurde. Von dem Triumphbogen ging eine doppelte Säulenreihe nach korinthischer Ordnung, verbunden durch Festons, auf die Freitreppe zu. Der gewölbte Weg war von dem feinsten weißen Kies gebildet, doch hatte man hin und wieder in reichlicher Menge solche Steinchen eingelegt, welche in den wechselnden Strahlen der Sonne den zauberhaften Glanz von unendlich vielen Edelsteinen um sich warfen. An den Halbkreis schloß sich eine Gasse von Pavillons an, die bereits zum großen Theil errichtet, der Phantasie, dem Geschmack und der Kunstfertigkeit ihres Bauherrn alle Ehre machten. Die Gasse war ungefähr drei Ruthen breit, und man sah an den aufgeworfenen Löchern, daß sie ebenfalls mit einer künstlichen Allee decorirt werden sollte. Die Pavillons, die vielleicht in sechs Ruthen weiter Entfernung voneinander standen, waren sämmtlich im maurischen Geschmack gehalten, mit kühlen, durch Fächerläden verschließbaren Untergeschossen und Verandas, und mit offenen, durch Schirme gedeckten altanartigen Oberbauten, welche den Genuß der Abendkühle gestatteten. Die Zwischenräume von einem zum andern, es waren auf jeder Seite deren sechs, dienten zu jenen rasenbelegten Höfen, die wegen der in der Mitte spielenden Fontaine und der malerisch aufgestellten Blumengruppen mehr einem lieblichen Zauber-

garten als einem Hofe gleichen. Die auf dem leichten Gitterwerke, das zur Einfriedigung diente, angebrachten vielfarbigen Glaskugeln ließen schon jetzt auf eine feenhafte Beleuchtung schließen. Bisjetzt standen von diesen zwölf Pavillons nur die Gerippe. Die Füllungen und Decorationen fehlten noch. Doch auch hierzu schien das erforderliche Material schon vorhanden zu sein.

Hinter jeder Pavillonreihe, und mit derselben eine neue Gasse bildend, waren Zelte in doppelter Anzahl aufgeschlagen, abwechselnd, je ein großes, ansehnliches, und ein kleines, weniger scheinendes; ersteres wahrscheinlich für den Herrn, und letzteres für dessen Diener bestimmt. Diese Zelte, mit den Hauptfarben von weiß und hellblau, waren den Militärzelten ganz ähnlich, die man zur Zeit des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen zu Lustlagern bei großen Corps-Manövern aufschlug. Vor jedem größern Zelte war eine Art Mastbaum errichtet, welcher beflaggt und mit Schildereien decorirt werden sollte. Auf die ebenbeschriebene Weise waren drei überaus freundliche Gassen gebildet, welche den Kern irgendeines Lust- oder Zauberstädtchens abgeben sollten.

Hinter jeder Zeltreihe war wieder in genauer paralleler Richtung eine Suite Baracken von Holz errichtet, denen man die Bestimmung zu geringern Zwecken, als Wohnungen für die niedern Bedienungen, Ställen für Pferde, Hunde und Schlachtvieh, Heu- und Strohschobern und dergleichen, wol abmerken konnte. Es waren dies gleichsam die Vorstädte, in welche sich das Dienstgeschäft und die Arbeit logiren sollte. Auf

diese Weise waren jedoch noch zwei neue Straßen entstanden, und um auch in diesen weniger ansehnlichen Theil der Phantasiestadt einige Abwechselung zu bringen, so hatte man diese Baracken oder Butiken in den verschiedensten Formen errichtet; die Endgebäude namentlich waren mehrere Stock hoch und sahen den alten schiebbaren Belagerungsthürmen nicht unähnlich. Hinter den Boulevards, wie wir diese Außenstraßen nennen können, weil sich hier auch vielerlei Buden befanden, in denen ein wenn auch kleiner, doch lockender und glänzender Markt, wie bei einem solennen städtischen Frei- oder Vogelschießen, gehalten werden sollte, wurden auf jeder Seite der Stadt zwei sogenannte Feldküchen angelegt, mit deren Ausführung eben eine Anzahl Maurer und Erdarbeiter beschäftigt war. Zwischen den Küchen waren andere Anlagen im Bau begriffen, welche ebenfalls zur täglichen Bedürfnißfrage gezählt werden können. Da fanden sich Schlachthäuser, Eiskeller, Bassins und noch andere Dinge, an denen man ohne weitere Bemerkung vorübergeht.

Da an diese bereits abgeerntete Weidestelle, auf der dieses Lustlager aufgeschlagen war, unmittelbar ein zur nächstjährigen Brache bestimmtes Feld anstieß, so war auch hiervon ein ziemlich umfangreicher Raum schon jetzt mit beflaggten Stäben abgesteckt und den verschiedensten Bestimmungen geweiht worden. Man erkannte schon jetzt den Raum, welcher eine Rennbahn zu einem Wettrennen abgeben sollte. Die verschiedenen Requisiten waren dazu schon herbeigeschafft, nur waren sie noch nicht aufgerichtet. An einer Zuschauertribüne und einem

Kampfrichteraltan arbeitete man aber jetzt. In einer zweiten Flucht des Blachfeldes sah man Vogelstangen, verschiedene Schießscheiben und Schießstände und Wärterhäuschen im Aufsteigen begriffen, und man irrte nicht, wenn man annahm, daß hier ein sehr mannichfaltiges Probe- und Wettschießen stattfinden sollte. In einer dritten Flucht des genannten Feldes erhoben sich die verschiedensten Turngeräthe, unter denen sich aber vorzugsweise buntgemalte Kletterbäume auszeichneten, deren Bekrönung man es ansehen konnte, daß hier mancher lockende Preis demjenigen winkte, der Kraft und Geschick genug besaß, um die letzte Sprosse zu erreichen und mit der einen Hand nach dem glänzenden Köder zu greifen. Daß es hierbei nicht an allerlei scherzhafter Unterhaltung fehlen würde, konnte man sich schon im voraus denken. Dann waren noch auf der Ebene ein sehr großer Circus und zwei Tanzböden erbaut, von denen der eine prächtig decorirt für das höhere Publikum, der andere mit bescheidenerer Ausstattung für die geringere Klasse bestimmt zu sein schien. Außerdem bemerkte man eine zierliche Kegelbahn, ein Tivoli, eine russische Schaukel, ein Carrousel und dergleichen Belustigungsgegenstände mehr, wie man sie gewöhnlich bei großen Volksfesten anzutreffen pflegt.

Dies Ganze, das noch in den ersten Stadien des Aufbaues begriffen war und mehrere hundert Menschen in die vollste Thätigkeit versetzte, konnte freilich nicht in allen Einzelheiten vom Wilhelminentempel aus betrachtet und begriffen werden; wol aber lockte dieser wunderbare Aufbau hinab in seine Nähe, und da wir

hier mehrere Personen antreffen, die uns über den Zweck, die Entstehung und Ausführung dieses Phantasiegebildes Aufschluß geben können, und der von einem kleinen Dampfer, von Barken und Gondeln und Transportschiffen belebte See noch neugieriger auf dieses ungewohnte Treiben in dieser sonst so stillen Landschaft macht, so bitten wir uns von denen Aufschluß aus, die ihn sicherlich geben können.

Fünf Personen saßen vor dem einen der Zelte auf Feldstühlen um einen einfachen, dem Lager entsprechenden Tisch, und nahmen, wie es schien, in sehr behaglicher Weise den süßduftenden Nachmittagskaffee ein. Das Geschirr, aus blinkendem Metall bestehend, war feldmäßig. Ein Bursche in Livree von etwa sechzehn Jahren bediente die Herren, und achtete wohl auf, wenn dem einen oder dem andern derselben eine frische Tasse, ein Glas Wasser, eine feine Cigarre oder ein glimmendes Streichhölzchen zu präsentiren war. Das Zelt mit seinem Zubehör war fix und fertig, und diente wahrscheinlich den noch in der Ausstattung begriffenen zum Muster. Der vor dem Zelt errichtete Mastbaum war beflaggt und prunkte mit goldgelbem und weißem Anstriche. In etwa doppelter Manneshöhe vom Boden auf gerechnet, war er mit einer schön geordneten Armatur: Schild und Kopfstück, Helmschmuck und gekreuzten Schwertern, Lanzen, Aexten u. s. w. behangen. Der silberglänzende Schild führte in der Mitte, da, wo die Felder sich theilen, einen goldenen achtstrahligen Stern. Die Devise im Schildrande lautete: „Per aspera ad astra.“ Ein flüchtiger Blick, den wir in das offene Zelt zu

werfen im Stande sind, überzeugt uns von der durchaus comfortabeln Einrichtung desselben. Das niedrige Feldbett, mit reichen Decken belegt, kann zugleich als Divan dienen. Es fehlt nicht an Spiegel, Tisch, Servante, und die Annehmlichkeit des Aufenthalts in dieser luftigen Wohnung wird durch die Wahrnehmung solcher Schutzmittel erhöht, die vor eindringender Feuchtigkeit auch bei dichtem und anhaltendem Regen bewahren; denn das Zelt enthält im Innern noch einen Ausschlag von wasserdichtem Zeuge, und der Fußboden ist mit dem dichtesten Binsenmatten belegt. Der diesjährige Augustmonat ist sehr warm, und man kann sich wol zu dem Wunsche veranlaßt fühlen, eine solche liebliche Sommerwohnung beziehen zu dürfen.

Dies Zelt, wie wir bereits richtig vermuthen, gehört dem Grafen Stern, welcher eben in dem Schatten vor seiner Feldwohnung mit noch vier andern Personen die Probe eines modernen Lagerlebens anstellt. Von den vier Männern ist uns der Feldjäger Theodor ein alter lieber Bekannter. Die drei andern bedürfen einer Vorstellung, die aber am besten durch das Gespräch erfolgen wird, welchem zuzuhören wir uns jetzt die geheime Erlaubniß nehmen wollen.

„Ja, meine Herren, wenn ich bedenke, wie weit wir nun in acht Tagen mit unsern projectirten Anlagen gekommen sind“, bemerkte Graf Adolf mit sichtlichem Vergnügen, „so gebe ich mich wirklich der Hoffnung hin, daß wir am 14. August den Schauplatz eröffnen und die Festlichkeiten beginnen können. Wie freue ich mich auf dies Werk einer romantischen und freien Idee, da

ich es schon vor meinen Augen gelungen sehe, und sich auch einmal ein Etwas darbieten wird, welches nicht an der trockenen Prosa der gegenwärtigen politischen Impotenz und materiellen Genüsse und Geldsucht leidet. Sie haben viel Mühe von der Sache, liebe Herren; aber, sagen Sie, macht es Ihnen nicht auch ein großes Vergnügen, eine solche ideale Schöpfung ins Leben zu rufen, und der Welt zu beweisen, wie mächtig der Geist des Schaffens sich jetzt entfalten kann, wenn man ihm die Gelegenheit dazu darbietet und die Schwingen frei läßt!"

„Wenn die Mittel in so vollem und splendidem Maße vorhanden sind, wie in diesem Falle, Herr Graf", nahm ein Mann, der in der Mitte der Dreißig sein mochte, und ein von einem kohlschwarzen Haupt- und Barthaar umzäuntes, höchst geistreiches Gesicht, etwas blaß mit großen, dunkeln Augen hatte, von den vier Angeredeten das Wort, „so läßt sich allerdings in sehr kurzer Zeit der schlagende Beweis von den Fortschritten der gegenwärtigen Kunst, Industrie und Geschmacksrichtung liefern. Da, wo die Macht des Geldes die Kräfte zur Ausführung eines großen und schönen Gedankens zu vereinigen versteht, da dürfen selbst die kühnsten Phantasien auf eine Realisirung rechnen."

„Sie mögen in gewisser Beziehung recht haben, Herr Baumeister", fiel der Graf ein, „und ich halte es ebendeswegen für eine unerlaßliche Pflicht und Ehrensache für diejenigen, denen die Vorsehung die Mittel in die Hände gegeben hat, der Kunst und dem Gewerbfleiße, da, wo es nur geht, auch außerordentliche Aufgaben zu

stellen, damit der Techniker nicht blos einen reizenden Verdienst, sondern auch einen Genuß an seiner Arbeit habe."

„Ja, gewiß, Herr Graf, wir, die wir unsere Kunst und unser Gewerk lieben, und uns auf die Hülfsmittel der vorgeschrittenen Wissenschaften verstehen, wir arbeiten auch gern einmal im Reiche der Phantasien, und erfreuen uns auch gern einmal der freien idealen Schöpfungen; nur muß es eben solche Herren geben wie Sie, Herr Graf, die dem Genius ein reiches Opfer zu bringen im Stande sind."

„Man muß dem Geschlechte, das dem Wucher zu verfallen droht, ein Beispiel geben. Ich besorge nicht, daß, wenn der Geschmack erst an solchen Dingen, wie wir sie hier beabsichtigen, erwacht ist, der Genius des Volks dagegen gleichgültig bleiben wird. Ich ahne die Zeit, wo sich der Trieb nach ideellen Festen und Vergnügungen mehr in die Oeffentlichkeit und die allgemeinste Theilnahme verschlagen wird, und dann werden Geist und Hand Aufgaben und Beschäftigungen finden."

„O schön, Herr Graf", nahm ein noch junger, kräftiger Mann mit langen blonden Locken das begeisterte Wort, „die Poesie muß wieder ins Leben zurück. Die Arbeit ums bloße Brot ist gar zu prosaisch, und der drückende Gang der täglichen monotonen Berufsgeschäfte läßt keinen Aufschwung der Gedanken aufkommen. Sie haben uns hier vor eine Riesenarbeit gestellt; aber sehen Sie, weil Sie die Kunst frei gelassen haben, weil Sie die Ideen nicht beschränken und knechten, und weil

Sie uns neben anständiger Honorirung auch täglich noch eine gesellige Freude bereiten, so wachsen unsere Kräfte mit der Arbeit, und was uns anfangs als unbesiegbar erschien, das hoffen wir noch spielend zu überwinden. Hören Sie den frohen Gesang meiner Gehülfen."

Aus einem der Pavillons erscholl ein vierstimmiger Männergesang. Der anfangs etwas schwache Chor ward bald verstärkt, als andere Stimmen aus den übrigen Pavillons in dieselbe Melodie einfielen. Die Sänger waren Decorationsmaler, und waren für die vorliegende Arbeit geworbene Gehülfen des jungen sehr geschickten Meisters in seinem Fache, der eben das letzte Wort geführt hatte. Die Lust zum Singen steckt an. Die Zimmerleute, die an der großen Festhalle auf der künstlichen Erhöhung arbeiteten; die Tischler, die vorzugsweise auf der einen Seite des Pavillons beschäftigt waren, während die Decorationsmaler in Gemeinschaft mit den Tapezierern die andere Seite der Vollendung näher zu bringen suchten; die Maurer und Erdarbeiter, die an allen Enden der Phantasiestadt arbeiteten: genug, die Hunderte, die hier beschäftigt waren und mit wahrem Eifer und Vergnügen arbeiteten, sie verlangten alle ihren Antheil an dem Gesange; und da die Sache in ein allgemein bekanntes Volkslied umschlug, da war ein Leben auf dieser geschäftigen Stelle eingetreten, wie es die froheste Laune, die innerste Lust nur schaffen kann.

Frohsinn hebt die Herzen und verklärt die Mienen. Auch unsere Gesellschaft bezeugte eine Heiterkeit, wie sie nicht reiner und zusagender sein konnte. Nur eines

Mannes Haupt neigte sich zur Seite und verrieth ein tiefes Nachdenken eines Geistes, der unter einer bewölkten Stirn arbeitete. Es war der ältere unter den Gastfreunden des lieblichen Zeltes. Hatte der Mann einen ungünstigern Blick in die Projecte gethan, die sich mit riesenhaften Schwingen vor seinen Augen entfalteten? Hatte er Erfahrungen des Lebens genug gesammelt, welche ihm die starre Prosa ankündigen, wie sie sich stets an die poesiereichsten Augenblicke und Unternehmungen anklammern? Gingen trübe Ahnungen an seiner Seele vorüber? War er bereits hinaus über jene Grenzlinie des Lebens, wo wir alle Dinge, die sich mit ungewohnten Reizen anmelden, mit kühlern Augen ansehen?

„Was denken Sie, Herr Commissionsagent, so tief und so von allen Außendingen abgezogen, daß Sie kaum an unserm Gespräche Antheil nehmen, kaum für unsere Gesellschaft da sind, kaum die heitere Stimmung beachten, die uns alle durch die schöne Anregung des allgemeinen Gesanges ergriffen hat?"

So redete Graf Stern den bis dahin schweigsamen und nachdenkenden Mann an, den er den Herrn Commissionsagent nannte.

„Entschuldigen Sie mich gütigst, Herr Graf", erwiderte dieser, „wenn ich so unartig war und gegen Ihre Freundlichkeit durch meine Zurückgezogenheit in meine Gedankenwelt verstieß. Vielleicht aber bin ich mehr bei der Sache, die Ihnen so sehr am Herzen liegt, und deren Gelingen so sehr zu wünschen ist, als Sie vielleicht glauben. Es überwältigt mich oft bei

großen Unternehmungen jenes bange Gefühl, welches nicht abzuweisen ist, wenn es sich um bedeutende Summen, mögliche Verluste, plötzliche Vereitelungen und tausend lauernde Gefahren handelt. Zwar habe ich es mit einem splendiden Auftraggeber zu thun, zwar bin ich dessen gewiß, daß ich unvorhergesehene Ausgaben noch in Rechnung stellen darf; aber mein diesmaliges Unternehmen ist dennoch ein so gewagtes, ein so ungeheueres, ein so über alle gewöhnlichen Erfahrungen, Mittel und Kräfte hinausgehendes, daß mir oft schwindelig wird, wenn ich mir die Unermeßlichkeit meiner Aufgabe vorstelle. Und doch hat mich Ihr geehrter Auftrag gereizt, und doch bekenne ich, daß ich mit Stolz auf Ihre Wünsche und Anerbietungen eingegangen bin; denn, wenn mir die Ausführung dieser Pläne gelingt, so wird nicht nur mein ganzer Ehrgeiz, den ich als Unternehmer großer Ideen habe, befriedigt, sondern auch mein Ruf als Comissionsagent in jeder Beziehung begründet sein. Während Sie sich mit meinen diesmaligen Herren Collegen an dem Gedanken des Schaffens schöner Dinge ergötzen, habe ich im Geiste meine Lieferantenpflichten erwogen; während Sie sangen, habe ich gerechnet. Doch sehen Sie, dieser peinliche Paroxismus, der aus stark beklommenen Gefühlen bei verwirrten Rechnungen und complicirten Plänen entsteht, ist nun vorüber, und auch ich überlasse mich mit neuem Reize der ungeheuern Freude, die mir aus den tausend und aber tausend Dingen erwächst, die ich von allen Weltgegenden, in den verschiedensten Zuständen und für die mannichfaltigsten Zwecke herbeischaffen muß. Und sie

werden da sein; haben wir doch den alles überflügelnden Dampf zu Wasser und zu Lande, der die Entfernungen und die Lasten auf nichts reducirt. Nur daß wir die Mittel und Wege, die Personen und Kräfte, die Concurrenz und die Preise, die Magazine und die Vorräthe kennen. Wir Agenten müssen die gegenwärtigen Götterboten, die alles erforschenden und durchdringenden Geister, die Vorsehung und das ernährende und belebende Princip der Arbeit sein. Wir müssen alles möglich zu machen wissen. Jede Anfrage um ein großartiges Unternehmen muß durch uns Wesen und Gestalt gewinnen. In uns müssen sich die unendlichen Kräfte concentriren, die vereinzelt verdorren und einen unermeßlichen Aufwand von Zeit bedürfen, ehe sie in ein einheitliches Schaffen übergehen. Wir, wir Agenten beschäftigen, verwerthen die Kräfte und ihre Arbeiten, reizen zu immer kühnern und ideenvollern Aufgaben, und bringen doch, indem wir uns ins Mittel stellen, und uns zur Aegide gegen die Gefahr und das Risico machen, die Rivalität und den Neid und die Rachsucht auf eine ganz unschädliche Seite. Ja, auch wir haben eine Moral in unserm Streben, obwol wir in der Regel nur für die kalten und eigensüchtigen Gewinner und Blutsauger gehalten werden. Ja, wir kennen uns und die Gegenwart. Die Gerechtigkeit der Urtheile hat sich noch nicht mit den Fortschritten und Bedürfnissen der Zeit ausgeglichen. Es gibt jetzt eine unendliche Menge von Factoren, die in das sociale, industrielle und mercantile Leben der Gegenwart eingreifen und eingreifen müssen von deren Nothwendigkeit die Vergangenheit keine Ahnung

hatte, weil kein Bedürfniß dazu vorhanden war. Der Mechanismus der gewerbthätigen Welt ist ein anderer geworden. Weder die Association noch der Communismus thun es: der Geist der einzelnen thut es, und die Kraft und das Genie, das diese einzelnen besitzen, welche diese neuen Reiche und Gewalten beherrschen. Die Formen der Monarchie und der Aristokratie und der Demokratie in richtige Abwägung ihrer Kräfte und Aufgaben gebracht, werden auch auf dem Gebiete der Gewerbthätigkeit zur Ausprägung kommen müssen, wenn wir an einen Fortbestand der Blüte unserer Zeit glauben sollen."

Jetzt endlich machte dieser Mann der Stille und der Einsilbigkeit eine Pause, und wenn er noch länger gesprochen hätte, seine Zuhörer würden ihn nicht unterbrochen haben. Er sprach ja neue und überraschende Gedanken aus. Auch ein Commissionsagent, also ein Mensch, erfüllt von dem Geiste und der Speculation der Entreprise, des Gewinnes, mit Bedrückung derer, die auf seine Bestellungen eingehen; ein Mensch mit Procenten vor Augen, die er dem Schweiße und der Concurrenz abpreßt, eröffnet seinem Berufe ein ganz anderes Gebiet, als diejenigen glauben mögen, mit denen er unterhandelt, oder die ihn und seine Anstrengungen aus der Ferne beobachten. Auch er spricht von der Moral seiner gegenwärtigen und künftigen Stellung. Es ist in der That überraschend, wie die Gesetze der praktisch gewordenen Philosophie und Wissenschaft in das Leben übergegangen sind; wie jeder Stand und Beruf sich nach den Principien umsieht, nach denen

er handeln will und die Tendenzen zu erforschen sucht, mit denen er sich nicht blos halten, sondern auch heben möchte. Es ist in der That überraschend, in welchem Grade die Beredsamkeit der Männer der höhern Gewerblichkeit zugenommen hat, wie klar, wie ideenreich sie sich auszudrücken vermögen, da sie sich selbst klar geworden sind und einer Logik folgen, die ihnen die Geschichte ihrer Zeit so praktisch entwickelt.

„Es ist ein Genuß Sie reden zu hören, Herr Commissionsagent, und da Sie uns solche Blicke in das Bereich Ihrer Bestrebungen haben thun lassen, so bereue ich es keinen Augenblick, Sie, geehrter Herr und Mitarbeiter an unserm großen Werke, aus Ihrem tiefen Rechnungsexempel gerissen zu haben.“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, für diese freundliche Mühe. Die Zahlen werden schon wiederkommen, wenn der Abend schimmern wird. Der Astronom berechnet seine Sterne, der Agent seine Procente. Jener rechnet für die Wissenschaft, dieser für das Leben. Wir rechnen alle, auch wenn die Zahlen noch so fern liegen. Die guten Künstler hungern, wenn sie nicht rechnen. Nachdem die Welt materialistisch geworden ist, muß alles rechnen. Doch rufen Sie mich mit meinen Gedanken ab, damit ich nicht auf ein Thema komme, das mir mein Gehirn zu umspinnen droht. Ja, wir leben in einer Zeit, wo wir uns leicht in Ideen verrennen können.“

„Iwan, dem Herrn eine frische Tasse! — Allons! bring Feuer!“

„O, diese Cigarre ist famos“, sagte der junge

Decorationsmaler, „nehmen Sie von dieser Sorte, Herr Comissionsagent.“

Und er nahm auf dieses Zureden eine Cigarre von bester Havañaqualität, denn der Graf war splendid gegen seine Gäste. Und der Kaffee schmeckte vortrefflich, und es überkam alle das glückliche Gefühl, einen Mann, der in allzu tiefe Ideen versinken wollte, an das grüne Ufer gemüthlichen Genusses gezogen zu haben.

„Wenn nur erst unser guter Lord wieder zurück sein wird? Was meinen Sie, lieber Theodor?“ so versuchte der Graf dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Ich glaube, wir können erst nach einigen Tagen auf ihn rechnen. Seine englische Natur ist nicht so leicht zu befriedigen. Schönheit, Solidität und Preiswürdigkeit müssen immer auf eine Sache mit unverkennbaren Zügen gestempelt sein, ehe er sie sich aneignet. Er ist nie für den Schein und das Unbedeutende. Er wird mit Ihnen, da er nicht wirklich wetten kann, wenigstens wetteifern. Er wird Sie zu überflügeln suchen mit seinen Extradingen. Er weiß, Sie sinnen auf Ueberraschungen. Kann er das Außerordentlichste auftreiben, so setzt er alles daran. Sie werden sich beide messen, die reichen, genialen Herren, es handelt sich hier um eine echte Probe der Generosität. Ich bin gespannt auf den Sieg.“

„Ach, wie freue ich mich, in dem Lord einen so herrlichen Menschen, einen so liebevollen, genialen Freund gefunden zu haben. Theodor, wir konnten in keiner schönern Stunde einen solchen innigen Kreis schließen,

der aus solchen reinen und geistvollen Kräften besteht. Ja, Sie sind doch der alles zusammenhaltende Kern. Sie sind mit Ihrer Kraft und Ruhe und Gediegenheit der Kern, auf den wir uns stützen. Fritz ist das Licht, das uns leuchtet, wenn wir Großes und Gutes suchen. Mein Lord ist ein Herz, das fühlt, und ich bin ein Hammer, der zerschlägt, wenn uns Hindernisse drohen, und unsere Damen, ach, ich sage lieber, unsere Mädchen sind die Sterne, denen unsere Blicke folgen. Meine Herren, halten Sie es mir immer zugute, wenn ich einmal die Grenzen gehaltener Unterredung überspringe. Die Gegenwart ist schön, wenn man sie nur zu nützen weiß. Sehen Sie, da kommt eine Kühle Champagner. Wir haben acht Tage gearbeitet, also einen Tag mehr als der Schöpfer nach seinem Beispiele verlangt; also können wir auch heute einmal ruhen und uns gütlich thun. Es bleibt dabei, die Arbeiter haben heute Abend einen freien Schmaus und ein Faß „gutes Bairisch".

Indem wir unsere Herrengruppe vor dem Zelte mit ihrer gemüthlichen Laune bei der Flasche Champagner, der auch wol noch eine zweite gefolgt sein mag, und die bei dem nahenden Augustabend mit noch warmem, aber gleichwol lindem Wehen, recht wohlgethan haben mag, für den Augenblick verlassen, resumiren wir aus ihrem Gespräche folgende zunächst wichtige Punkte, zu denen wir auch bald die noch nöthigen Ergänzungen finden werden.

Das im Aufsteigen begriffene idealistisch-romantisch-luxuriöse Lustlager wird durch Municicenz der beiden

immens reichen Herren, Graf und Lord, ins Dasein gerufen. Es soll zu festlichen Belustigungen dienen. Die Herren setzen eine Ehre darein, etwas Außerordentliches zu leisten, und haben zu dem Ende weder die Mittel, noch die Kräfte gespart. In jedem Falle ist der 14. August ein Tag, der beiden von so hoher Wichtigkeit erscheint, daß sich auf ihn alle Wünsche und Vorkehrungen concentriren. Eine große und splendide Gesellschaft oder Einwohnerschaft des poetischen Städtchens wird erwartet, eine reiche und unerschöpfliche Gastfreundschaft wird entwickelt werden. Entweder will man eine honnete Revanche üben, oder gewisse ausgezeichnete Persönlichkeiten auf eine überraschende Weise erfreuen und ehren.

Wollten wir mit einer voreiligen Neugierde dem Gange der Dinge vorgreifen, so dürften wir nur noch weiter dem fortgesetzten Gespräche jener Herren zuhören, allein das würde unser Interesse an der Sache bedeutend herabziehen. Besser, wir warten. Nur noch einige erklärende Funken wollen wir auf diesen halbgeöffneten, halb noch nächtlichen Schatz fallen lassen.

Wir erinnern uns doch noch wol daran, daß den beiden jungen Männern, dem Grafen und dem Hofmeister, bei ihrem Einzuge in Schloß Barkow ein ziemlich lauer und sehr prosaischer Empfang zutheil wurde. Die kurze Abwesenheit des Barons ließ sich ertragen, der Abzug der Domina verschmerzen, die Krankheit der Baronin bedauern; aber daß die liebenswürdige Debonal das Schloß verlassen hatte, daß die reizenden Fräulein ihren Galanterien entzogen werden sollten, daß man

sie absichtlich mit Oede und Resignation umgeben wollte, das afficirte die jungen, romantischen Naturen auf eine höchst unangenehme Weise, und da sie eben die Absichtlichkeit dieser Probe vollkommen begriffen, so hüteten sie sich ihre Verstimmung merken zu lassen, und sie gaben der guten Tante auch nicht einmal die geringfügigste Gelegenheit, ihre gouvernementale Gediegenheit vor ihnen prunken zu lassen. Es war sogar sehr auffallend, daß sich die jungen Männer während solcher kritischen Augenblicke fast unsichtbar machten und von den Vorgängen fast gar keine Notiz nahmen. Wie aber schon bemerkt, die jungen Herren sahen weiter als man vermuthete, und handelten gescheiter als man es ihnen zutraute. Das mußte aber auch einem so weltgeriebenen jungen Manne, wie dem Grafen, nicht geboten werden. Er durchschaut euch vollkommen, ihr schlauen, intriguirenden Weiber. Den Hofmeister konnte ein solches Beginnen wol bitter machen; allein, wenn er auch mit der fulminantesten Gewalt der jugendlichen Liebe an seinem Ideale hing, so war er doch längst schon resignirt, und der stolze Sohn des bürgerlichen Standes, der sich seines Werthes bewußt ist, wird nicht in bettelhafter Weise um die edle Tochter eines hohen Hauses werben. Die Ehe könnt ihr ihm mit euerer schönen Tochter unmöglich machen, die Liebe nicht. Darin liegt eine gewisse heilige Genugthuung für sein Herz, das sich nie erniedrigen läßt.

Auf der Pfarre fanden die jungen Männer, was sie suchten: offene Thüren, offene Herzen. Hier ward ihnen wohl zu Muthe. Was nicht ausbleiben konnte, geschah,

der Graf knüpfte ein intimeres Verhältniß mit Mathilde an.

Wie weit die Liebenden von Tage zu Tage auf der von ihnen betretenen Rosenspur kamen, das blieb freilich den profanen Augen der andern dunkel; allein so viel sah man, daß sich ein Verhältniß gestaltete, das zu ernst war, um es blos für eine vorübergehende gegenseitige Anziehung anzusehen.

Der gute Lord kam von seiner Incognitoreise zurück. Wie gern und wie seelenvoll, und wie brauchbar schloß er sich jetzt den jungen Männern an, da er ein ganz anderer Mensch geworden war. Zwar schlich noch hin und wieder eine dunkle Wolke über seine Stirn, wenn er der unglücksvoll untergegangenen Adele gedachte. Es blieb ihm stets ein Stachel in seinem ernsten, frommen Herzen. Er sah sich als den Urheber ihres fürchterlichen Sturzes an. Wenn ihn dieser Gedanke überschattete, dann sank sein auflodernder, neue Gluten hauchender Geist auf Augenblicke zusammen. Theodor mit seinem praktischen Verstand, mit seiner milden, aber energischen Ruhe hatte viel Gewalt über ihn. Er verstand es, ihn aus seinen Träumen zu reißen. Ueber den Punkt wegen der ewigen Verdammniß Adelens, als einer ungetauften, unwiedergeborenen und ungläubigen, in Sünden gestorbenen Heidin, war er ruhiger geworden. Zwar hatte sich keine Stelle der Schrift auffinden lassen, die zu ihren Gunsten sprach. Nur die Stelle aus der Offenbarung 7, 9—11, gab der bessern Hoffnung auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit einen Anhalt. Wohl aber sagte ihm der Beweis für die Erlösung der Heiden

im Jenseits zu, wie ihn Fritz, der Theolog, aus der Analogie führte, die zwischen der diesseitigen und jenseitigen Kirche stattfinden müsse. Wenn die diesseitige unvollkommene und streitende Kirche es für ihre heiligste Pflicht und ihr verbrieftes Recht ansieht, die Heidenmission zu treiben, damit die Kinder der Verachtung aus den Schatten der Finsterniß und des Todes gerissen werden; wenn die Heidenmission hienieden mit so wunderbarem Erfolge gekrönt wird, daß man keinen Augenblick über den darüberschwebenden Beifall und Segen Gottes in Zweifel bleiben kann: wie sollte dann nicht die heilige, ewige, triumphirende Kirche ihr Missionswerk bis in die Grenzen der Verdammniß, bis zu den Pforten der Hölle treiben, um zu erlösen und selig zu machen, was aus Unwissenheit und mangelnder Bosheit dem zweiten Tode und der ewigen Verdammniß nicht anheimgefallen sein kann.

Ach, wie schöne Stunden herzlicher, inniger Gemeinschaft führten die vier jungen, kräftigen, hoffnungsvollen Männer miteinander! Das waren Geister und Herzen voll Mark und Adel, die zueinander paßten. In diesen Kreis zog sich nichts Niedriges, nichts Gemeines. Hier waren geübte Kräfte, die sich über die gemeinen Sphären schwangen. Sie kamen alle zueinander in eine herzliche Beziehung. Die Form der Freundschaft prägte sich nach der Richtung des Charakters, der Neigung und der Erfahrung aus. Sie waren untereinander Freunde. Sie liebten einander brüderlich; obwol die Umarmungen, die Küsse, die Blicke verschieden waren, mit denen sie sich anzogen. Sie trieben keine

müßige Freundschaft. Jede ihrer Zusammenkünfte erwies sich auf die eine oder die andere Art ersprießlich. Sie waren ja gebildete, studirte Leute. Mit wahrem Durste und Eifer stürzte sich der Graf auf das Studium der Staatswissenschaften. Er bereitete sich auf einen Staatsdienst vor. Die diplomatische Laufbahn wollte er einschlagen. Ein reicher Nichtsthuer war ihm der odiöseste Gegenstand, der ihn förmlich erschüttern konnte. Der Lord beschäftigte sich vorzugsweise, aber sehr fleißig und einsichtsvoll mit solchen Sachen, die ihn zu seiner parlamentarischen Berufung in das Oberhaus fähig machen konnten. Gesetzgebung, Statistik, Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Polizeiwesen, Geschichte, Verfassung und dergleichen, das waren die hauptsächlichsten Gegenstände seiner Studien. Er besaß werthvolle Bücher. Seine Kenntnisse waren ausgezeichnet, wenn auch noch nicht in dem Grade verwerthet, wie sie es verdienten. Theodor stand vor seinem großen Examen, und er war eine jener kräftigen Naturen, die da arbeiten müssen, weil es ihre Kräfte so fordern. Der Hofmeister brachte in diese zerstreuten Tendenzen einen Zusammenhang und wob den ästhetischen Glanz über die einzelnen Materien. Er vertrat die Classicität und die Philosophie in dieser jungen strebsamen Gesellschaft. Dabei mußten sie alle gewinnen, und das fade Wesen und Hineinleben in den Tag griff unter ihnen nicht platz.

Sie sahen sich täglich, bald im einzelnen Zusammentreffen, bald auf Verabredung alle zusammen an gewählten Orten. Bewegungen oft anstrengender Art,

ritterliche Uebungen blieben nicht ausgeschlossen. Man ritt, man focht, man rang und turnte, wie es kam. Vorzugsweise konnte die Musik gepflegt werden. Sie brachten ein hübsches Quartett zu Stande. Der Graf spielte eine ausgezeichnete Geige. Fritz konnte die zweite Geige übernehmen. Theodor war nicht unbedeutend auf der Flöte, und der Lord war von je an dem melancholischen Violoncello zugethan. Nahm man das Fortepiano dazu, dann ging's auf die Pfarre, und wir wissen bereits, daß Mathildens Leistungen auf dem Flügel nicht zu den gewöhnlichen gehörten. Welche Stunden! Welche Tage! Der Graf hatte die Gastfreundschaft des freiherrlichen Hauses um längere Geduld angesprochen. Man hatte sie ihm gern bewilligt. Die Frau vom Hause sah den jungen lebensfrohen, reichen, angesehenen Mann gern, weil sie hoffte, speculirte. Seine Connexionen mit der Pfarre betrachtete sie mit irrigen Augen. Der Baron hatte den jungen Grafen gern in seiner Nähe, weil er mit ihm auf ritterliche Schrullen kam, auf die kein anderer soweit eingehen konnte, wie dieser Mann von echtem Blute. Der Hofmeister benahm sich zur größten Zufriedenheit der Herrschaften. Die Knaben hingen mit innigster Liebe an ihm und machten auffällige, herrliche Fortschritte. Der junge Mann war mit größtem Eifer berufsgetreu; seine Bescheidenheit, seine Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit, sein stiller, frommer Sinn; sagen wir es aber noch einmal: seine wirklich schöne Außenseite hatte ihm alle Herzen gewonnen; Hohe und Niedere, Einflußreiche und Unbedeutende waren ihm in gleichauffallender Weise zugethan. Iwan

war ein begeisteter Bewunderer dieses männlichen Ideales. Iwan trug heiße Sorgen und Schmerzen für diesen edeln Jüngling in seinem braven Busen. Iwan hatte mit dem äußersten Zartsinn eine Sache berührt, die dem Hofmeister so nahe anging und so wehe thun mußte. Fritz verstand den feinen, guten Iwan. Fritz bekämpfte eine Thräne in seinem Auge, und ein zitterndes Wort auf seiner Lippe. Da wollte Iwan nach Fritzens Hand greifen, und ihm bezeugen durch einen herzlichen Händedruck, wie gut und herzlich er es mit dem erschütterten Jüngling meine; aber Fritz fiel dem Iwan um den Hals, und zwei reine, edle Jünglinge hielten sich lange umschlungen, und Brust an Brust gedrückt, fühlten sie es wol, wie mächtig die Schläge des Herzens waren, das einer hohen, heiligen Liebe entsagen soll.

Eines schönen Nachmittags waren unsere Freunde auf der Oberförsterei zusammengekommen. Sie saßen unter der großen Buche und labten sich an Waldesduft, Wiesengrün und Blattgeflüster. Es war so schön, in solch trauter Gesellschaft zu sein. Sie sahen zurück auf manche ihnen schon so glücklich und selig entflohene Stunde. Die Jugend, wenn sie in edeln, romantischen, naturgemäßen Bahnen läuft, hat so wenig Vereitelungen zu beklagen, so wenige Marken der Reue an den einzelnen Stationen zu errichten. Sie ist ja meistens noch in dem glücklichen Falle zu genießen und zu hoffen. Die Zukunft hat noch einen Himmel, der in rosiger Morgenröthe ruht. Auch unsere jungen Männer brachen mit ihren Gefühlen und Wünschen in die Ferne. Der

Muth des jugendlich hoffenden Herzens kennt noch keine Schwierigkeiten und spottet der Hindernisse. Und bei diesen Anstürmenden waren Kräfte und Mittel vorhanden, die jede Laufbahn zu ebenen und zu erleuchten vermögen. Sie durften auf günstige Erfolge ihrer Bestrebungen rechnen. Sie sprachen von den aufgehenden goldenen Saaten treugepflegter Studien. Sie malten sich ihre Carrière aus. Sie phantasirten sich in ihren künftigen Beruf und Wirkungskreis. Sie bauten mit freimaurerischem Geiste an dem großen Tempel der Humanität, welcher ein Asyl der Freiheit, der Gerechtigkeit und Wahrheit werden sollte. Sie schwärmten für die Hütte, in deren Friedensschatten sie ruhen, in deren geheiligten Räumen sie das Glück der Liebe und der Treue treu bewahren wollten. Sie gedachten ein jeglicher seiner Liebe, und die Wangen glühten, die Augen sprühten und die Gläser klangen, und heraus brach der herrliche Rundgesang der Studententage, und die Borke sprang, die Knospe brach; und als der Graf auf die Frage: „Bruder, deine Schöne heißt?“ ohne auch ein haarbreites Stocken, aber mit fester, jubelnder Stimme rief: „Mathilde!“ da ging's so froh im Chor: „Mathilde, sie soll leben, soll leben, soll leben!“ Und da kam dann Theodor an die Reihe. Ha, wie frohlockte sein schöner, küssenswerther Mund: „Sophie!“ Und enthusiastisch fielen die jungen Männer über diesen Namen her. Sie hielten sie alle so hoch und werth, die muthige, köstliche Sophie, und keinem wünschten sie diesen Schatz mehr, als dem braven Theodor. Nun ging der Refrain auf den Lord. Feierlich stand der

Edle auf, feierlich hob er sein Glas in die Höhe, und seine Hand wie zu einem heiligen Eide, mit betenden Geberden erhebend, sprach er: „Wenn ich ihrer werth bin, wenn du es willst, mein Gott, daß ich sie neben dir anbeten darf, wohlan denn: „Emilie!“ Und die drei andern im reinsten Dreiklange riefen diesen Namen fast ehrfurchtsvoll in die Lüfte: „Emilie!“ Der Lord war übergerührt und fast von seiner Wonne erstickt. Fritz rüstete sich nun mit männlichem Muthe, und als die mahnende Frage an ihn erging, da ward er blaß; aber mit fester Stimme sprach er: „Helene!“ Und als er es gesagt, da entrann ihm eine Thräne in sein Glas, und während die andern mit wahrer Freude und Begeisterung sangen: „Sie lebe, sie lebe!“ da trank er den Wein mit seiner Thräne, und das Herz beugte sich unter der Wucht einer großen, heiligen Resignation. Hierauf ward noch ein fröhlicher Salamander den „Schönen allen“ gerieben, und die Gesellschaft war auf dem Punkte, den man in der Studentensprache„ der significantesten von der Welt, die ungeheuerste Heiterkeit nennt.

Darauf sahen sich die jungen Männer an. Der Act war geschehen. Sie hatten einander ein jeder seines Herzens heiligstes Geheimniß verrathen. Sie aber reichten sich die Hände als Freunde, und nun wußten sie sich sicher vor Neid und Eifersucht, Intrigue und Bosheit. Nun waren sie ein Bund, in welchem alle für einen und einer für alle steht. Sie wurden so froh, so selig! Dem guten Lord hatte dies gemüthliche Seelenleben lange gefehlt. Er konnte nicht anders: er küßte einen

nach dem andern! Sie füllten noch einmal schnell das Glas und eine Brüderschaft wurde getrunken, die morgen jeden erfreuen und keinem unangenehm und lästig erscheinen wird.

Des Grafen regsamer Geist brachte gar bald die Geister und Herzen in einen noch andern Fluß. „Am 14. August ist meiner Mathilde, ihr wißt ja nun wie es steht, liebenswürdiger Geburtstag, weil das prächtige, frische und unverdorbene Mädchen siebzehn Jahre alt wird, darum liebenswürdig, und nun möchte ich so gern diesen Tag auf eine solche Weise auszeichnen, daß wir alle daran unsere Freude haben möchten. Ich möchte ein Fest mit Musik und Feuerwerk, oder sonst dergleichen veranstalten, daß die ganze Gegend hier von meiner Freude widerhallte. Sagt doch, könnt ihr meinem Genie nicht zu Hülfe kommen? Könnt ihr mir nichts rathen? Glänzend, meinem Range und Vermögen, vorzugsweise aber der Ehre und den Ansprüchen meiner geliebten Mathilde entsprechend muß die Sache sein.“

„Am 14. August, nach langer, schmerzlicher, kaum überwindlicher Trennung, kommt meine angebetete Emilie zurück, wie sie mir heute geschrieben hat, und wie sie mich heute mit dieser Nachricht unaussprechlich glücklich gemacht hat. Welch ein Wonnetag dieser 14. August auch für mich! Wie möchte auch ich diesen Tag auszeichnen! Kann ich mich Ihnen nicht anschließen, lieber Graf? Können wir unsere Wünsche in Bezug auf die Huldigungen, die wir unsern Damen widmen wollen, nicht vereinigen?“

„Daß wir das nicht blos können, sondern auch wollen, lieber Blessington, das soll unter uns sofort ins Reine gebracht werden; nur muß ich dich bitten, mir zuerst eine Guinee für den argen Verstoß als Buße einzuhändigen, den du gemacht hast, mich nach feierlicher Brüderschaft mit Sie anzureden. Bei dem nächsten Falle gibst du zwei und so fort, bis du mich nicht mehr beleidigst. Das Geld gehört der armen kranken Witwe in Groß-Barkow, die wir alle kennen, und deren Mann so schändlicherweise vor den Düppeler Schanzen gefallen ist."

Der Graf hielt dem Lord seine offene Hand entgegen. Dieser ergriff sie mit herzlicher Freude und drückte einen herzlichen Kuß darauf. Nach einem Augenblicke ging eine Banknote in diese Hand über, die der armen kranken Witwe, die blutige, unversöhnte Thränen nach Schleswig sendet, einen langen Zehrpfennig darbieten wird. Wie viel Gutes können doch die Reichen mit ihrem überfließenden Reichthume stiften, wenn sie edle, menschenfreundliche Herzen haben.

„Schön, mein treuer Lord", nahm der Graf wieder das Wort, „wir legen unsere Projecte, unsere Festlichkeiten, unsere Freuden zusammen. Aber ich bin sehr für das Großartige. Was kann uns beiden einmal an einer halben Jahresrente liegen. Außerdem können wir die Gelegenheit benutzen und uns für die Gastfreundschaft revanchiren, die wir hier von so vielen Seiten her erfahren haben."

„Diesen Ideen, diesen Pflichten stimme ich vollkommen bei. Wir laden die Nachbarschaft zu einem

großartigen ländlichen Feste, das wir hier in eigens dazu errichteten Festhallen geben."

„Nicht übel, dieser Vorschlag soll verarbeitet werden; aber da die Zeit drängt und ein Feenmärchen wenigstens zur Ausführung kommen muß, so haben wir ein Programm nöthig; ich liebe die logische Einheit, Zweckmäßigkeit und Consequenz in jeder Sache. Deshalb bitte ich euch, denkt der Sache nach, bringt morgen das nöthige Material mit, und laßt uns dann an die gemeinsame Arbeit eines großartigen Entwurfs gehen. Heute aber: Punktum! Das stille Nachsinnen muß voraufgehen, damit wir nicht in Verschwommenheit gerathen."

Die Sache schien allen zu Herzen zu gehen, und als der Tag sich neigte, gingen volle Herzen mit süßen Träumereien in die stille Nacht hinein.

In der Gartenlaube der kleinen strachower Schenkwirthschaft kam am folgenden Hochnachmittag unter tausend Scherzen und Phantastereien folgender Entwurf zu einem Programm der beabsichtigten Festlichkeiten zu Stande.

Auf gemeinschaftliche Kosten der beiden N. N. werden mehrtägige ländliche Festivitäten zu Ehren der Damen E. und M. und zur Erwiderung empfangener Gastfreundschaftlichkeiten veranstaltet.

Unter Voraussetzung, daß der Herr Baron S. das nöthige Terrain in unmittelbarer Nähe des strachower Sees bewilligt, soll daselbst eine Art Lustlager, aber in höchst romantischer Weise, in antiker Form, aber mit Hülfe moderner Kunstmittel aufgeschlagen werden.

Die wichtigsten Punkte dieses Lagers sollen sein: eine große Festhalle nach dem Muster der Krystallpaläste, welche von einer Erhöhung das Lager beherrscht und zu großen Festmahlen, Concerten, Assembléen, Bällen und Schauspielen dienen soll. Großartigkeit und Eleganz sollen die Attribute dieser Halle sein. Eine Suite Pavillons für die Damen, und eine Gasse von Zelten für die Herren werden den Kern des Lagers bilden. Drum und dran schließen sich in reichlicher Menge Baracken, Magazine, Buden und Stallungen, um der Anlage Leben und Bewegung durch volksfestlichen, marktlichen Verkehr zu geben. Namentlich soll für eine reichliche Menge von Schau- und Restaurationsbuden gesorgt werden.

An das Lager grenzt ein Lust- und Spielgefilde mit möglichster Dimension, mit abgesteckten Räumen für Wettrennen, Corso, Scheiben- und Vogelschießen, Turnplätze und Tanzvergnügungen im Freien.

Die Dauer der Festlichkeiten wird auf acht Tage angeschlagen.

Eingeladen werden dazu die ritterschaftliche Nachbarschaft, Honoratioren und, um den jungen Damen zu genügen, eine reichliche Anzahl von Offizieren. Die Geladenen beziehen die Pavillons, resp. die Zelte, doch nach persönlichem Geschmack und Belieben. Für gewisse Damen und Herren sind Pavillons und Zelte reservirt.

Die Folge sowie den Charakter und Gang der Festlichkeiten bestimmt ein besonderes Programm.

Ein tüchtiges Musikchor, sowie einige namhafte

Künstler und Künstlerinnen, eine gewählte Theatergesellschaft zur Aufführung feiner deutscher und französischer Lustspiele wird gewonnen. Vorzugsweise sollen zum gelingenden Arrangement der Bälle und der Quadrillen im Circus ein Balletmeister und ein tüchtiger Kunstreiter angeworben werden.

Den Aufbau der Festhalle und des edlern Theils des Lustlagers besorgt ein Architekt, der dergleichen Schnell- und Prachtbauten schon ausgeführt hat. Die Ingenieurarbeiten übernimmt der in diesem Fache bewanderte Freund Theodor.

Lieferung der Materialien, die Ausführung der Arbeiten durch hinreichende und geschickte Arbeiter, die Beschaffung sämmtlicher ökonomischer Requisiten, die Ausstattung und Decorirung sämmtlicher Räume und Etablissements wird in Entreprise an einen geeigneten Agenten mit Abschließung eines desfallsigen Accords gegeben.

Die Eröffnung der großen Festivitäten geschieht am 14. August d. J.

Die Eröffnungsfeierlichkeiten werden durch ein besonderes Programm noch festgestellt.

Zur definitiven Regulirung dieses Programms werden Nachträge erbeten, welche dem Erfindungsgeiste der Autoren Ehre machen mögen, doch mögen ihrem Genie die Beschreibungen solcher Lustlager zur Hülfe kommen, wie sie sich in Chroniken, Romanen und beispielsweise in dem Talisman, einem der reizendsten Walter Scott'schen Romane vorfinden.

Die Tendenz der Sache: edles, von dem gewöhn-

lichen flachen Stil abweichendes Vergnügen; Probe moderner, geistvoller und doch romantischer Ritterlichkeit; nützliche Verwendung überflüssigen Reichthums zum Sporn und Gewinn der arbeitenden Welt, und zur Erhebung und Erheiterung des durch elenden Materialismus gedrückten Zeitgeistes; neidlose Verschmelzung und Sonderung der verschiedenen an den Festlichkeiten theilnehmenden Klassen; anständige Vergeltung genossener Gastfreundschaft, und glänzender Beweis von der gegenwärtigen, nicht blos drückenden, sondern auch wohlthuenden Macht des Geldes; endlich: Freude am Großen und Schönen, Beifall der Damen, denen es besonders gilt, und eigenes Genüge am Herzen, das auch andern eine frohe Stunde bereiten will.

Man hatte außerordentlich viel Genuß an der ins Einzelne gehenden Debatte. Das endlich doch zu Stande gebrachte Programm bewirkte durch seine launige Verworrenheit ein großes Gaudium. Man lachte gewaltig über die Logik und Moral, die dem Dinge Halt und Beifall geben sollten. Man spottete weidlich über die große Masse von Wasserfarbe, Gaze und Goldschaum, die dem Luftschlosse angeklebt werden würde. Der englische Herr, der aber auf eine solide und effectvolle Weise seine Ideen durchgeführt, und seine Tausende nicht an Seifenblasen verschwendet haben wollte, nahm die Sache sehr ernst und drang auf möglichste Benutzung der Zeit und der Mittel. Er wollte eine Vertheilung der Geschäfte. Der Vorschlag war zu zweckmäßig, als daß er nicht hätte angenommen werden sollen. Fritz versagte seinen thätigen Antheil aus ge-

wissen Gründen, und er ward verstanden und dispensirt; statt seiner empfahl er aber dringend seinen Freund Iwan, der, begabt mit einem sehr empfänglichen, empfindungsreichen Geiste, zum Intendanten des Ganzen berufen werden möchte. Durch diesen umsichtigen und durchdringenden Kopf würde Ordnung, Gestalt und Inhalt in das Chaos kommen. Iwan, ein scharfsinniger, rastloser Mensch, würde den größten Eifer an den Tag legen, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Er, Fritz wolle es übernehmen, diesen unentbehrlichen Genius für die Sache und für die ihm zugedachte Rolle zu gewinnen. Wenn die Herren dem tüchtigen zuverlässigen Iwan ihre unbegrenzten Ideen und Mittel zur Disposition stellen wollten, so könne er, Fritz, dafür bürgen, daß das Unreife reif, das Unfertige fertig, und das Angelegte zur Ausführung kommen würde. Auf solche dringende und vielversprechende Empfehlung sollte denn Iwan zugezogen und zum Intendanten, Zahlmeister und Genius, der über dem Ganzen schwebt, erhoben werden. Fritz freute sich dessen, und zwar in die Seele des von ihm nach seinem vollen Werthe geschätzten, braven und geist- und gemüthvollen Iwan hinein. Wie würde sich dieser Isolirte freuen, wenn er in den Kreis dieser befreundeten Männer gezogen würde; denn daß sie ihn alle liebgewinnen, daß er ihnen unentbehrlich werden würde, wußte Fritz im voraus. Die romantischen Neigungen Iwan's waren ihm bekannt, und da doch die großen Veranstaltungen besonders den jungen Mädchen Freude machen sollten, so wünschte Fritz, daß auch Iwan hieran seinen Antheil haben

möchte. Es würde diesen Stillwirkenden ewig beglücken, wenn es heißen würde: ja, daran oder daran erkennen wir unsern Freudenstifter Iwan. Fritz fühlte auch mit dunkler Ahnung, daß Iwan's Nähe bei gewissen Unheimlichkeiten und Gefahren höchst wünschenswerth sein möchte. Iwan, der heute Abend noch die Sache erfuhr, und entzückt war, ebenso von der Idee, wie von der Rolle, die er dabei spielen sollte, hatte eine sehr unruhige Nacht, aber am andern Tage konnte schon Klarheit über und in das Programm gebracht werden. Ein unablässiger Hebel war nun an die schwere Masse gesetzt. Sie kam von der Stelle. Theodor übernahm alles, was in das Fach des Ingenieurs fällt. Der Engländer, der sich am besten zum Unterhandeln eignete, übernahm sämmtliche auswärtige Angelegenheiten. Der deutsche Graf blieb als centrale Kraft am Platze, und gab daselbst Befehle, wenn die schaffenden Geister auf Schwierigkeiten oder bange Stellen stießen. Ein fließender Credit wurde bei dem Bankier Saling in der Residenz eröffnet, und Iwan mit der nöthigen Vollmacht versehen, die erforderlichen Summen von daher zu beziehen, und nach Verwendung in ordnungsmäßige Rechnung zu stellen. Ein von ihm angefertigter Voranschlag, woran die Enthusiasten nicht gedacht hatten, und welcher die vorläufige Summe von ungefähr 50000 Thaler enthielt, wurde ohne weiteres genehmigt. Noch andere 50000 Thaler soweit es nöthig sein sollte und die Ehre verlangen möchte, wurden zu weiterer Disposition gestellt. Als Iwan über dieses riesenmäßige Anerbieten zu vorübergehenden, in nichts verschwindenden Zwecken große

Augen und ernste Mienen machen wollte: da lachten die edeln Herren hell auf, klopften dem treuen Iwan auf die Schultern, und betheuerten beide, daß sie ohne allen Schmerz die doppelte Summe aufwenden würden, wenn sie nur ihre Absicht erreicht sähen. Beide sagten im Vertrauen zu Iwan, den sie um seines ebenso lebhaften wie liebenswürdigen Wesens willen schon jetzt so liebgewonnen hätten, daß die Summen, die sie bei dieser reizenden Gelegenheit verwenden wollten, nur einen unbedeutenden Theil von den Ersparnissen ausmachten, die für sie in den Jahren ihrer Minderjährigkeit zurückgelegt worden seien. Der englische Herr klagte sogar, in den letzten Jahren so wenig standesmäßig gelebt zu haben, daß er eher für einen Schmuzfinken, als für einen Gentleman gehalten werden könne. Er ergreife mit Begierde die Gelegenheit, einen stolzen Aufwand machen zu können, um der Welt nützlich zu werden. Der deutsche Graf meinte, ein wenig Verschwendung sei nütze, um so manches faule Geld in Umlauf zu setzen und manche bedürftige Hand zu füllen. Was frage er außerdem danach, ob er hunderttausend Thaler mehr oder weniger habe, da seine künftige Frau ihm mehr als eine Million als Heirathsgut zuführen werde. „Doch nehmt dies nicht ernstlich, liebe Freunde, und besonders Sie nicht, bester Iwan; ich wollte, sie hätte keinen Dreier!“ Und damit drehte er sich munter auf seinem Absatz herum und wischte mit der einen Hand an seinem Schnurbärtchen; eine Bewegung, die er immer machte, wenn ihm eine Laune, besonders eine gute Laune beschlich. Die Sache war in gute Hände gelegt

und in frisches Getriebe gesetzt. Nach drei Tagen sah es schon bunt und lebhaft auf der Stelle aus, auf der wir uns im Anfang unsers Kapitels befanden. Eben läutete die Glocke zum Feierabend. Die Hunderte von Arbeitern traten ab von ihrer Arbeit, um nun einem ihnen verheißenen vergnügten Abend entgegenzugehen. Auch heute waren Wunder geschehen, welche die Macht des Geldes beweisen.

Viertes Kapitel.

Die Arbeiter.

Der klare, heiße Augusttag begann sich abzukühlen. Der Abend dämmerte allgemach herein. Der See entsandte seine fächelnden Winde. Die heiße Stirn ließ sie sich so gern gefallen. Es war so anmuthig auf dieser Stelle eines reizenden Schaffens und Werdens, daß wir sie sobald nicht verlassen konnten. Wir besteigen noch einmal die Höhe und überschauen von dort aus das fröhlich aufflatternde Städtchen. Wie prächtig wird sich das bunte Treiben und Leben hier machen! Welche Lustbarkeiten werden sich hier entfalten! Welche süßen poetischen Thautropfen werden hier auf das sonst so dürre, nüchterne und schale Leben fallen! Welch ein Geist der Romanze und der Ritterlichkeit will hier erwachen mitten unter dem prosaischen Ernste der modernen Cultur und Aengstlichkeit, die am sorgenvollen Augenblicke klebt! Wir müssen die Reize dieser Anlage anerkennen! Wir geben unsere innige Theilnahme an diesen außergewöhnlichen, kostbaren Zurüstungen zu! Darum

eben sind wir noch hier und schwärmen mit unsern Gefühlen und Gedanken über diese Anfänge einer großartigen Schöpfung.

Da dringt aber aus der großen Restaurationsbude ein mächtiges Gesumme von vielen Stimmen zu uns herüber. In der Restaurationsbude sind die Hunderte von Arbeitern versammelt, um einen fröhlichen Abend zu feiern, den ihnen die Generosität der Herren Bauunternehmer bereitet. Wir finden in der großen Bude hinter einer Barrière ein stilles, ungestörtes Plätzchen, um die Scene mit anzusehen, die sich hier entspinnt.

Die Räumlichkeit der von Bretern aufgerichteten und mit wasserdichter Leinwand überzogenen Bude kann leicht wol an vierhundert Menschen fassen, die zum großen Theil an langaufgeschlagenen Tafeln und einzeln stehenden Tischen Platz finden werden. An der einen Seite der Bude ist ein Außenbau, halb über und halb unter der Erde, der sich mit einem offenen Büffet und mit zwei mit Vorhängen behangenen Thüren nach dem Innern des Saales aufthut. Hier in diesem Raume hat der Restaurateur mit seinen Köchen, Aufwärtern und dienenden Frauen sein Wesen. Hier ist sein Anrichteplatz, seine Küche, sein Keller, sein Magazin. Diese Bude, deren Boden gedielt ist, deren Wände nicht ohne allen Behang und Schmuck erscheinen und die von drei riesigen, roh zusammengefügten, aber doch beputzten Kronenleuchtern erhellt wird, ist für die festlichen Tage, für das zusammenströmende große Publikum bestimmt. Hier kann in mächtiger Weise den Bedürf-

nissen der Natur durch Essen und Trinken genügt werden, und wenn das Wetter den Tanz im Freien nicht gestatten sollte, so ist in einem Augenblick ein Theil der Tafeln abgebrochen und der Tanzsaal hergestellt. Für einen Orchesterplatz ist deswegen schon gesorgt. Heute bekommen die Arbeiter zur Aufmunterung einen fröhlichen Abend; am Schlusse der Arbeit, am Vorabend des Festes, einen Ball. Das ist ihnen zugesagt.

Wir finden die rüstigen Männer in den besten Jahren, im Besitze ihrer besten Kräfte, mit den damals so häufigen deutschen Bärten und in leichter Kleidung, aber meist sehr anständig, bereits bei der zweiten und geselligern Hälfte des fröhlichen Abends. Das eigentliche „Essen“ ist vorüber. Sie hatten unter verschiedenen kräftigen Fleischgerichten die Wahl. Sie konnten fordern nach Bedürfniß und Belieben. An der Behaglichkeit, mit welcher die meisten Gesichter prangen, kann man wohl merken, daß man der Gastfreundschaft der reichen Herren die bestmöglichste Ehre angethan hat. Die Tafeln sind abgeräumt. Den Bierseideln, aus denen ein gutes kräftiges „Bairisch“, wenn auch in Burg oder Potsdam gebraut, duftet, ist der nöthige Spielraum gewährt. Aus unerschöpflichen Fässern, die im Saale zum Denkmale dieser frohen That aufgeschichtet werden, wird unaufhörlich der deutsche Nektar gezapft und den frohen Zechern gereicht.

Bei diesem Strome von Güte und Behagen — es gibt auch freie und gute Cigarren — hebt sich die frohe Laune. Das Gesumme verwandelt sich allgemach in Getöse. Das Vergnügen gestaltet sich gruppenweise in

verschiedene Formen. Hier versucht man einen mehrstimmigen Gesang, aber man kann weder über die Wahl des Liedes noch der Melodie übereinkommen. Ein Heraklide mit Stentorstimme verlangt: „Das deutsche Vaterland.“ Ein kleines, keckes Kerlchen besteht auf die „preußische Hymne“. Ein schwärmerischer Jüngling mit langen Haaren will irgendeine sentimentale Arie, ein Wanderlied. Ein frommer Bruder schlägt ein geistliches Lied vor. Die verschiedenen Ansprüche suchen sich geltend zu machen. Man schreit, tobt, zankt, und nur der Stentor behält die nöthige Kraft, um seinen Wunsch durchzusetzen. Aber als er anfangen will, versagt ihm die Stimme, er hat sich abgeschrien, und dadurch bricht dieser Haufen in ein verhöhnliches Gelächter aus. Die herculischen Arme wollen sich fürchterlich machen. Dadurch schwillt dieser lärmende Knäuel an. An einem andern Ende des Tisches finden süße Umarmungen, Brüderlichkeiten mit dem erforderlichen Aufwande von lauten und zärtlichen Betheuerungen statt. Dort rasaunen muthige Helden und erzählen ihre Heldenthaten. Dort machen sich Händelsüchtige unangenehm, und man droht mit Stuhlbeinen und Hinauswerfen. Dort theilen andere mit freigebigen Händen die Tausende aus, die sie irgendwo, nur nicht hier und in ihrer Tasche haben. Dort weinen Liebhaber, declamiren Exaltirte, werden innerliche Naturen tiefsinnig. Die Menschen mit ihren frohen und übeln Launen werden stets auf den Gipfel ihres Temperaments und Charakters durch solche Kräfte gehoben, wie sie hier die menschliche Natur unterstützen.

Ein Wortkampf in unserer nächsten Nähe interessirt uns vor allem Lärm am meisten. „Das Kapital knechtet uns, lieber Tilsiter. Arbeit und Kapital müssen ins Gleichgewicht gebracht werden. Arbeitgeber und Arbeitnehmer müssen gleiche Rechte, Pflichten und Vortheile haben. Wo nicht, so beutet man unsere Kräfte, unsere Geschicklichkeiten aus. Wir bleiben die unterdrückte Klasse, die Sklaven des Reichthums, die Parias der Gesellschaft. Unsere Familien sind ein für allemal dem Proletariat verfallen. Warum sollen wir uns aufopfern? Sollen die Kämpfe in Paris, in Wien, in Berlin nicht bessere, edlere Früchte tragen? Soll sie nicht endlich siegen, die rothe Fahne, edler Tilsiter?!"

„Du sprichst ganz aus meinem Herzen, braver Schweinfurter. Du bist, das merkt man wol, in der besten Schule gewesen. Ich sage auch: Nieder mit der Aristokratie! Nieder mit der Reaction! Nieder mit den Geldsäcken! Es lebe die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit! Es lebe die Republik, die rothe, die uns die ewigen und heiligen Menschenrechte wiederbringt! Und noch einmal, es lebe die Freiheit! Und wer ein echtes deutsches Herz im Busen hat, der stößt mit an." Und der Tilsiter schrie unbarmherzig, und der große Freiheitsruf wandte viele Augen und Ohren zu ihm hin.

Es gibt Stichwörter der Zeit und des Standes, deren Locken niemand widerstehen kann.

Ein buschiges Männchen, der Seelöwe im engern Kreise genannt, sonst der Neu-Ruppiner, mit einem krausen Kopf und einem ungeheuern Demokratenbarte,

ergriff nun seinerseits sogleich das Wort: „Männer, Brüder, freie deutsche Söhne und Arbeiter, lasset uns endlich die Stufe in der Gesellschaft gewinnen, die uns gebührt. Keine Erniedrigung weiter. Was bauen und schaffen wir hier? Stätten des Luxus und Vergnügens für die Reichen. Sie treten unsern Schweiß und unsere Kunst mit Füßen. Sie spotten unserer mit dem Lohne, den sie uns durch die Entreprise bieten. Was wollen sie uns durch ein Sattmachen, wie dieses hier, anders zu erkennen geben, als daß wir uns für ihre Großmuth bedanken und aufopfern sollen. Wir werden entwürdigt durch solche Wohlthaten. Es reuet mich, hier mitgegessen und getrunken zu haben. Wer so denkt wie ich, der hilft mir dieses aristokratische Nest zerstören“, und mit Schaum vor dem Munde warf der Neu-Ruppiner, der Seelöwe, zuerst seine halbabgebrannte Cigarre fort, dann das Seidel, und nun wollte er ans Werk der Zerstörung gehen. Aber der glimmende Cigarrenstumpf flog gut gezielt einem sehr anständig gekleideten jungen Manne mit ruhigem und verständigem Wesen auf das sehr saubere Vorhemdchen. Das Seidel fuhr wie ein Donnerkeil in einen Kreis von jungen Arbeitern, die gleichsam in stiller Zurückgezogenheit ihre frommen Gespräche führten, da sie Mitglieder eines Jünglingsvereins waren, der unter Leitung und Obhut der strengen Partei stand. Beide Würfe von dem Seelöwen waren berechnet. Der honnete junge Mann war seine Zielscheibe, weil er seiner aristokratischen Garnitur einen Schmuzfleck beibringen wollte. In die Mitglieder des christlichen Jünglingsvereins warf er den Bierkrug,

um sie wegen ihrer frommen Gesinnungen zu verhöhnen. Die christlichen Jünglinge, bereits gewöhnt an solche Roheiten, nahmen den Ausfall ruhig hin, und gaben sich ungefähr das duldende Ansehen, wie es derjenige anzunehmen pflegt, der von einem dahinrollenden Wagen empfindlich gestreift wird. Der sauber gekleidete junge Mann, ein Stettiner, nahm aber den absichtlichen Schimpf des Seelöwen nicht so ohne weitere Revanche hin. Mit einem kräftigen Sprunge war er an diesen heran, mit einer nervigen Faust erfaßte er dessen langen Demokratenbart, und ihn einigemal derb unter das Kinn stoßend, wobei diesem die Funken aus den Augen sprühten, fragte er ihn, was er, der schmuzige, alberne, jämmerliche Demokrat, damit habe sagen wollen, daß er sich seiner brennenden Cigarre gegen ihn entledigt habe? Dem Demokraten nun noch zum Ueberfluß von dem Stettiner in das krause, struppige Hauptthaar gefaßt und auf eine unbarmherzige Weise hin- und hergeschüttelt, verging Hören und Sehen, und der gewaltige Schreier von vorhin konnte nur mit Mühe stammeln: „Hülfe, Hülfe gegen den Aristokraten!"

„Nieder mit dem Reactionär!" schrie es von derjenigen Seite, die sich zum Beistande des Demokraten aufgefordert fühlte!

„Nieder mit dem Rothen!" ermunterte ein anderer Theil, der sich für den Reactionär erklärte.

Der Lärm ward riesig. Eine Schlägerei stand in Aussicht. Der schöne Abend gerieth in augenscheinliche Gefahr, auf eine gemeine Weise verdorben zu werden. Und das Renommée der Gesellschaft, die eine solche

Gastlichkeit genoß, auf welche schwankende Füße war es gesetzt? War keine höhere Bildung, kein anständigerer Ton in diesem Kreise?

Ein ungeheuerer, mächtig schallender Schlag, mit welchem Instrumente wissen wir nicht, geschah auf die mittlere Tafel an deren oberm Ende. Der Hammerschlag übte auf alle diejenigen, die an dieses Schweigen gebietende Zeichen vor der Innungslade gewöhnt sind, eine plötzliche magische Wirkung aus. Es herrschte sogleich eine Stille, die nicht einmal das Athmen der Menge verrieth. Ein langer hagerer Mann, ebenfalls mit einem bärtigen Gesicht, auf welchem sich aber die Spuren einer reifern Erfahrung und bessern Bildung deutlich zu erkennen gaben, hatte sich auf die Tafel geschwungen, und nach einer kurzen Pause, welche die nöthige Aufmerksamkeit erregen sollte, hub er an, die Gesellschaft in folgender Weise anzureden:

„Hochzuverehrende Herren, liebe Collegen und Genossen!

„Wenn ich in diesem kritischen Augenblicke, welcher die heiligen Bande einer brüderlichen Geselligkeit und gewerklichen Zucht und Ordnung aufzulösen droht, als Alterspräsident das Wort ergreife und die Ruhestörer dieses heitern Kreises, den wir einer edeln Gastfreundschaft verdanken, zur gebührenden Ordnung rufe, so übe ich hiermit nur eine Pflicht aus, wie sie mir der parlamentarische Fortschritt der Zeit und die Dringlichkeit des Augenblicks auferlegt. Will aber die Gesellschaft meine Aufgabe, mich hier als Alterspräsidenten in Bezug auf einige nöthig gewordene Gesellschaftsfragen, die ich der

Entscheidung der Stimmenmehrheit anheimgeben will, auf einige Augenblicke zu geriren, genehmigen, so mag sie dies durch Aufheben der Hände zu erkennen geben."

Fast alle Hände fuhren in die Höhe, denn eine Sache spann sich an, für welche alle entbrannten.

„Ueber die wahre Meinung der geehrten Anwesenden kann kaum ein Zweifel obwalten; allein die parlamentarische Ordnung bringt es mit sich, daß wir die Gegenprobe anstellen. Es werden also auch diejenigen Herren ersucht, die nicht für meine momentane Alterspräsidentschaft stimmen, nun ihrerseits ihre Hände empor zu heben."

Auch auf diese Aufforderung flogen wol ein paar Dutzend Hände in die Höhe, doch wurden sie sogleich wieder heruntergezogen, als die Eigenthümer derselben die Irrigkeit ihrer maschinenmäßigen Handlung einsahen.

„Nun, wohlan" — begann der lange Mann auf der Tafel von neuem, es war ein Decorationsmaler —, „durch Acclamation zum gegenwärtigen Alterspräsidenten dieser Arbeiterversammlung erwählt, bitte ich nun ums Wort und um aufmerksames Gehör.

„Wenn ich nicht irre, so wünscht ein großer Theil der Versammlung einige brennende Fragen, die den Arbeiterstand angehen, auf die Tagesordnung und zur Discussion gebracht zu sehen, und ich schlage deshalb vor, daß wir, da wir keine Gelegenheit vorübergehen lassen dürfen, um uns über unsere wahren Interessen aufzuklären, uns sofort zu einer Arbeiterversammlung constituiren, damit wir eine ordnungsmäßige und ersprießliche Debatte führen und den großen Zweck dieser

Stunde erfüllen. Zugleich können die auf eine störende Weise unter einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft entstandenen Differenzen und Mishelligkeiten nach ihrem wahren Grunde ermittelt und zum Besten der streitenden Parteien ausgeglichen werden; denn ohne Disciplin keine Ordnung, ohne Ordnung keine Societät, ohne Societät keine allgemeinen Zwecke."

Der Redner fand es für gut eine kleine Pause zu machen, und die Wirkung dieses ersten Redeansatzes abwarten zu wollen. Allein ein mächtiges Bravo aus allen Kehlen bewies ihm auf der Stelle, daß diese hier reif für diese Formen waren. Ein feines sarkastisches Lächeln spielte um den Mund des Langen, und ein listiger Blick schoß unter seinen dichten Augenbrauen hervor und fiel in einen muntern Kreis von etwa zehn bis zwölf jungen Leuten, die den vollkommenen Alterspräsidenten auch vollkommen verstanden.

„Es ist daher", so fuhr dann der Redner fort, „für unsern gegenwärtigen Zweck durchaus erforderlich, daß wir zur strengen Beobachtung der parlamentarischen Ordnung und Form einen mit voller Disciplinargewalt bekleideten Präsidenten erwählen; einen Mann, der nicht blos die Absichten der Gesellschaft zu leiten, sondern auch die Grenzen der Discussion zu beherrschen weiß; einen Mann, der mit einem Worte nicht ungeübt auf diesem Gebiete des politischen Fortschritts ist, der schon großen, frei zusammengetretenen Volksversammlungen, auch solchen, die den Sonderinteressen dienen, beigewohnt hat; Versammlungen, wie wir sie in freiester Form unter den Zelten, unter Leitung parlamentarischer Größen,

oder auf Arbeitertagen im Colosseum und in Moabit gehabt haben, deren Mitvorstand gewesen zu sein, ich mir heute noch zur besondern Ehre anrechne. Schreiten wir also, meine Herren, zuerst zur Wahl eines Präsidii dieser freien Arbeiterversammlung!“

„Nicht wählen! Bleiben! Der Berliner!“ Dies waren ungefähr die Worte, welche in einem brausenden, wilden Gemenge die Meinung der Gesellschaft ausdrückten. Der Präsident blickte ruhig wie Neptun auf die aufschäumenden Meereswogen, und nahm den schuldigen Tribut der ihm dienenden Kräfte an. Dann wieder ein mächtiges Ruhe gebietendes Zeichen von seiner Hand, und die tiefste Stille trat augenblicklich ein.

„Unendlich fühle ich mich geehrt durch dies unzweideutige Zeichen des Vertrauens, das die Gesellschaft auf meine Fähigkeiten und auf meine Erfahrungen setzen will. Am guten Willen wenigstens soll es mir nicht gebrechen, meine mir übertragenen Pflichten in bestmöglichster Weise zu erfüllen. Wohl erkenne ich die Stufe an, auf die mich Ihr Wohlwollen gehoben, und ich begreife die große Verantwortlichkeit, die Sie in meine Hände legen. Geehrte Freunde, die Macht des Augenblicks ergreift mich; herrliche, aber erschütternde Erinnerungen treten vor meine Seele. O Himmel, als wir die Barrikaden unserer freien, gerechten, deutschen Sache in jenen unvergeßlichen Tagen mit unserm Blute behauptet und besprengt hatten“ — ein fürchterliches, endloses Bravo unterbrach den gerührten Redner — „ach, wohin habe ich mich verirrt, meine Freunde? Ich sollte Sie an diese materiellen Versuche zur Erstreitung der unver-

äußerlichen Menschenrechte nicht erinnern, es werden andere, es werden Barrikaden aus Geist, Talent, Gerechtigkeit und Fortschritt sein, die Sie mit größerer politischer Reife gegen die Satelliten alter Beknechtung und Bevormundung errichten und mit ewigen Siegesflaggen bepflanzen werden!" Eine neue stürmische Unterbrechung durch fürchterliche Bravos. „Nun, lassen wir diese edeln Erinnerungen und Hoffnungen, und widmen wir uns der Heiligkeit und den Pflichten dieser Stunde. Zur Abkürzung des Wahlverfahrens schlage ich nun zur weitern Bildung eines Vorstandes dieser Gesellschaft zwei geeignete Männer zu meinen Stellvertretern oder Vicepräsidenten vor. Ist die Gesellschaft mit dieser Constituirungsform zufrieden?!" Ein allgemeines, mächtiges Ja erfolgte. „So präsentire ich denn zum ersten Vicepräsidenten den Herrn aus Breslau vom Bronzirergewerk, und um nicht den Schwerpunkt lediglich auf Preußen fallen zu lassen, zum zweiten Vicepräsidenten den Herrn aus Crimmitschau vom Tischlergewerk, und ich erlaube mir die Frage, ob die Gesellschaft meinen Vorschlägen ihre Zustimmung gibt?" — „Ja, ja!" erscholl's wieder mächtig, und eine kleine Einmischung von Nein wurde ein um so stärkeres Reizmittel dem Ja den eclatantesten Nachdruck zu geben. „Dem Herrn aus Anhalt-Dessau vom Tapezierergeschäft möchte ich das wichtige Amt eines Schriftführers der Gesellschaft anvertrauen." — „Zufrieden, zufrieden!" hieß es von allen Seiten. „So wären wir denn constituirt, und ich ersuche Sie nun, meine Herren, Ihre Plätze an meiner Seite einzunehmen. Es wäre doch zweck-

dienlich, wenn sich eine Präsidententribüne errichten ließe." Der Wunsch war kaum ausgesprochen, so war er auch realisirt. Vier von den tragbaren Tischen, die von gleicher Höhe und Breite waren, wurden so aneinandergerückt, daß sie einen hinreichenden Raum für den angedeuteten Zweck abgaben. Zwei kleinere Tische wurden auf diese Tribüne gestellt. An einem derselben nahm der Präsident mit den Vicepräsidenten zu seiner Rechten und Linken seinen wichtigen Platz ein, am andern der Secretär, der sich seines Notizbuches zum Protokolliren bedienen wollte. Aus zwei übereinandergestellten Stühlen wurde ein Rednerpult in wunderbarer Schnelligkeit mit einem gewissen Geschmack hergestellt, und als ein paar Leuchter mit hellbrennenden Kerzen auf die Tische gestellt waren und der helle Schein auf die würdigen Häupter, auf die bärtigen Gesichter der feierlich Erwählten fiel, da sah die Sache in der That nach etwas aus, und eine fast andächtige Stimmung rieselte durch die in einen Parlamentssaal verwandelte Halle. Die jüngern Arbeiter waren fast hingerissen von diesem großen Augenblicke.

„Um unsere heutige Tagsatzung mit einem Werke der Humanität und des gebildeten Fortschritts zu beginnen, fordere ich zuerst den Herrn aus Stettin auf, die Stelle des Redners, um sein etwas handgreifliches Benehmen gegen den Herrn aus Neu-Ruppin zu motiviren."

Der Stettiner im unbedingten Gehorsam gegen die magische Gewalt des bärtigen Präsidenten bestieg die Bühne. Ein hübscher, junger Mann mit unverdorbenen

Zügen und eleganter Kleidung. Ein muthiger Anstand war ihm nicht abzusprechen, und damit gewann er im voraus die Herzen.

„Meine Herren“, so begann er mit bewegter, etwas hastiger Rede, „ich stehe hier auf einer ungewohnten Stelle, und muß um gütige Nachsicht bitten, wenn ich meine Worte nicht immer so zu stellen verstehe, wie es sich vor einer solchen Versammlung ziemt. Es ist wahr, ich habe die empfindlichste Stelle eines Mannes berührt, als ich dem Neu-Ruppiner in seinen schmuzigen Bart gegriffen habe. Aber, ich frage Sie, was würden Sie an meiner Stelle gethan haben, wenn Ihnen ein solcher elender Seelöwe die glimmende Cigarre mit böswilliger Absicht aufs Vorhemdchen geworfen hätte?“

„Hinaus mit dem Seelöwen!“ brüllte es von der einen Seite. „Herunter mit dem Aristokraten!“ von der andern. Der Tumult war ungeheuer.

Der Präsident legte sich ins Mittel.

„Meine Herren“, so redete er stehend die Gesellschaft an, „ich muß Sie vor allen Dingen um entschiedene Mäßigung Ihrer Gefühle, um äußerste Ruhe bitten, und mir die Pflicht allein zu überlassen, den Redner zu unterbrechen und erforderlichenfalls zur Ordnung zu rufen; sonst geht der heilige Zweck dieser Stunde verloren, und der parlamentarische Stab ist zerbrochen. Begreifen Sie dies.“

Es herrschte Ruhe wie im Grabe.

„Sie, Herr Stettiner, müssen hier nicht leidenschaftlich werden wollen. Ihrer Unerfahrenheit auf diesem Gebiete des zeitgemäßen Fortschritts haben Sie es

allein zu danken, daß Sie jetzt von mir wegen ungeeigneter parlamentarischer Ausdrücke nicht zur Ordnung gerufen werden. Streben Sie doch nicht nach dem zweideutigen Rufe eines Vinke, der ebenfalls die parlamentarische Redefreiheit zu persönlichen Beleidigungen herabwürdigt. Tragen Sie Ihren Fall in ruhiger, objectiver Weise vor."

„Die einfache Sache", so sprach der unverlegene Stettiner, „ist die, daß mich der Neu-Ruppiner auf eine infame Weise beschimpft und mich in unverschämtester Weise einen Aristokraten und Reactionär genannt hat. Was ich bin und was ich nicht bin, will ich Ihnen offen sagen, und dabei jeder Faust trotzen, die sich dagegen erheben möchte."

„Mäßigung!" ermahnte der Präsident.

„Was ich also bin? Ein anständiger Mensch bin ich, der sein Geschäft versteht und auf gute Gesellschaft und Kleidung hält. Bin ich darum ein Aristokrat? Nun gut, dann bin ich grundsätzlich ein solcher. Ich habe im Kaiser-Franz-Grenadierregiment gedient und bin als Unteroffizier in die Garde-Landwehr entlassen, und trage deshalb meine schwarzweiße Cocarde am Hute, und bleibe dem Wahlspruch getreu: „Mit Gott für König und Vaterland!" Bin ich darum, weil ich ein echter Preuße bin, ein Reactionär? Nun gut, so will ich ein solcher sein, und ich werde es mit jedem aufnehmen, der etwas dawiderhaben sollte."

Ein brusttiefes Murmeln lief durch die Halle.

„Ruhe, Ruhe!" mahnte der Präsident.

„Was ich aber nicht bin, auch das will ich mir zu

sagen erlauben. Ich bin kein Deutschthümler, der sich das Ausreißersystem zum Muster nimmt" — der Redner wurde mächtig unterbrochen durch Bravos und Pfuis, wie es hier und dorthin anschlug, was er sagte —; „ich bin kein Demokrat mit der rothen Fahne, wie sie Banditen, aber keine ehrlichen Männer emporheben mögen."

Wäre der Präsident nicht bei dieser gefährlichen Stelle aufgestanden und mit dem ganzen Gewichte seines erhabenen Amtes zwischen die wogenden Massen gefallen, sodaß sie an ihm zur Rechten und Linken zerschellten, wie an einem ungeheuern Felsen, der plötzlich mitten in die brandenden Wogen geworfen wird, so würde dieser Augenblick sehr kritisch geworden sein.

„Ich werde dem Redner das Wort entziehen!" accentuirte der Präsident.

„Und ich werde mir das Wort nicht anders nehmen lassen, als mit Gewalt", setzte der unerschrockene Mann mit dem anständigen Anzuge ein, „und ich hoffe, daß noch außer mir etliche brave und muthige „Schwarz-weiße", d. h. echte Preußen in dieser Halle sind, die sich vor den Rothen nicht fürchten, auch wenn diese auf den Barrikaden gestanden, oder in Baden rühmlichen Andenkens gefochten haben sollten."

Dieser kecken Strophe folgte ein markiges Bravo, als Beweis, daß dieser muthige Redner auf Gesinnungs-genossen in dieser Halle rechnen konnte. Dieser Gedanke reizte seine Begierde die Gegner herauszufordern, und seine Kühnheit wollte das Aeußerste wagen.

„Keine kränkenden Anspielungen auf Erinnerungen,

die zu den bessern unserer Periode gehören!" bemerkte der Präsident. „Für diese Beleidigung, die der Redner der Geschichte angethan, rufe ich denselben hiermit zur Ordnung, zugleich mit der Drohung, ihm im Wiederholungsfalle solcher Anzüglichkeiten das Wort zu entziehen."

„Ist das nun", so sprach der Redner mit gehobener Stimme, „die Freiheit, die uns leuchtet, ist dies die gepriesene Denk- und Redefreiheit, die wir haben, wenn man nicht unangefochten seine wahre Herzensmeinung sagen darf?! Wie ich mir das Recht und die Freiheit genommen habe, meinen politischen Glauben zu bekennen, so mag es mein Gegner auch thun, und ich werde ihn, wenn er mich nicht wieder persönlich beleidigt, mit aller Ruhe anhören. Uebrigens erkläre ich mich diesmal für quitt mit dem Neu-Ruppiner. Wirft er aber noch einmal in böswilliger, höhnischer Weise eine Cigarre nach mir, dann mag er sehen, ob er auch Zähne genug im Munde behält, um sich künftig noch eine abbeißen zu können."

Mit diesen Worten stieg der Redner von der Bühne, und ein wahrhaft enthusiastischer Beifallsruf begleitete ihn an seinen Platz.

Der Präsident, der, wie wir wol gemerkt haben, ein Mockparlament ins Leben gerufen hatte, schien doch etwas aus der Contenance zu kommen; allein er gebot mit seinem Hammer Ruhe, und mit voller Fassung redete er abermals die Gesellschaft an, um sich in der guten Meinung derselben zu rehabilitiren.

„Ich theile den Enthusiasmus der geehrten Versammlung für das letzte Wort des Redners. Ja, meine

Herren, zu den wichtigsten Errungenschaften unserer nationalen Erhebung rechne auch ich die Gedanken- und Redefreiheit. Hierin liegt ebenso wol das große Geheimniß der unaufhaltsam fortschreitenden Aufklärung, wie das untrügliche Mittel, zu den unveräußerlichen Gütern der Glaubens- und Gewissensfreiheit in politischen wie in religiösen Dingen zu gelangen. Ich glaube daher ganz in dem Sinne der geehrten Gesellschaft, deren Präsident zu sein mir zur unvergeßlichen Ehre gereichen wird, zu handeln, wenn ich dieselbe auffordere, sich im Namen der Gedanken- und Redefreiheit zu erheben, und durch diesen Beweis von Hochachtung denjenigen Männern unsers glorreichen Jahrhunderts den Dank zu zollen, den wir ihnen, als deren Vorkämpfern des Lichts und der Freiheit, als das jüngere Geschlecht schuldig sind."

Dieser Bombast verfehlte seinen Zweck nicht. — Mit rührender Stille und Ehrerbietung erhob sich die ganze Versammlung, und der Geist der Verschrobenheit, wie er die Generation narrt und quält, zog durch diesen feierlichen Raum.

Der Lange auf dem Präsidentensitze machte ein mephistophelisches Gesicht, und sein sarkastischer Blick suchte den Kreis von jenen jungen Männern, die ihn so gut zu verstehen schienen.

Nach dieser gelungenen Herabstimmung der Temperatur, die nahe bis zum Siedepunkte gestiegen war, eröffnete der Präsident gleichsam den zweiten Act des parlamentarischen Dramas aus dem Stegreife.

„Ich fordere hiermit den Herrn aus Neu-Ruppin

auf, zur Beantwortung der wider ihn erhobenen politischen Anklage von seiten eines würdigen Mitgenossen der heiligen Arbeit, der wir unsere Kräfte geweiht haben, die Bühne zu besteigen und das Wort zu nehmen."

Der Neu-Ruppiner hätte diese Gelegenheit, sich zu rechtfertigen, gern vorübergehen lassen, allein, da sich aller Augen auf ihn richteten, glaubte er es seiner Ehre schuldig zu sein, seine Handlungsweise und sein Benehmen so gut wie möglich ins Licht der Anerkennung und Bewunderung zu stellen. Seine erhabene Erscheinung auf der Tribüne ließ viel zu wünschen übrig. Er war in der That ein struppiger, brutaler Mensch, den der Name Seelöwe vollkommen charakterisirte. Nach wiederholtem Räuspern, um seine durch Bier stark angegriffene Stimme in Ordnung zu bringen, hob er endlich an:

„Meine Herren!" — Dann Stocken und Angeleimtsein bis zum Lächerlichwerden.

„Ich bin zwar kein Redner, aber was ich sagen will, will ich kurz sagen. Ich hasse alle Reactionäre, weil sie uns wieder in die alte Knechtschaft zurückführen wollen, und ich hasse auch alle Aristokraten, weil sie uns die edle Gleichheit und Brüderlichkeit nehmen wollen. Darum habe ich dem Stettiner ein Zeichen meiner Verachtung geben wollen. Hat er's nicht selbst gesagt, daß er ein Schwarzweißer ist, daß er die deutsche und die rothe Fahne mit Füßen tritt? Ist er nicht Gardist und Unteroffizier? Wird er nicht unsere künftigen Barrikaden niederreißen und wie ein wilder Stier auf unsere Freischaren losgehen? Muß man

nicht solchen Tyrannen den Krieg erklären, wo man sie findet? Ich bin ein edler Demokrat, ein gründlicher Feind des Absolutismus, ein Geschworener Hecker's, ein Schüler Proudhon's. Ich sympathisire mit den Polen und verehre die Asche Robert Blum's. Darum rufe ich als echter Patriot, als echter Jakobiner: Es lebe die Freiheit, es lebe die sociale Republik!"

Dieser Jargon war dennoch so abenteuerlich und lächerlich, daß mit Abrechnung einiger weniger exaltirten Stimmen, die auch diesmal ein schwaches Bravo versuchten, die ganze übrige Gesellschaft in ein wahrhaftes homerisches Gelächter verfiel. Dies war der wahre politische Abraham a Sancta Clara, nur mit Umkehrung der Mittel, Kräfte und Zwecke.

Der Seelöwe war verblüfft. Er war zweifelhaft, wie er dies wiehernde Gelächter nehmen sollte.

Mit unbarmherziger Kälte sprach der Präsident: „Weiter, geehrter Neu-Ruppiner, und bedienen Sie sich zur Beleuchtung Ihrer Gesinnungen und Thaten der vollkommensten Redefreiheit. Ich werde dafür sorgen, daß Sie nicht unterbrochen, daß Sie gehört und verstanden werden." Der Teufel lachte aus diesem Menschen.

„Wenn ich die Gründe meines gerechten Hasses in Bezug auf alle Reactionäre und Aristokraten vor der geehrten Versammlung entwickelt und dabei auf deren gerechtes Urtheil gerechnet habe, so fahre ich nun fort und erkläre mich ferner für den unversöhnlichsten Feind der Junker und Pfaffen. Die Junker wollen die ewigen Herren spielen, alle hohen Stellen im Staate und im

Heere für sich in Anspruch nehmen, wollen uns knuten und knechten, und darum habe ich gesagt, daß es eine Schande sei, eine Entwürdigung unserer geheiligten Menschenrechte, diesen Braten und dies Bier angenommen zu haben, weil dies von einem Junker kommt, der sich von unserm Schweiße mästet, und uns dafür mit Füßen tritt. Wenn es aber in meiner Macht stände, so ließe ich alle Pfaffen in der Welt kreuzigen, denn sie sind es, die als Pharisäer und Jesuiten den edelsten Demokraten und Communisten auf Golgatha gekreuzigt haben, um die Menschen in ewiger Dummheit hinzuhalten. Ich, meine Herren, gehöre zur Freien Gemeinde, und habe allen Aberglauben, besonders den religiösen, welcher der schädlichste ist, abgeschworen. Die Kerker der Inquisition und die Klöster der unnatürlichsten Verbrechen, die Religionskriege und die Revolutionen werden nicht eher aufhören, als bis alle Kirchen dem Erdboden gleichgemacht und alle Erinnerungen an die Religion vertilgt sind. Es ist der größte Fehler, den Robespierre gemacht hat, daß er ein höchstes Wesen wieder einsetzte. Von da an machte die Revolution ihre unverbesserlichen Rückschritte, damit ward dem Absolutismus und dem Papste wieder Bahn gebrochen; damit kam das eben abgeworfene Joch wieder auf den Nacken der freigeborenen und gleichberechtigten Menschheit. Nein, wir Freigemeindler, wir wollen keine Priester, die uns in der Furcht eines Gottes erhalten wollen, der gar nicht existirt, und uns mit einer Ewigkeit erschrecken, die ein Unding ist. Wir tragen unsern Gott in uns, und unser Wahrheitstrieb ist die einzige Stimme, der

wir in unserer Handlungsweise folgen. Wir sind über alle abergläubische Ceremonien erhaben. Wir haben Gewissensfreiheit. Darum lebe die Societät des freien Geistes. Ronge und Uhlich, die Apostel eines neuen Morgenroths, sollen leben!"

Ein Murren verborgener, aber in einen Kampf tretender Elemente durchlief die Halle. Der Seelöwe stieg von der Tribüne mit dem wollüstigen Ingrimm in seinen Mienen, als habe er die letzten Bande durchschnitten, welche alte geheiligte, aber wahnvolle Erinnerungen zusammenhalten. Statt seiner diabolischen Erscheinung, die in der That einen infernalischen Geruch zurückließ, wo sie wich, trat eine lichtvollere Gestalt auf die eben verlassene Stelle, ein blutjunger Mensch mit allen Rosen der Jugend, der Unschuld und Unverdorbenheit geschmückt, ein enthusiastisches, frommes Wesen auf Stirn und Mund und Händen, und bat den Präsidenten, der eben noch auf eine passende Rede sann, um in der That diesen Wust von Unsinn und Gemeinheit zu strafen, der mit dem Seelöwen abgetreten war, mit einer bescheidenen aber gebildeten Manier ums Wort. Der Präsident, der sich durch diesen unerwarteten Redner aus einer unangenehmen Verlegenheit gezogen sah, der aber doch eine Ueberleitung versuchen wollte, ließ sich auf den Antrag des jungen Mannes also vernehmen:

„Da wir eben mit vollkommenster Gestattung der allerfreiesten Meinungsäußerungen den abgetretenen Redner gehört haben, ohne uns aus dem Gleichgewicht einer angemessenen parlamentarischen Ruhe, die auch die

extremsten Ansichten vertragen muß, herausreißen zu lassen, so gestatten wir hier dem Herrn — woher doch?" — „Aus Elberfeld!" — „Richtig, aus Elberfeld, nun ebenfalls das Wort, indem wir gewiß darauf zu rechnen haben, daß uns nun auch Ansichten milderer Art zur Beurtheilung vorgetragen werden sollen."

„Es geschieht weder aus Eitelkeit, noch aus Reizbarkeit meines Herzens", so hub der junge Redner mit sanfter, wohltönender, überall verständlicher Stimme an, „daß ich um das Wort gebeten habe. Handelte es sich um weltliche Dinge, so würde ich bescheiden genug sein, um den Brüdern, die mehr Erfahrung und Einsicht besitzen als ich, den Vorrang in jeder Beziehung einzuräumen. Aber es handelt sich hier um ein gutes und reines Zeugniß für den Herrn und seine heilige Kirche, und deswegen habe ich nicht einen Augenblick gesäumt, um ein solches hier vor meinen Genossen und Mitbrüdern in dem Herrn laut und kräftig abzulegen."

Eine große, merkliche Spannung auf das, was da kommen sollte, ergriff die Zuhörer.

„Wenn der verirrte Werkgenosse, der eben diese Stelle verlassen hat, blos mich und meine Freunde zur Zielscheibe seines thörichten Hasses gemacht hätte, so würde ich das mit treuester Nachfolge meines lieben Herrn und Heilandes still getragen und dem Widersacher von ganzem Herzen sein mir angethanes Unrecht vergeben haben. Aber, daß der abgetretene Spötter mit der beklagenswerthesten Verblendung seines Herzens Gott und seine heilige Kirche und deren Diener schmähen und, umstrickt von dem Satan, dem Erlöser der Welt einen

Namen beilegen konnte, der mindestens eine Lästerung seines göttlichen Wesens und seines heiligen für uns vergossenen Blutes ist, daß dieser armselige Nachtreter eines Judas dies so ungestraft vor einer christlichen Versammlung, vor einer ehrlichen Bruderschaft der verschiedensten Gewerke thun durfte, das ist eine Schmach, die ohne Säumen von uns abgewaschen werden muß. Dafür müssen wir augenblicklich Buße thun, und dem Herrn, der einst auch unser Richter sein wird, um gnadenvolle Vergebung anflehen."

„Keine Predigt! Keine Kapuzinade! Keine Muckerei!" erscholl es von einigen Seiten.

„Ruhe! Brav! Herrlich! Fortfahren!" drängte aber viel mächtiger durch.

Der Präsident gebot mit seinem Hammer Ruhe, und ohne ein Wort zu sagen, mit bloßem Wink der Hand lud er den unerschrockenen jungen Redner zur Fortsetzung seiner Rede ein. In demselben Augenblick konnte man einige Männergestalten auf dem Orchesterraume bemerken, die, wahrscheinlich schon längere Zeit Zeugen dieser merkwürdigen Verhandlung, jetzt etwas weiter in den Vordergrund traten, um entweder den Redner besser verstehen, oder die Wirkung seiner Rede beobachten zu können.

„Kann man einer so achtbaren Versammlung, wie diese", so fuhr der Redner fort, „nicht einen gerechten Vorwurf darüber machen, daß ein Redner mit Ordnungsruf und Wortentziehung bedroht wird, wenn er sich mit Treue und Liebe zu seinem Könige und zu den Farben seines Vaterlandes bekennt, und den Feinden

des Gesetzes, der Ordnung und der Wohlfahrt mit gerechter Entrüstung ihr frevelndes Gebaren vorwirft, während ein anderer, der die heiligsten Güter der Menschheit: Glaube, Treue, Ehre, mit Füßen tritt, mit vorgeblicher Redefreiheit in Schutz genommen wird?!"

Der Redner schwieg einen Augenblick, und dieser kühne Angriff auf den Präsidenten schien zu frappiren. Dieser indessen sprach mit eiliger Fassung:

„Dem Redner steht es nicht frei eine Kritik des Präsidenten zu üben, seiner Unerfahrenheit in parlamentarischen Formen will ich diese Bemerkung zugute halten; ich muß ihn aber ersuchen, wenn ich ihm nicht das Wort entziehen soll, bei der Sache zu bleiben und in Erwägung zu ziehen, daß wir hier in einer Erheiterungshalle und in keiner Kirche sind."

Diese letzte Wendung, weil sie dem Geschmack eines großen Theils der Versammlung zusagte, brachte dem Präsidenten ein mäßiges Bravo ein, was ihn auch für den Augenblick zu beruhigen schien.

„Ich bin bei der Sache, und daß ich nicht in der Kirche, sondern in einer Bierhalle bin, empfinde ich nur gar zu deutlich. Als dieses Parlament angekündigt wurde, da hieß es, daß wir, wir Handwerker und Künstler, uns über unsere wahren Interessen aufklären sollten. Nun glaube ich, daß es für uns keine heiligern und wichtigern Interessen geben kann, als daß Glaube, Treue und Biedersinn wie in alten Zeiten den Stand der Handwerker ziere, und daß wir mit vereinten Kräften dahin wirken müssen, daß uns der goldene Friede erhalten werde, damit Handel und Wandel, Künste und

Wissenschaften, Gewerk und Arbeit in Blüte und Aufschwung bleiben. Können Empörungen und Kriege, Zerstörungen der Felder und Werkstätten, Vernichtung des Wohlstandes und des Adels uns jemals nützlich werden? Hat nicht Gott der Herr zum Wohle der Menschheit die Stände, die Kräfte, die Arbeiter in verschiedener Weise geordnet? Hat er uns nicht Liebe zur Heimat, zum häuslichen Herde, zur Familie eingeflößt? Hat er uns nicht in ein herrliches Vaterland gesetzt, herrlich durch seine gesegneten Fluren, durch seine Geschichte, durch seinen Ruhm, durch sein weises und tapferes Fürstenhaus? Wer nennt sich nicht mit gerechtem Stolz einen Sohn, einen Bürger, einen Vertheidiger dieses edeln Reichs? Und wo sind die Ketten, die man uns hier schmiedet? Wo ist die Unterdrückung, unter der wir seufzen sollen? Wo ist die Sklaverei, mit der man uns reizen will?! Sind wir hier nicht alle gleich vor dem Gesetze? Können wir uns hier nicht in freier, ungehinderter Weise unserer Hände Arbeit nähren? Sind hier nicht dem Talent, dem Genie die glänzendsten Bahnen geöffnet? Soll ich Namen nennen? Wer waren z. B. die Rauchs, die Borsigs, die Schinkels und hundert andere, die sich durch die bewunderungswürdigsten Denkmale verewigt haben? Sind sie auf diese Höhe durch den Schwindel der Socialrepublik gekommen, oder durch die Unterstützung eines kunstpflegenden Fürsten und edler Aristokratie? Meine lieben Brüder", so sprach nun der Redner mit erhobener Stimme, „ich bin ein Arbeiter in Stuck und dessen Vergoldung und Versilberung, und habe kein

heiligeres Verlangen, als einst meinen Fleiß und meine Geschicklichkeit bei einem heiligen Kirchenbau in Anwendung bringen zu können. O, ihr alten ehrenwerthen Baugewerke, ihr Maurer und Steinmetzen, ihr Zimmerarbeiter und Tischler, ihr Bildhauer und Schieferdecker, was empfindet ihr, wenn ihr an den ehrwürdigen Domen vorübergeht, die euere Vorfahren im Gewerk mit so tiefem Sinn und hoher Kühnheit errichtet haben? Und ein Mann unter euch kann die Unbesonnenheit und die Sünde begehen, euch eine goldene Zeit verheißen zu wollen, wenn die Kirchen, diese Ruhmessäulen der edeln Baugewerke, dem Erdboden gleichgemacht sind?! O fühlet den argen Streich, den der Geist der Bosheit uns hier spielen will! — Und das Werk, zu dem wir uns hier aus freiem Willen entschlossen haben, wird immer uns zur Ehre gereichen, wenn wir uns demselben mit dem Eifer weihen, wie ihn eine ehrenvolle und gastliche Aufnahme verdient, deren wir uns hier erfreuen. Mögen diese phantastischen und luxuriösen Anlagen immer nur einige Tage das Auge und das Herz erfreuen, mögen sie nur dem Vergnügen und der kurzen Bewunderung dienen, sie liefern den Beweis von unserer Geschicklichkeit und von den großartigen Fortschritten unsers Gewerbfleißes. Und geschieht nicht alles, um uns Lust und Freude zu unserer Arbeit zu machen? Sind wir den edeln Bauherren nicht vielmehr zum lautesten Danke, als zu elender Herabwürdigung ihrer humanen Gesinnungen verpflichtet?! Auf denn, lasset uns den Fehler, als von uns allen begangen, wieder gut machen. Lasset uns der Gastfreundschaft des

hochverehrten Grafen, der uns einen fröhlichen Abend bereiten wollte, die gebührende Ehre anthun. Lasset uns gleichgesinnt in ein alles begütigendes Hoch auf den lieben Herrn, der uns einträchtig und nicht entzweiet sehen will, ausbrechen; ja, der edle Graf von Stern lebe hoch! Und abermals hoch! Und noch einmal hoch!"

Ein die Säulen und Wände dieses Breterhauses erschütterndes Hoch mit hochgehobenen Seideln und fröhlich geschwenkten Mützen und Hüten brach sich Bahn aus kräftigen Kehlen. Der begeisterte Redner hatte einen mächtigen Eindruck auf die Versammelten gemacht. Als er mit bescheidenem, aber beglücktem Anstande die Tribüne verließ, da ward auch ihm, „dem Elberfelder", ein kräftiges, volltöniges Hurrah gebracht. Wenige nur ließen die Köpfe hängen, als dieser Sieg der heiligen und gerechten Sache über Aberwitz und Bosheit gefeiert wurde. Der Präsident schien ergriffen, und wenn wir unedel von ihm denken wollten, so wäre er uns etwas bleich vorgekommen, weil er seinen Rednerruhm durch dies junge Talent geschmälert sah. Aber er war dennoch ein Meister des Moments, und er ergriff ihn mit lobenswerther Geschicklichkeit. Er sprach:

„Ich handle gewiß im Sinne der geehrten Versammlung, wenn ich mit dankbarer Anerkennung der beherzigenswerthen Worte, die der Bruder aus Elberfeld an uns gerichtet, unsere heutige Verhandlung schließe. Ist doch dieselbe durch einen Act besiegelt, den wir durch Fortsetzung unserer heutigen Debatte nicht verwischen dürfen. Das Hoch auf den Herrn Grafen, in

das wir alle aus vollen Herzen eingestimmt haben, soll ja zugleich für uns auf dieser Stelle der Arbeit ein Versöhnungs- und Verbrüderungsruf sein. Damit ist uns eine schöne Aufgabe für die nächste Versammlung gestellt. Ich schlage vor, daß wir das nächste mal über die freien Associationen des Arbeiterstandes unsere Debatten eröffnen, und ich ersuche diejenigen Brüder, die das Wort in dieser Sache ergreifen wollen, ihre Namen bei dem Secretär unserer Gesellschaft einschreiben zu lassen. Der uns noch übrige Zeitraum des Abends sei noch der herzlichen Conversation, der brüderlichen Geselligkeit geweihet. Indem ich nun diese Sitzung hiermit feierlich schließe, kann ich das nicht anders als mit der geheiligten Sitte, dem allgeliebten Landesvater, als dem edeln Beschützer aller freien Künste und Gewerke, ein donnerndes Hoch zu bringen."

Mit Begeisterung ward auch in dieses Hoch eingestimmt.

Die Männer aus dem Orchesterraume waren verschwunden, ebenso waren auch im Nu die parlamentarischen Zurüstungen beseitigt. Es entstand ein fröhliches, herzliches Treiben an den Tafeln. Ein neues frisches Faß ward angezapft. Da mit einem mal erschien der Graf in Begleitung seiner Gesellschaft vom Nachmittag her in der Halle. Sollte er der Zuhörer im Orchesterraume gewesen sein? Es läßt sich vermuthen. Mit herzgewinnender Leutseligkeit ging er die Reihen auf und ab, allen einen guten Abend winkend, einzelne anredend, manchem die Hand reichend, und dies sogar dem Seelöwen, und ihn um ein Seidel ansprechend,

weil ein noch leeres in dessen Nähe stand. Als es gefüllt war, hob es der Graf empor und bewillkommnete die ganze Gesellschaft in freundlicher, lieblicher Weise. Und als sich sogar der Graf mit seinen Gefährten an dem Tische des Präsidenten niederließ, um, wie er sagte, einen schönen Abend unter freien Arbeitern mitzugenießen, da wollte der Jubel kein Ende nehmen. Trinken und Singen ging dann in die halbe Nacht hinein. Als der Graf um Mitternacht in sein trauliches Zelt ging, da ward ihm noch ein allerliebstes Ständchen gebracht. Wie es die Handwerker lieben: sie sangen ein Heimwehlied, ein Wanderlied und ein Treuliebeslied. Er schloß wol spät seine Augen mit den richtig gewählten Anklängen an sein unruhiges und doch so liebevolles Herz. Die Arbeiter stärkten sich aber alle durch einen gesunden Schlaf auf die morgende Arbeit in den wirthlichen Baracken. Sie sind gut, wenn sie gut geleitet werden.

Fünftes Kapitel.

Der vierzehnte August.

Mit allen strahlenden Vorzügen eines unbewölkten Augusttages war der so heißersehnte und so aufwandreich vorbereitete Vierzehnte als jüngstes Kind der Zeit in die Reihe der flüchtigen Tage getreten. Dem unermüdeten Eifer der Agenten und Werkführer, der rastlosen Thätigkeit der Schaffner und Arbeiter, der Aufmunterung und der Splendidität der Bauherren war es wirklich gelungen, das Werk zu Stande zu bringen, welches aus den kühnsten und phantasiereichsten Ideen entsprungen war. Vor zwanzig Jahren noch wäre die Realisirung eines solchen wunderbaren Schau- und Wohnplatzes in so kurzer Zeit eine Unmöglichkeit, eine Chimäre, ein unerfaßliches Traumgebilde gewesen. Hier lag ein redender und zugleich glänzender Beweis von den allseitig fortgeschrittenen Kräften und Leistungen der modernen Industrie vor Augen. Wir werden staunen, wenn wir die Einzelheiten dieser Zauberstadt im Laufe unserer Erzählung bei gelegener Zeit und passendem

Lichte betrachten und aufzählen, was Menschenköpfen und Menschenhänden in so kurzer Zeit herzustellen, ja hinzuzaubern möglich gewesen ist.

O, wenn ihr heute von der Höhe des Wilhelminentempels einen Blick auf dieses romantische Lustlager werfet, wie werdet ihr da den vollen Anblick auf diese stolzen und glänzenden Pavillons, auf diese reizenden und leichtbewimpelten Zelte, auf diese riesenmäßigen Einfassungen von allerlei gewerblichen und ökonomischen Buden und Baracken so imposant und überraschend finden! Und wie majestätisch und funkelnd erhebt sich die herrlich construirte und geschmackvoll decorirte Festhalle über alle diese luftigen Wohnungen der Lust und des Vergnügens! Es ist unmöglich, die hervorragendsten Punkte besonders auszeichnen zu wollen. Die ganze Landschaft hat ein anderes, regeres, pulsirenderes Ansehen bekommen. Der sonst so friedliche und gemächliche tiefblaue See scheint ja auch eine stolzere und beredtere Miene angenommen zu haben, da sich auf seinen ruhigen Wogen eine kleine Flotille vor Anker gelegt hat, bestehend aus einem Dampfer und einem Segelschiffe, aus verschiedenen Gondeln, Barken und Nachen. Wie wird es hier erst so heiter und so lebenslustig sein, wenn diese reizend gebauten und verzierten Fahrzeuge in Bewegung gesetzt werden! Und zu welcher Reihe von Vergnügungen werden sich dort die Rennbahnen, die Schießplätze, die Circus und die Tanzböden öffnen! Ach, wie wallen sie so stolz von ihren Masten hernieder die mächtigen Flaggen mit ihren heraldischen Farben und Zeichen! Wie wehen sie so lustig in die blauen Lüfte hinein, die

Fahnen alle, die auf den Pavillons aufgepflanzt sind! Wie Wohlgeruch athmend reihen sich die Orangeriegewächse in verschwenderischer Fülle aneinander! Wie geschwätzig plätschern die künstlichen Brunnen und Fontainen ihre krystallenen Strahlen in die reichen marmornen, alabasternen oder auch porzellanenen Vasen und Bassins, die unter ihnen stehen! Nein, auf einmal all diesen Zauber und diesen Luxus zu fassen und zu beschreiben ist unmöglich. Wir müssen uns unter die erwarteten Gäste mischen und uns in ihre Feste mit wiegen lassen, um treue Berichterstatter der Dinge sein zu können, die sich auf dieser Oase begeben sollen.

Schon am frühen Morgen des glänzend vom Himmel zu den Sterblichen herniedersteigenden vierzehnten August — es war ein Donnerstag — regte sich ein vielgeschäftiges und fröhliches Leben in dem romantischen Lustlager am See. Da zogen die Gewerbtreibenden, die Schaulustigen, die dienenden Geister von allen Seiten herbei. Da kamen Schausteller, Künstler der freien Muse jeglicher Art; große und kleine Musikbanden, Puppenspieler und Equilibristen und all dergleichen, wie es zu Messen, Jahrmärkten und Freischießen zieht, rückten in die ihnen angewiesenen Standquartiere. Zu den vielen Buden und Baracken gesellten sich die leichtern Gestelle; aber die Aufrichtung von Carrousels, russischen Schaukeln, von Panoramas, Wachsfigurencabineten, Thiergehegen kostete mehr Kraft, Zeit und Geduld. Kuchen- und Punschbutiken setzten bereits ihre dampfenden Apparate in Bewegung und sorgten dafür, daß sich der eigenthümliche Fettgeruch über die lockende

Scene schwang. Reizend war hingegen die Partie der Buden arrangirt, die den noblern Theil der Gesellschaft theils zu Erfrischungen, theils zu luxuriösen Einkäufen einladen sollte. Da war eben eine Modistin beschäftigt die neuesten pariser Dessins zur Schau zu stellen; ein Waarenlager von allerlei kostbarem Schmucke in Gold, Silber und Edelsteinen ward auch ausgepackt und auf Schnüre gereihet und Gestelle gebreitet; ein Glückshafen mit Rouletten, Lottos, Dominos und dergleichen ward geöffnet und zeigte die herrlichen, möglichen Gewinne in echtem gemalten Porzellan, geschliffenem Krystall, feinem ausgelegten Holze, Papiermaché u. s. w. Sehr reichlich waren die Pfefferküchler und Confiturenhändler vertreten. Den Obsthändlern war ein eigener Raum angewiesen, und neben den gewöhnlichen Anerbietungen von inländischen Gewächsen und Früchten prangten auch hier in zierlichen Körben und Kübeln solche edle Früchte, die in Gewächshäusern gezogen und zur Reife gebracht waren, oder die man aus wärmern Regionen hatte kommen lassen. An diese materiellen Gewächse schlossen sich die mehr ideellen: nämlich eine köstliche Blumenausstellung, die auch die gewünschten Töpfe abgab, oder auch Bouquets und Kränze nach Auswahl und Bestellung band und wand. Durch alle diese Umstände und Einrichtungen war das Lustlager schon zu einer regen Handel- und Wandelstätte geworden. Gegen zehn Uhr morgens hin nahm aber die Bewegung einen höhern Schwung an. Eine Cavalcade von etwa dreißig edeln Rossen, die theils von Herren, theils von Dienern bestiegen waren, theils

zur Hand gingen, mit reichen bekrönten Namenszügen in den Ecken der weiten Schabracken, rückten in die Barrièren, die zu den Gestallungen der herrschaftlichen Equipagen führten. Die Herren wurden an der Barrière durch eine Fanfare von einem Trompeterchor von einem eigens zu diesem Zweck erbauten Orchester empfangen und von dem Grafen und seinem Gefolge bewillkommnet. Aus der Eleganz und Feinheit, mit der sie in die Barrière ritten, von den Rossen grüßten, sich herabschwangen und die charmanten Begrüßungen erwiderten, konnte man ihnen mit allem Recht den Stand von Cavalerieoffizieren einräumen, den sie der Mehrzahl nach bekleiden mochten. Die wenigen Herrn vom Civil, die sich unter sie gemischt hatten und unter denen wir zu unserer Freude den langen Herrn von Stüpern auch bemerken, bewiesen gleichfalls durch ihre Haltung im Bügel und ihren Anstand auf dem Perron, daß sie dem ritterlichen Stande angehörten. Durch diesen Eintritt bekam nun das Lustlager etwas mehr von dem Pulsschlage, der es ins eigentliche Leben setzen sollte. Zur Unterbringung und Besorgung der edeln Renner und der echten großen Rassenhunde, die ebenfalls in dem Zuge gewesen waren, bedurfte es nun der verschiedensten Anweisungen, Hülfsleistungen und Herausgaben. Damit entstand ein Laufen und Rufen hin und her, und das Fourragiren, Tränken und Abreiben der schönen Pferde schuf eine Thätigkeit, die auch jedem andern, der gerade kein Hippolog zu sein brauchte, eine schöne Unterhaltung gewähren konnte. Man konnte wol auf die Leistungen dieser Thiere in der Renn- und

Reitbahn gespannt sein. Der sehr angenehme Wirth, der sich die ihm noch unbekannten Herren durch einen der bekanntern Herren vorstellen ließ, führte in eigener Person seine Gäste in die Zeltgasse, und ließ ihnen die Wahl unter den Zelten selbst, nur bat er, daß sich je zwei und zwei der Herren in kameradschaftlicher Weise immer nur eins der Zelte bedienen möchten, da die Einrichtung in Erwartung recht vieler Theilnehmer an dem hier arrangirten Feste in dieser etwas beschränkenden Weise hätte getroffen werden müssen. Die bezogenen Zelte bäte er nur mit Wimpeln zu beflaggen, weil dies eben das Zeichen der Beschlagnahme sein würde. Wenn es beliebte, so möchte man auch die Flaggen an den Mastbäumen vor den Zelten aufziehen lassen. Die Wahl und die Zusammenstellung der Farben wäre leicht zu bewirken, da die benöthigten Stoffe und Arbeiter für diesen Zweck vorhanden wären. Da, wo noch eine besondere Bedienung gewünscht würde, ständen angenommene Lohndiener zur Verfügung, die auch in jedem Falle für die ersten Bedürfnisse zu sorgen, die angemessenen Aufträge empfangen hätten. Bis elf Uhr hin möchten die Herren nach freier Wahl über sich und ihre Zeit verfügen, dann aber würden sie durch Trompetenruf ersucht werden, sich in der großen Festhalle zum Frühstück einzufinden. Damit empfahl sich der Graf bis auf weiteres, und die Herren fanden nun die vollste Befriedigung an dem, was sie hier sahen, und besonders an dem, was zu ihrem Comfort dienen sollte.

Diesem ersten größern Zuzuge folgten noch mehrere andere, aber in kleinerm Maßstabe. Ihr Empfang und

ihre Logirung geschah in ähnlicher Weise. Nach den Bestimmungen des Empfangsprogrammes war nämlich an die Herren die Bitte ergangen, noch in der Vormittagszeit in dem gastlichen Lustlager erscheinen zu wollen, theils um auf diese Weise einen großen Theil der Gesellschaft mit ihren Equipagen placirt zu sehen, theils aber auch, um den Empfang der Herrschaften, die zu Wagen und in Begleitung ihrer schönen Töchter und Anverwandtinnen ankommen würden, durch eine elegante Herrenbegegnung so glänzend wie möglich zu machen. Der Ankunft dieser vornehmen und schönen Herrschaften sah man von zwei bis vier Uhr nachmittags entgegen. Die erste Einladung lautete auf Kaffee und Souper.

Da diese außergewöhnlichen Einladungen zu noch nie gehabten ländlichen Festen die Neugierde und die Lust zur Theilnahme in einem unwiderstehlichen Grade reizten, so stellten sich die geladenen Gäste bis auf wenig ausfallende Namen eher früher als später ein. Man war allseitig überrascht von den imposanten Einrichtungen, die getroffen waren, und der mächtige Zudrang des Volks und das Gewirre von Stimmen erhöhte eher das Vergnügen, als daß es herabgestimmt wurde. Die Damen namentlich konnten kaum ihre Verwunderung, ihre Ekstase in Worte kleiden, von der sie hingerissen wurden, wenn ihnen ihre Pavillons geöffnet wurden, die sie acht köstliche, selige Tage hindurch bewohnen sollten. Das Entzücken, das sie bei der Betrachtung der einzelnen Gegenstände ergriff, die in diesen wunderschönen Zauberhütten ihrer Bequemlichkeit, oder ihrer

Toilette dienen sollten, läßt sich durch die Schilderung einer männlichen Feder nicht wiedergeben. Die Teppiche waren köstlich, die niedern seidenen Divans zum Ruhen und Schlafen herrlich, die Draperien reizend, die Möbel magnifik. Wer kennt sie alle, diese exaltirten Bezeichnungen des Angenehmen und Schönen aus Damenmunde. Zwei Pavillons waren reservirt. Man merkte ihnen eine noch vollkommenere Ausstattung an. Namentlich waren sie von solchen ausgezeichneten Blumen umgeben, daß man gewiß auf eine mysteriöse Bestimmung derselben schließen konnte. Gegen belästigenden Anlauf der Menge war Vorkehrung getroffen. Die Straße der Pavillons und die Zeltgasse waren versperrt, und Portiers mit den bekannten großen Stäben und sonstiger imponirender Uniform hielten auf eine respectvolle Beachtung der absondernden Linien. Auf diese Weise war auch der Zugang zu der Festhalle durch die Ehrenpforte für die hohen Gäste unbehindert.

Die Herren nahmen zwischen elf und zwölf Uhr ein kurzes, aber kräftiges Frühstück unter der Veranda der Festhalle ein. Nach Beendigung desselben besichtigten sie diejenigen Plätze und Einrichtungen, die besonders für ihre ritterlichen Unterhaltungen während der festlichen Tage bestimmt waren. Sie fanden die Rennbahn untadelig, die Schieß- und Turnplätze vortrefflich, die Circus zweckmäßig und elegant. Schon jetzt wurden einige Wetten entrirt; ein Comité zur Regelung des großen Rennens wurde erwählt, denn mit diesem eclatanten Vergnügen sollte die Reihe der Festivitäten morgen eröffnet werden. Die Herren, die mit diesem wich-

tigen Geschäfte beauftragt waren, zogen sich sogleich auf ein Stündchen zurück, und fanden in dem Bureau des Intendanten Griese alles zur Hand, dessen sie zur Feststellung ihrer Ansichten bedurften. Der alles redigirende Geist dieses bienenfleißigen Menschen brachte auch dieses Programm mit den nöthigen Abschriften noch vor Abend in die beste Ordnung.

Von zwei Uhr an kamen die unausbleiblichen herrschaftlichen Equipagen an der äußern riesigen Ehrenpforte an. Der erste und zweite Wagen, weil man dies im geheimen so dirigirt hatte, brachte die Herrschaften aus Groß-Barkow. Im ersten Wagen saßen im Fonds die Baronin und die Domina, ihnen gegenüber der Baron und Hugo. Im zweiten Wagen waren die beiden Fräulein und die Junker. Wie auch waren sie überrascht beim Anblick dieser Herrlichkeiten, die vor ihrer Vollendung nicht zu sehen sie versprochen hatten! Wie freundlich und vornehm wurden sie von der glänzenden Herrenwelt begrüßt! Wie verbindlich und anstandsmäßig aus dem Wagen gehoben! Wie ritterlich und romantisch in ihre Pavillons geführt! Die ältern Damen behaupteten ihre Würde und ließen sich nicht von ihrem Erstaunen hinreißen. Die jungen Mädchen aber wichen den Eindrücken, die sie empfingen. Helene sah mit entzückten, träumerischen Augen auf diese Feenwelt. Sophie lachte mit unverstellter Anmuth in diese launige Freudenfülle. Die beiden Männer gingen aus einer Umarmung in die andere über. Und die Junker hatten gar bald den Herrn von Stüpern an seinen langen Frackflügeln.

Diesen Herrschaften folgten nach einem Zwischen-

raume von etwa einer Viertelstunde die beiden Amerikanerinnen, Mutter und Tochter, in einer höchst eleganten Equipage. Nachdem ihnen die Honneurs gemacht waren, führte sie der Graf in eigener Person zu einem der beiden reservirten Pavillons, und damit war über eine dieser mysteriösen Hallen ein vorläufiges Licht verbreitet. Die Damen, die aus einer Welt kamen, wo die glänzendsten Etablissements kaum noch eine Ueberraschung bewirken können, waren gleichwol von dieser reizenden Sommerwohnung in ein gerechtes Erstaunen versetzt. Was nur eine glühende Phantasie ersinnen kann, um einen orientalischen Aufwand der geordneten Benutzung sterblicher Wesen zu überreichen, das war hier in edelster und vollkommenster Weise zu einem unvergleichlichen Ganzen zusammengestellt.

Dann kamen bekannte, nahe und ferne Herrschaften und Honoratioren der Umgegend und der Residenz in wechselvollster Folge nacheinander an, und ließen sich mit gleichem Entzücken unter die kurze Bewohnerschaft dieser poetischen Sommerstadt aufnehmen. Da ging ein frohes Hinüber- und Herüberwinken, Grüßen und Wiedergrüßen, Händedrücken und Umarmen durch die ankommenden und harrenden Reihen. Mit dem größten Theile der Gäste sind wir schon von jenem denkwürdigen Ball auf Burg Barkow bekannt. Die gräfliche Familie Bloch brachte eine neue strahlende Schönheit mit, die zugleich Sängerin des ersten Rufes war, aber nur vor gewählten Zuhörern und in Kreisen von privativem Charakter auftrat. Die Schöne, eine Jungfrau von ungefähr achtzehn bis neunzehn Jahren, war

eine Blondine des reinsten Stils und des edelsten Schnittes, ein Wuchs, wie er unter der modellirenden Hand der unbegreiflichen Schöpfung wol selten in dieses sonst so unvollkommene Dasein tritt. Die junge Dame, die mit ihrer Erscheinung den Eindruck einer brillanten weiblichen Schönheit ersten Ranges machte, war eine Schwedin und hieß Emmy zur Linden. Man wußte nicht, ob sie zum Adel zählte, aber man nahm sie in diese Kategorie, da sie mit den Blochs kam und diese sie für eine ferne Verwandte ihres Hauses ausgaben. Vollständig contrastirte mit diesem lichtvollen englischen Wesen eine dunkle männliche Persönlichkeit, den eine andere vornehme Familie einführte. Ein Mann, der nahe an die Dreißig heran sein mochte, und dem man das südliche Colorit im vollkommensten Grade zugestehen mußte, wurde mit jener Persönlichkeit als ein Herr Razzini der Gesellschaft präsentirt, und damit wußten alle, daß der berühmteste Geigenspieler der Gegenwart unter ihnen war, und ihnen die Leistungen seiner Talente widmen würde.

Dank der mit aller Strenge durchgeführten Ordnung, wie sie das General-Programm, das jeder Partei bei ihrer Ankunft überreicht wurde, vorschrieb, und Dank auch dem organisatorischen Genie Iwan's, das sich bei dieser Gelegenheit in glänzendster Weise manifestirte, die Herrschaften wurden alle auf angenehme und zusagende Weise untergebracht, und mit allen Bequemlichkeiten, wie sie ein luxuriöser Aufwand erfordert, reichlich ausgestattet.

Noch ein Pavillon war unbesetzt, es war der, wel-

cher an reicher Ausstattung mit jenem wetteiferte, welchen die amerikanischen Damen bezogen hatten, und hinter welchem das Zelt des Grafen Stern aufgeschlagen war. Auch das Zelt hinter diesem letzten, aber wunderschönen Pavillon hatte bisjetzt noch keinen Herrn. Als die Uhr im mittelsten Giebelfelde der großen Festhalle vier Uhr nachmittags meldete, da wurden die beiden Böller gelöst, welche rechts und links von der großen Freitreppe standen, und weithintönende Trompetensignale zeigten der Gesellschaft an, daß die erste Reunion in den Räumlichkeiten des Central-Vergnügungssaales stattfinden sollte. Verabredetermaßen hatten sich die Herren vor den Pavillons aufgestellt, und wie die Einwohnerinnen auf den Schwellen ihrer Prachthütten erschienen, wurden sie von dem einen oder dem andern der Herren um die Gunst, sie führen zu dürfen, gebeten.

Der Graf erwartete seine Gäste an dem Triumphbogen, der in den Hemicyklus vor der Festhalle führte.

Die Baronin mit dem ganzen stolzen Gefühle ihrer Würde eröffnete den Zug mit dem Erbprinzen eines reichen mediatisirten Fürstenhauses der Monarchie. Der lebensfrohe Prinz Karl von S. hatte die an ihn ergangene Einladung von seinem Freunde und Studiengenossen, dem Grafen Stern, mit voller Freude angenommen; denn Lustbarkeiten und ritterliche Uebungen, wie sie hier in Aussicht gestellt waren, entsprachen vollkommen seinem romantischen Geschmack. Er stand jetzt als aggregirter Rittmeister im Regiment der Garde-du-Corps, und seine ausgezeichneten Pferde waren ebenso berühmt wie gefürchtet von den Herren, die für die

Rennen passionirt waren. Die Ehre dieses Vortritts am Arme des Vornehmsten gewährte der Baronin eine besondere Genugthuung, und ließ sie für den Augenblick manches übersehen, was ihr bei intensiverer Betrachtung doch vielleicht unangenehm hätte sein können. In jedem Fall würde sie es nicht vollkommen gebilligt haben, daß ihre Tochter von einem der schlichtesten Herren, der Nichtoffizier war, geführt wurde. Ob sie es auch ihrem Hugo verziehen hätte, daß er, anstatt sich um den Arm Mathildens zu bemühen, sich die möglichste Mühe gab, der Chapeau d'honneur seiner sehr spröden Cousine Sophie sein zu können? Ein reicher Grundbesitzer der Nachbarschaft, ein Herr Mietau ohne weitern Rang und Titel, hatte sich den Arm Mathildens erbeten und ohne Widerstreben erlangt. Als sie sich nun in glänzender Reihenfolge an dem Triumphbogen gesammelt hatten, da ertönte von einer in der Residenz angeworbenen sehr tüchtigen Kapelle von einigen vierzig Mann, unter tüchtiger Leitung und aufgestellt auf der Terrasse, das neueste Tonstück der damaligen Zeit, nämlich der herrliche, geistvolle Wartburgmarsch aus dem „Tannhäuser" von Wagner. Ein neues Entzücken über diesen geschmackvollen Empfang an der kunstreichen Pforte so vieler Herrlichkeiten bemeisterte sich der ganzen Gesellschaft. Sogar Thränen, wol gerechtfertigt durch die mächtigen Eindrücke, die hier auf die Empfindungen wirkten, sollen geflossen sein. Man sah, man fühlte, ja man schmeckte etwas Neues, das dem zartesten und edelsten Geschmack entsprossen war. Man umging in der Weise einer Polonaise den köstlichen Vorplatz, dessen

Orangerien die lieblichsten Wohlgerüche entsandten, und dann stieg man die reizende Treppe hinan, und die in die äußerste Spannung versetzten Herzen drängten in die Festhalle und bekannten, daß alle ihre Erwartungen übertroffen, ihre kühnsten Vorstellungen von äußerster Pracht und Harmonie besiegt worden wären.

Nachdem die zahlreiche und glänzende Gesellschaft die Einzelheiten betrachtet und bewundert hatte, nachdem dem Genie und der Splendidität des Grafen der gerechteste Zoll der Anerkennung dargebracht worden war, nahmen die Herrschaften theils im Salon, theils unter der Veranda Platz, um den ihnen in glänzendster Weise präsentirten Kaffee zu genießen und zu loben. Was war unübertrefflicher: der köstliche Mokka, oder das blendende, überreiche Geschirr, oder die exacte Bedienung, und dazu eine sehr gewählte Unterhaltungsmusik, die nach dem ausgehängten Programm die beliebtesten und süßesten Melodien aus dem alten und neuen Schatze der deutschen, französischen und italienischen Musik brachte? In jedem Arrangement lag Geist und Geschmack. Dies mußten selbst die Schwerzubefriedigenden zugeben. Und dazu diese glänzende Gesellschaft, diese Crême der Stände, dieser hocharistokratische Nimbus, der sich um die glänzenden und gewählten Toiletten wob.

Der Kaffee gestattet ein mehr vagirendes Gesellschaftsleben, eine Freiheit in der Wahl der Zugeselligkeit, eine Gruppirung dessen, was sich zueinander hingezogen fühlt. Im großen Ganzen spaltete sich die Assemblée in die beiden mächtigen, sich mehr abstoßen-

den als anziehenden Theile, in die Geburts- und die Geldaristokratie. Die Nothwendigkeit des Augenblicks, das Gefühl der gegenseitigen Kräftigung läßt zwar Verbindungslinien zu, welche die Ergänzungen hinüber- und herüberleiten; aber der Instinct, der sich einmal im Gesellschaftsleben ausgebildet hat, läßt es uns leicht herausfühlen, wo die Grenzen der unsichtbaren Scheidelinie des ererbten und des erworbenen Anspruchs sind. Die Altadelichen von unangefochtener Ahnenfolge rückten mit so geringem Aufsehen und Geräusche aneinander, daß man ihr Conglomerat mehr für einen physischen Zufall, als eine moralische Absicht hätte halten können. In dem Verhältniß, in welchem die Renten dieser Edeln abnahmen, ihre Reminiscenzen und Familientraditionen zunahmen, wuchs auch in ihrer Brust das Bedürfniß nach standesmäßiger Absonderung. Man konnte das Rauschen der weitverzweigten Stammbäume über den Häuptern dieser Grafen, Barone und Herren deutlich vernehmen, besonders wenn die Gattinnen und Töchter mit Seufzen zu diesen fruchtlosen Aesten hinaufblickten. Die Neuadelichen, und mit ihnen in engerer Beziehung die bürgerlichen Grundbesitzer, reichen Rentiers und vornehmen Beamten, denen die Ehre dieser Tage zutheil werden sollte, bildeten die andere Phalanx moderner Größen und Ansprüche, und die Wucht des Geldes blinkte ebenso wol aus der sonoren Fülle ihres Tones, wie aus der Schwere ihrer Kleiderstoffe, wie auch aus höchst werthvollen Schmucksachen hervor. Dort waren die in bescheidene Steine gravirten Wappen, hier die Brillanten mit dem kräftigsten Feuer die hervorstechend-

sten Merkmale. Die Verbindungslinien zwischen beiden Parteien unterhielten besonders diejenigen Herren, welche über diese socialen Ansprüche ebenso wol durch ihre höhere Stellung und politische Rolle, als auch durch ihren humanitarisch-kosmopolitischen Standpunkt längst hinüber waren, wie der Prinz Karl, Graf Stern, einige junge Diplomaten von besserer Bildung, und sonst noch ein Mensch, der sich an keine Diplome kehrte. Die ärmern Edelleute, die den reichen Erbinnen, deren einige aus dem Stande der ganzen und halben Millionen da waren, gern den Hof gemacht hätten, kamen in einige Verlegenheit, weil sie ihrer Sippschaft willen keine so freie Disposition über ihre Neigungen gewonnen hatten. Diese Leute wurden von unsichtbaren Banden gehalten, welche die Föhrdaus, die Landecks, die Merlitz und Stresows in ihren unnachsichtigen Händen hatten. Auf einem dritten fast verlorenen Posten befanden sich die Engagirten und Geduldeten, die geworbenen Künstler und Mitarbeiter an diesem Werke, einige Beamte und Prediger der Nachbarschaft. In dieser Gruppe hatten denn auch der Feldjäger und der Candidat ihren zurückgezogenen Platz gefunden. Selbst der unentbehrlich gewordene Iwan, für den der Graf eine wahre Affection gewonnen hatte, weil er den Stahl zu dem Feuerzeuge seines Geistes abgab, sobald die Funken sprühen und zünden sollten, selbst Iwan hatte auf Zureden des Grafen seine habituelle Bescheidenheit überwinden und als Gast erscheinen müssen. Er hielt sich an seine Freunde, denn sonst hätte ihn die Ehre,

die er hier genoß, doch leicht aus dem Gleichgewicht und zum Umsinken bringen können.

Auch der Moment kam, wo die jungen Herren erst hinter die Stühle der Damen treten, dann mit ihnen einen Unterhaltungskreis bilden dürfen. Hiermit begann denn das eigentliche Courmachen, was, wenn es nicht aus dem Herzen, sondern nur aus der Sitte kommt, die langweiligste Geschichte von der Welt werden kann. Den fadesten Gesprächen ist bei dieser Tour ein Recht eingeräumt, welches endlich von der gebildeten Welt auf immer verworfen werden sollte. Männer von besserm Geschmack entringen sich dieser Gewalt, und wenn sie keine allgemeine interessante Unterhaltung anknüpfen, wenn sie nicht an eine Dame von Geist und wahrer Bildung herankommen können, so fingiren sie lieber eine sklavische Abhängigkeit von ihrer Cigarre, die sie nur im Nebenzimmer rauchen dürfen, als daß sie die abscheuliche Arbeit einer albernen Unterhaltung treiben. Bei der Oeffentlichkeit, die bei diesem odiösen Theil der Geselligkeit herrscht, müssen auch die wahren Leidenschaften cachirt werden; denn niemand wird den spähenden Augen der Unbeschäftigten, Neugierigen, Neidischen und Eifersüchtigen die Neigungen und die Absichten seines Herzens aussetzen. Es hat also nichts auf sich, ob dieser oder jener strahlende Offizier oder duftende Junker mit der liebenswürdigen Helene, reizenden Sophie oder muntern Mathilde oder glücklichen Klara spricht. Ihr könnt ruhig sein in euerer weitentlegenen Ecke, ihr bescheidenen Feldjäger, Hofmeister, Intendanten. Aber die glühenden Augen, die Hugo auf

seine Cousine wirft? Die zarten Angriffe, die Louis von Gründenthal auf die sanfte Helene richtet? Der Sturm, den ein langer Föhrdau wieder auf Mathilden wagt? — Und wie sollen wir uns das Benehmen des Grafen Stern deuten, der auf eine so eminente Weise die fremde Sängerin auszeichnet, daß man annehmen muß, er auch werde geblendet von dieser unvergleichlichen Schönheit? Und warum kommen sie nicht auch näher, die sonst nur Augen für ihre Wünsche haben? So leuchtete es aus den Augen Sophiens, die, so oft es ging, ihren Theodor suchte; so fragten die ängstlich wechselnden Farben Helenens, wenn sie einer ihr gespendeten Artigkeit des Grafen Gründenthal eine andere entgegensetzen mußte.

Plötzlich suchte Graf Stern die Scene zu wechseln, indem er eine Vertauschung der Plätze vorschlug, und namentlich die speciellern Vorstellungen bewirkte. Das brachte Leben und Freudigkeit in die steife Welt. Damit ging ein neues Suchen und Hoffen an. Aber was that der kühne, oft so unbegreifliche Mensch? Er bat die schöne Emmy zur Linden um die Ehre, ihr seinen besten Freund, den Hofmeister Markbrand, den schönen jungen Mann mit geistlichem Anstand und unvergleichlichen blonden Locken vorstellen zu dürfen, weil er wie sie eine hervorragende musikalische Größe sei. Sie würde weit und breit niemand finden, der mit gleichem Gefühl, mit gleicher Innigkeit ihre nationalen Lieder auf dem Flügel begleiten würde, wie dieser sinnreiche, hochpoetische Mensch. Und es geschah im Augenblick, nur weiß man nicht wie, daß diese beiden ausgezeichneten

Persönlichkeiten einander vorgestellt waren. Wir wissen es schon, daß Markbrand zu denjenigen Lieblingen der Schöpfung zählte, die auf den ersten Anblick gefallen und eine magische Anziehungskraft haben. Emmy zur Linden, die hochgefeierte, an Fürstenhöfen honorirte, in höchsten Kreisen ausgezeichnete, bildschöne und schöngebildete nordische Sängerin, gewöhnt an die feinsten Huldigungen der reichsten, edelsten und stolzesten Männer, beneidet, ach, so oft beneidet von den vornehmsten Frauen um die Leichtigkeit, mit der sie die brillantesten Eroberungen machen konnte, stand auf einen Moment verlegen, erröthet, geblendet vor diesem Jüngling ohne alle Ansprüche, außer denen, die im ersten Augenblick sichtbar werden konnten, seiner männlichen Schönheit und dem aus seinen Blicken strahlenden Adel seiner ausgezeichneten Bildung. Die sonst alles bezaubernde Emmy unterlag nun selbst einem Zauber, und es geschah jener gewaltige, geheimnißvolle Zug des Schicksals, welcher dem Herzen die mächtige Frage ankündigt: ist nun das Ideal deines Sehnens entdeckt? Die arme Emmy zur Linden kommt vielleicht zu spät mit ihrer Liebe. Das mögen ihr ihre wunderschönen Augen nicht sagen, die sich vor der Höhe dieses prächtigen Jünglings senken. Aber sie schlägt sie wieder auf, und Markbrand sieht auch in diesen Himmel von Glanz und Klarheit, Geist und Gefühl. Es erfaßt ihn ein Rühren der Bewunderung, wie wir es immer empfinden, wenn wir einer exemplarischen Schönheit uns gegenüber befinden. Niemand kann diese Rührung verleugnen, der berühmten Schönheiten gegenüber gestanden hat. Man frage alle

diejenigen, die die unvergeßliche Königin Luise von Preußen gesehen haben, was sie von einem solchen Anblicke urtheilen. Es war nie die Königin, vor der ihr Herz bebte, sondern stets die wunderschöne Frau. Die königliche Hoheit, die Würde kann ergreifen; die Anmuth einer mediceischen Venus läßt das Herz vibriren. In welchem Costüm auch die wahre Schönheit auf dich eindringt, du mußt ihr huldigen. Wenn auch mit Selbstbeherrschung, aber nicht ohne ein merkliches inneres Beben machte Markbrand diese höchst interessante Bekanntschaft. Nachdem der erste Choc der Gefühle vorüber war, da flogen die Gedanken hinüber und herüber, und wir dürfen es wol glauben, was Stern in der Stille gegen Iwan behauptete; da haben sich ein paar schöne Geister in edeln und reinen Hüllen gefunden, die nicht wieder voneinander loslassen werden. Iwan glaubte den stillen Plan des Grafen zu begreifen, und eine halbe Sorgenlast wich von seinem Herzen.

Die Minuten mochten den beiden Günstlingen der Natur, die so viele Gaben verschwenderisch auf sie gehäuft hatte, unmerklich entflohen sein. Sie erwachten beide wie aus einem süßen Traume, als sie in den allgemeinen Strudel einer Promenade mit fortgerissen wurden, um die Einzelheiten des Lustlagers, die Vergnügungsplätze des reichversammelten Landvolks, und die Flotille am See zu sehen und zu bewundern. Die Herren hatten den Damen den Arm bieten dürfen. Emmy hing sich mit fast leidenschaftlicher Aengstlichkeit an den Arm Markbrand's, obgleich der Graf ein Scheingefecht dagegen geführt hatte. Er führte nun die

zitternde Helene, was deren Mutter mit Vergnügen wahrnahm. Prinz Karl empfand Neid gegen den Hauslehrer. Der tiefbrünette Italiener Razzini versank in glühenden Haß. Noch war Markbrand von seiner heiligen Liebe beseelt, und seine Ruhe war noch nicht in ein trauriges Wanken gerathen. O Schönheit und Liebenswürdigkeit, wer kennt deine Gefahren alle?!

Mit einem ungewohnten, deshalb lebhaft genossenen Amusement ging diese höchst elegante Promenade vorüber. Die jugendlichen Theilnehmer strahlten vor Freude. Die ältern Glieder der Gesellschaft rühmten den Reiz der Neuheit. Das aristokratische Gefühl ging so hoch, daß es sich in eine neue Aera echten Glanzes und standesmäßigen Aufwandes versetzt sah. Die erste Probe dieses neuen Vergnügens fiel befriedigend aus. Und man stand erst am Vorabend kommender neuer Freuden.

Nach Vollendung des Spazierganges hielten die Herrschaften einen kleinen Rückzug in ihre Domicile, theils um die Wohnlichkeit derselben zu erproben, theils auch um eine kleine Rast zu halten. Sollte ein Wechsel oder eine Vervollständigung der Anzüge nöthig gefunden werden, so konnte er leicht in dieser Pause bewirkt werden.

Wie wohl that allen der edle und leichte Stil, die noble Einrichtung und Ausstattung, der ganze Comfort dieser prachtvollen Pilgerhütten. Man wähnte in elyseischen Gefilden zu wohnen. Die Cultur der Gegenwart hatte alles gethan, um denen das Leben süß und angenehm zu machen, die die Anerbietungen einer Gastfreundschaft genießen durften, wie sie sich hier in einem

wahrhaft berauschenden Grade darbot. Welch ein zauberisches Dasein und Leben begann nun in den Straßen dieser sinnreichen, märchenhaften Stadt! Bewohnt mußte diese Wohnstätte des modernen Luxus erst sein, um den mannichfachen Reiz ihrer Gastlichkeit erst so recht zu empfinden. Da war es nun wirklich wie in einem Eldorado. Die Bewohner dieser wie von einem phantastischen Maler hingeworfenen Pavillons und Zelte wußten sich kaum mit Ruhe und Contemplation in diese neue, behagliche, aromatische Lage zu finden. Da flogen Jalousien auf, um aus den Fenstern zu schauen. Hier versuchte man es auf den Galerien der obern Stocke. Dort betrachtete man die großen Orangeriegewächse; hier blieb man sinnend an einem der plaudernden Brunnen stehen. Dort fing man an sich nachbarlich zu besuchen, und hier zog man sich auf die stille Ruhestelle in einem gar zu heimlichen Boudoir zurück. Diener und Dienerinnen in den verschiedensten Livreen und Anzügen flogen hin und her, und besorgten noch die tausend nothwendigen und nicht nothwendigen Dinge, mit denen die hohe Gesellschaft sich immer umherschleppen muß. Für die persönliche Bedienung hatte jede der Herrschaften für sich aufkommen müssen. Auch unter diesem Theil der so schnell zusammengewehten Gesellschaft entspannen sich dieselben Dinge, wie es über ihnen herging, denn die dienende Welt ist der Affe der gebietenden.

Wie schnell entrauschen mit einem so mächtigen Strome ungewöhnlicher Eindrücke die Stunden. Der Abend begann sich mit magischem Zwielicht zu umkleiden und kühlende Zephyre zu entsenden. Die bereits be-

kannten Sammelsignale erschollen von allen Seiten; denn diesmal wurde die Gesellschaft nach Art der Soldaten in einem Lager gerufen. Man sollte sich zum ersten großen Act der angekündigten Festivitäten versammeln, zu einem großen Souper im großen Costüm. Da hieß es denn Feinheit und Eleganz in die Toilette legen. Die Kräfte sollten sich zum ersten mal messen. Mit der sogenannten Einfachheit war hier nichts abgethan. Dem großen Stil der Gastfreundschaft mußte ein entsprechender Luxus entgegengesetzt werden. Die Herrschaften wollten sich auch wol anders sehen. Sie durften sich nicht alltäglich werden.

Es war in der That ein imposanter Anblick, dieser fast unermeßliche Reichthum von gewählten Toiletten, wie ihn die Terrasse der Festhalle aufzuweisen hatte. Man begegnete einander mit wahrer Bewunderung, mit hoher Selbstzufriedenheit. Es hatte ein jegliches sein Möglichstes gethan. Nur wenige schwache Ansätze von bereits verblüheter Coiffirung konnten ein stilles Mitleiden einernten. Der allgemeine Prunk ließ kaum dem Neid den nöthigen Raum, um sich mit wurmiger Gefräßigkeit festzusetzen. Wer war die eleganteste, schönste, reichste, interessanteste Dame? Wer der feinste, nobelste Herr? Darüber ließ sich mit Schnelligkeit kein Urtheil gewinnen.

Aber der Salon blieb noch unerleuchtet. Man begriff nicht, was in seinem Innern vorgehen konnte, da doch in diesem Raume das glänzende erste Festsoupiren stattfinden sollte. Warum ward denn nicht zur Tafel geblasen, da doch die ganze Gesellschaft beisammen zu

sein schien? Man war ja auch außerdem begierig auf das Arrangement der Tafel, auf die Vortrefflichkeit der Küche. Was sollte denn nur dies Zögern bedeuten? Und die Unterhaltung ward matter, und die abendlichen Schatten fielen länger und verdrängten allgemach ganz die letzten grauen Streifen des schwindenden Tageslichts. Und es ward fast unheimlich auf dieser Stelle, da der Gedanke umlief, als könne etwas misrathen sein.

Endlich ging ein allgemeines „Ha!“ durch die Reihen. Drei tiefrothe Raketen stiegen vom Rande des Sees empor, und zogen wie köstliche Meteore über das Lager dahin. Ihnen antworteten drei lasurblaue Schwestern der magischen Lichtwelt, welche von dem Wilhelminentempel aufstiegen und ihre vielfarbigen Sterne mit fröhlichem Platzen gerade über dem Lager fallen ließen. Dieser Zauber wirkte einen andern. Wie auf einen Schlag strahlte der Saal im köstlichsten Lichte, und die Straßen des Lagers hoben sich wie ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht“ über die Dunkelheit empor. Die vielfarbigen Lampen alle entsandten ihre zauberischen Flammen. Kaum hatte die Gesellschaft dies Staunen überwunden, da lösten sich von mehrern umliegenden kleinen Batterien, die man bis dahin nicht bemerkt hatte, die Kanonen. Darauf stieg eine mächtige bengalische Flamme am See empor, dann noch eine und dann noch eine, und das Lager schwamm in einem Meere von Licht und Farbe. Die auf der obern Galerie unbemerkt aufgestellte Musikbande spielte auf ein gegebenes Zeichen mit mächtig ergreifenden Tönen den Pilgermarsch aus Meyerbeer's „Hugenotten“, und nun trat durch die köstlich

illuminirte Triumphpforte — der Lord Blessington mit Emilie von Debonal am Arme: er als der glücklichste Sterbliche dieser schönen Erde, und sie als das schönste Weib, an deren Vollendung Natur und Schicksal, Bildung und Empfänglichkeit gemeinsam gearbeitet. Der Eintritt dieser Unerwarteten war in diesem Lichte hinreißend, und da der Graf, der diese ganze Scene in der Stille geleitet, in ein enthusiastisches Willkommen ausbrach, da feierte man mit voller Zustimmung den gerechten Sieg der Tugend und Schönheit. Der Lord sank dankbar seinem Freunde Stern in die Arme. Die überwältigte Emilie weinte am Busen der Baronin. Dieser Moment war des Brillantfeuers würdig, das ihn umleuchtete.

Unter wirklich erhabener Musikbegleitung ward ein frohes Wiedersehen im Kreise treugebliebener und theilnehmender Freunde in eigenthümlicher, fast erschöpfender Weise gefeiert. Aus den Blicken der Zurückgekehrten strahlten Wonne und Zufriedenheit. Man konnte über das, was zwischen diesen beiden seltenen Menschen vorgegangen sein mochte, kaum noch im Zweifel sein. Nur mit zärtlichen Küssen, mit herzlichen Händedrücken gaben die nähern Freunde und Freundinnen ihr stilles Verständniß einer heiligen Herzensangelegenheit zu erkennen. Mit den letzten Umarmungen vollendete auch die Musik ihre erhabenen Melodien.

Dann wieder wie mit einem Zauberschlage fiel ein solches neues intensives, blendendes Licht auf die Scene, daß es Tag geworden zu sein schien, daß selbst die Gasflammen eine Schattengestalt spielten. Man erhob

die Blicke zum großen mittlern Giebelfelde der Festhalle. Mitten aus der großen Rosette, die mit farbigem Glase ausgesetzt war und damit eine schöne Wirkung auf das am Tage in den Saal fallende Licht ausübte, trat eine Sonne, von elektrischem Feuer gebildet, hervor. Sie hatte eine farbige Inschrift wie von Sternen gebildet. Und diese Inschrift meldete der Gesellschaft: „Mathilde Buchwart, geboren am 14. August 1836.“ Die Gesellschaft, die in neues Staunen versunken war, fing eben an die Bedeutung dieser Sonne zu begreifen, da erscholl wie aus weiter Ferne eine wahrhafte Sphärenmusik. Zwei Geigen, zwei Altos, ein Violoncello und ein Contra präludirten einige feierliche Accorde, dann sang eine sanfte weibliche Stimme einige Strophen aus dem Liede: „Noch läßt der Herr mich leben.“ Andacht und Rührung kam in so mächtigem Grade auf die Gesellschaft, daß die meisten Augen naß wurden. Der Gesang war ungefähr bis zur zweiten Strophe geglitten, da stieg vor der Sonne ein Altar empor. Vor diesem kniete Mathilde selbst in betender Stellung. Der Altar trug das Symbol: „Glaube, Liebe, Hoffnung.“ Dann traten rechts und links vom Altare zwei Gestalten heran, eine männliche und eine weibliche, es waren die Bilder der Aeltern Mathildens, aber so lebenstreu, so plastisch gehalten, daß man sie für lebend gehalten hätte, und doch waren es nur sogenannte Nebelbilder nach Copien von den Photographien der Betreffenden gearbeitet — wunderschön! Alles Werk des kunstsinnigen Meisters in diesem Fache vom königlichen Opernhause. Die Aeltern erhoben zum Segen ihre Hände und

kreuzten sie über dem Haupte ihres knienden Kindes, und zwei breite Bänder in Regenbogenfarben entrollten zur Rechten und Linken der elektrischen Sonne mit der Inschrift: „Gott segne unser Kind und führe es seinem Himmel zu!" Der Gesang tönte noch weiter. Dann brach ein Chor von Engeln hervor, und einen Reigen um die Gruppe schließend, bedeckten sie dieselbe mit Kränzen und Blumen. Mathilde mit ihrer Mutter war unter der Gewalt des Augenblicks von einer unsichtbaren Hand unter die Sonne geschoben, sodaß sie isolirt war von dem Kreise der staunenden Zeugen dieser Scene. Zwar blieben die Blumen anscheinend oben bei den Bildern; allein es kam ein wahrhafter Blumenregen wirklicher Blumen vom Himmel hernieder, sodaß Mutter und Tochter gleichsam darunter vergraben wurden. Mit den Worten des Liedes: „Du, Herrscher aller Welten, nimmst dich auch meiner an; wie soll ich dir vergelten, was du an mir gethan", verschwanden allgemach die Nebelbilder. Nur die Sonne blieb noch auf einige Momente. Dann ging auch sie mit röthlichem Scheine unter, und das Lager erschien wieder in seinem vorigen heiterm Lichte.

Als sich der Graf und der Lord ihrer herzlichen, brüderlichen Umarmung entwanden, schüttelte der Graf seinem Freunde noch einmal mit kräftiger Männlichkeit die Hand, und sprach zu ihm, aber laut genug, daß es auch die zunächst Umstehenden hören konnten: „Ich danke dir, edler, sinniger Freund, und ich will dir gern bekennen, daß ich mich heute von dir besiegt fühle. Nun aber laß mich, daß ich meiner Mathilde meine wärmsten

Glückwünsche bringe, und beeifere dich mit mir, daß wir möglichst nahe bei Tafel zusammensitzen." Mit diesen Worten flog der Graf zu Mathilden, aber es hielt gar schwer, dies überschwenglich beglückte Mädchen in dem engen Kreise ihrer sie umstürmenden Freundinnen — der Glückliche, der Reiche hat immer Ueberfluß daran — in dem Meere ihrer Blumen herauszufinden.

Für uns, die wir so ziemlich mit den Geheimnissen dieser Geschichte vertraut sind, bedarf es weder einer Erklärung dieser überraschenden Wunder, noch einer besondern Versicherung, daß die Gesellschaft von allen diesen Herrlichkeiten fast geblendet und berauscht war.

Wir können es uns wol denken, wie Emilie ohne alle Befremdung ihren theuern Blessington auf dem Bahnhofe der letzten Station schon auf sie wartend antraf, um sie von da ab mit seiner Equipage abzuholen. Nur konnte sie mitunter sein absichtliches Zögern nicht begreifen, wenn sie den Grund nicht in dem natürlichen Umstande aufsuchen wollte, daß er diese erste Begegnung nach einer für Liebende immer langen Trennung solange wie möglich ausdehnen wollte. Noch unerklärlicher fand sie es aber, als er trotz ihrer lebhaften Protestationen in Groß-Barkow an dem Schlosse vorüber und auf Strachow zu fortfuhr. Sie konnte es sich zwar denken, daß er nichts Uebles mit ihr im Sinne hatte, daß ihr irgendeine Freude, eine Ueberraschung zugedacht war; — aber, was sie plötzlich von der Höhe des Wilhelminentempels sah, das däuchte ihr doch zu märchenhaft, um in Wahrheit daran zu glauben. Und doch mehrten sich mit den plötzlich aufsteigenden Raketen

auf jedem Schritte die Wunder, und zuletzt, kaum wissend, wie sie weiter und immer weiter durch die strahlenden Herrlichkeiten dieser Feenwelt gehoben, getragen, geführt wurde, — lag sie in den Armen derer, die ihr eine solche Wendung ihres prüfungsreichen Lebens, die ihr ein solches Glück von ganzem Herzen gönnten.

Sie hielt es für ihre Pflicht, sich mit wenigen Worten gegen die Baronin zu erklären. Mit den herzlichsten Grüßen, die sie von der Herzogin Helene brachte, setzte sie hinzu, die hohe mütterliche Freundin billige nicht nur ihren Schritt, sich mit dem Lord zu vermählen, sondern rathe ihr auch, das Ziel nicht zu fern zu stecken; an ihr, der edeln und treuen Baronin, würde sie die beste Freundin haben, die sie bei dieser wichtigen Angelegenheit mit dem zuverlässigsten Rathe unterstützen würde. Dieses Vertrauen ehrte die Baronin mit einem aufrichtigen, unzweideutigen Kusse. Beide Frauen traten in eine engere und achtungsvollere Beziehung. Die hochgeborene Emilie d'Acremont, als künftige Gräfin Dorville und Herzogin von Blessington, als eine der vornehmsten Ladies, stieg nicht wenig in der Achtung und Zuneigung der adelsstolzen Frau, die auch eine geborene Gräfin war.

Mathilde Buchwart, dies überglückliche Kind, war eben noch Kind genug, um diesen Strom von Güte, ohne Angst vor dem Unbestande der irdischen Güter und Freuden, über ihr Herz hinrauschen zu lassen. Sie weinte nur selige Thränen und stammelte nur unvollkommene Dankesworte. Die Blicke aber, die sie mit

dem Grafen wechselte, bewiesen beiden zur Genüge, daß des Glückes höchste Staffel die Liebe sei.

Die den beiden Näherstehenden konnten auch über dieses Verhältniß nicht im Zweifel sein. Solche Auszeichnungen, wie sie Mathilde von dem Grafen erfuhr, mußten wol eine höhere Bedeutung haben. Nur die Baronin blieb dem Gedanken fremd, als könne ein reicher, hochgeborener Graf bis zu dieser Bürgerlichen hinabsteigen. Ihr Stolz war befriedigt, als sie ihre Tochter am Arme des Prinzen sah, der sie zur Tafel führen wollte. Der Prinz erschien feuriger als sonst, und es konnte scheinen, als ob er für die schöne Helene zu fühlen anfange. Die Domina sah ihre Geschichte sich erneuen, und auch ihrem stolzen Herzen that dies wohl.

Die Signale zur Tafel wurden wiederholt gegeben. Die Herren umschwärmten mit liebenswürdiger Artigkeit die Damen und baten um ihre Arme. Markbrand blickte gedankenvoll in dieses Getümmel. Er fuhr zusammen, als der Prinz mit Helenen am Arme dicht an ihm vorüberging. In demselben Augenblicke schlug ihm Hugo auf die Schulter, und bemerkte mit unverkennbar ironischem Tone: „Wollen Sie nicht, Herr Hofmeister, unter den noch nicht engagirten Damen wählen? Es sind vielleicht noch einige Schöne des zweiten und dritten Ranges übrig.“ — Und dahin ging der Uebermüthige und verlor sich in dem Getümmel. Ein furchtbarer Dolchstoß war dem unedel Verletzten durch sein Herz gedrungen. Zorn, Stolz, Liebe, Haß kämpften in seiner Seele. „Ruhe, Ruhe!“ bat eine Stimme, und der treue Iwan flüsterte diese Worte dem mit überwältigenden

Gefühlen Ringenden zu. Da ging auch Sophie an dem Arme eines stolzen Barons vorüber. Aber sie warf einen ermuthigenden Blick ihrem Theodor zu. Dieser antwortete mit zufriedenen Augen, da gällte es ihm ins rechte Ohr: „Mein Herr, Sie dürfen sich ferner nicht unterstehen, Fräulein Sophie von Hochstetten solche Blicke, wie eben jetzt, zu erwidern, sonst dürften sie einer Herausforderung gewärtig sein, die einem von uns beiden das Leben kosten muß.“ Und der Sprecher Hugo verschwand wieder in dem Getümmel. Aus den Augen Theodor's blitzten tausend Flammen, und eine furchtbare Glut stieg in diesem männlichen Busen empor. „Ruhe, Ruhe!“ ward auch diesem erhitzten Gemüthe zugeflüstert.

Und beide Jünglinge gingen mit männlichen, gefaßten Schritten in den Saal, zuletzt ohne Damen. Sie sahen einander an. Sie wechselten bedeutungsvolle Blicke. Eine edle Ruhe, unterstützt von kräftigen, muthigen Gefühlen, erhöhte ihre Schönheit. Ja, sie waren die schönsten Männer dieses glänzenden Kreises. Ausgelegte Karten, alles von Iwan besorgt, bestimmten die Plätze; Markbrand kam an die Seite der schönen Emmy zur Linden, die ihn mit glühender Sehnsucht erwartete. Sie sagte ihm ein aufmunterndes Wort, und vielleicht zum ersten mal unterlag Markbrand der Leidenschaft des Stolzes. Seine andere Nachbarin zur Linken war Frau von Debonal. Besser konnte er nicht placirt werden. Der Abend war ihm nicht ganz verdorben. Der schmucke Feldjäger hatte zu seiner Rechten ein Fräulein Bandow, die liebenswürdige Tochter eines

benachbarten Predigers, zu seiner Linken Mathilde Buchwart, und er sah ruhig in den Glanz hinein, denn seine Sophie verließ ihn nicht mit ihren funkelnden Augen.

Zwei vollkommen glückliche Paare genossen die glänzenden Freuden dieses Abends im vollsten Maße. Die Vorsehung war so gütig, ihnen den vierzehnten August nicht zu verderben.

Sechstes Kapitel.

Die Feste.

Das große Souper wurde nicht allzu tief in die Nacht hineingezogen. Es wurde gebührende Rücksicht auf die Anstrengungen genommen, die sowol die Unternehmer und Ordner des Festes, als auch vorzugsweise mehrere der Gäste, die weitere Reisen zu überstehen hatten, am Tage über gehabt haben mochten. Um elf Uhr war die Tafel aufgehoben, und nach einer halben Stunde ungefähr erstarb allgemach zu süßem Schlummer das glänzende Lager. Nur die Wächter umkreisten und umschirmten die leicht bedrohten und entzündeten Breterhäuser. Herrschaften, denen eine nahe Rückkehr zu ihrer gewohnten Heimatstätte offen stand, zogen es vor, nur am Tage die Gastlichkeit dieser kleinen Zauberpaläste zu versuchen. Frau von Debonal gehörte zu diesen, und sie bat ihren lieben Dorville um gütige Nachsicht, wenn sie vielleicht morgen etwas später an den Festlichkeiten theilnehmen würde. Ruhe und Erholung wären ihr nach solchen Anstrengungen und Auf-

regungen ein unabweisbares Bedürfniß. Die Nacht war anmuthig und frisch, und da die Herrschaften von Groß-Barkow die kurze Strecke zum Schlosse zu Fuß zurücklegen wollten, so schloß sich Emilie ihnen an. Indem der Lord herzlichen Abschied von ihr nahm, trat der Baron heran, und ohne alle Umstände, ganz in seiner offenen, biedern Weise wünschte er dem Paare das Glück einer kurzen Verlobung und einer recht langen, reichgesegneten Ehe. Damit waren alle Anstände, diesen wohlmeinenden Freunden gegenüber, hinweggeräumt, und die von Zufriedenheit beseelte Emilie ging am Arme Markbrand's, welchem der Lord seine Angebetete anvertraute, als Glücklich-Verlobte in das stolze Schloß zurück, aus welchem sie vor kurzem erst nicht ohne ein gewisses bitteres Gefühl über erfahrene Kränkung fast geflohen war. Und mit welch andern Empfindungen und Gedanken ging sie jetzt an der Seite dieses von ihr so werth gehaltenen jungen Mannes gegen damals, wo sie mit ihm in der Sonntagsfrühe aus „Helenensruh“ zurückkehrte, und wo er ihr gestanden hatte, daß er den Spuren ihrer in den Sand gedrückten schönen Füße gefolgt sei. Sie war nun so glücklich. Ihr Kampf war ausgefochten. Der edle Lord war ihrer reinsten Liebe werth. Sie hatte den Segen ihrer königlichen Freundin, und ein heiliges Gefühl ihres Busens sagte ihr, daß auch ihr Charles ihr diese Wendung ihres bis dahin so prüfungsreichen Schicksals mit verklärter Seele, die alle irdischen Ansprüche aufgegeben und nur himmlische Friedensgedanken nährt, wünsche, ja vielleicht von der Barmherzigkeit Gottes selbst erflehet habe. Sie war sich einer sündlosen Neigung zu dem Lord bewußt;

sie konnte es sich sagen, daß sie diesen vortrefflichen Menschen aus traurigen Banden erlöst habe, daß sie ihn glücklich und einer edeln Wirksamkeit fähig machen könnte, und dieses reine Bewußtsein, diese feste Ueberzeugung von der Moralität ihres Schrittes hob diese so lange Hinabgebeugte in die elastische Höhe eines freiern, glücklichen Daseins. Aber, wenn sie so glücklich war, warum konnten es andere nicht auch sein; warum versank ihr Freund, der Freund ihres geliebten Dorville, in eine nicht zu verbergende Schwermuth an ihrer Seite; warum verrieth er die Betrübnisse seines Herzens durch manchen unvollendeten Redesatz, durch manchen Seufzer, der sich zwischen seine Gedanken und seine Worte drängte?! Emilie konnte wol die Ursachen dieser gedrückten Stimmung errathen, und sie bestimmte sich zur Trösterin dieses Tiefbetrübten. Sie bat Markbrand um eine, wenn auch nur kurze Morgenvisite auf den kommenden Tag.

Auf einem andern Wege, in Begleitung des Lords, der auch diese erste Nacht nicht im Lager hinbringen wollte, da der schöne Pavillon seiner theuern Emilie seines kostbarsten Schatzes entbehren sollte, ging Theodor auf die Oberförsterei hinaus. Der Lord fand seinen Freund auch nicht in einer so fröhlichen Stimmung, wie er wünschte; aber da dieser Mensch die wechselnden Gefühle des rastlosen Herzens selbst in so reichlichem Maße kennen gelernt hatte, so behelligte er seinen schweigsamen Freund nicht mit lästigen Fragen. Er erzählte von seinem Glück, und obgleich er bemerken konnte, daß sein Freund mit seinen Gedanken ganz wo anders umher=

schweifte, als bei ihm und seinen heitern Hoffnungen, so erzählte er doch weiter, und hätte es auch nur die Heide oder der Wald gehört, was sich so mächtig aus seinem vollen Busen drängte.

Die jungen Mädchen hatten dem romantischen Gelüste nicht widerstehen können, diese Nacht, diese erste schöne Nacht in ihren Pavillons hinzubringen. Es war ja doch so reizend, so in das strahlende und turnierfrohe Mittelalter, in die Kreuzzüge selbst hineinversetzend, in einem offenen Feldlager zu wohnen, unter dem Schutze treuer Ritter, die ihre Zelte hinter den Pavillons ihrer Schönen aufgeschlagen haben. Selbst Helene und Sophie waren doch auch in diesem Punkte so weit vollkommene Weiber, daß sie unbeschadet ihrer wahren Liebe doch eine geschmeichelte Eitelkeit darin fanden, daß sie eine jede einen edeln Ritter gefunden hatten, der ihre Farben trug und ihnen seine treuesten Dienste weihte. Warum denn auch soll keine Romanze mehr in dem geselligen Leben sein? Versucht's nur, dieselbe wieder in euere öffentlichen Feste und Lustbarkeiten aufzunehmen, und ihr werdet finden, daß euere Freuden und Genüsse wieder reiner und gehaltreicher werden. — Dem Prinzen Karl, als dem vornehmsten Gaste, war allein ein Zelt angewiesen. Es war hinter Helenens Pavillon aufgeschlagen. Es war ihr Pavillon; denn obgleich sie noch zwei oder drei fremde Fräulein mit ihren Dienerinnen bei sich beherbergte, so war es doch ihr Palast, so trug dies Haus doch ihre Farben. Ihr Ritter war also der Prinz. Und der Prinz in echt ritterlichem Geist bat sie beim Abschiede auf der Schwelle ihres

Pavillons und mit einem Kusse auf ihre schöne Hand um ihre Befehle, und das eitle Herz, wenn auch nicht ohne geheimes Beben, nahm diese Huldigungen an. Sophie von Hochstetten hatte auch ihren eigenen Pavillon. Sie war auch romantische Natur genug, um das alles ganz hübsch zu finden, was hier der abenteuerliche Luxus zu ihrem Vergnügen ersonnen und ermöglicht hatte; aber es wäre ihr doch bei weitem lieber gewesen, wenn statt des vornehmen Baron Schilfensee ihr einfacher, aber immer schönster Theodor sein Zelt hinter ihrem Pavillon hätte aufschlagen dürfen. Zwar war Schilfensee ein stattlicher Mann und von imponirendem Anstande in seiner brillanten Uniform, und seine Artigkeiten hatten stets soviel feine Sitte zum Untergrunde, daß man nie unhöflich gegen ihn werden konnte; allein Sophie wollte sich einmal in ihrer Liebe zu ihrem Theodor nicht irren lassen, und sie sprach weniger exaltirt von den Reizen dieses köstlichen Lagerlebens, als die zwei oder drei andern Fräulein, die auch sie bei sich logirte. Sie hatte einmal das Unbehagen, daß dies alles für sie nicht so glücklich ablaufen würde, da ihr einmal kein reines Erdendasein vom Himmel beschieden worden sei. Die Frühverwaiste sieht das Leben anders an, wie ihr, die ihr bisjetzt im seligen Schutze euerer treuen Aeltern aufblühen konntet.

Der Graf, wie wir wissen, hatte sein Zelt hinter Mathildens Pavillon, und hier stimmte alles überein, was zwei glückliche Herzen sich wünschen mochten.

An vieles Schlafen war in dieser Nacht nicht zu denken. Dazu waren die voraufgegangenen Aufregungen

zu groß und zu nachhaltig. Auch sorgten die Ritter dafür, daß ihre Schönen süße Träume haben sollten. Hier und da erscholl noch ein liebliches Ständchen, und der Troubadour sang noch seine schönen Melodien. Der kurze Schlummer gegen die Morgenröthe ward unterbrochen durch die Reveille und die bald darauffolgenden feierlichen Töne eines Morgenchorals.

Noch auf andere Weise ward Hugo aus einem kurzen, unruhevollen Schlafe geweckt. Zwei Herren begehrten bei ihm augenblicklichen Einlaß, noch ehe das Lager vollkommen erwacht sei. Er mußte das dringende Gesuch gewähren. Er ahnte, wer die frühen, ungebetenen Gäste seien. Er ließ bitten einzutreten. Er wollte die Herren liegend auf seinem Feldbette empfangen. Sie aber bedauerten, den Herrn Lieutenant in seiner Bequemlichkeit stören zu müssen, und sie versicherten ihn, daß sie seiner Unart in jedem Falle eine andere, und wenn es sein müßte, sehr eclatante entgegensetzen würden, wenn er nicht augenblicklich aufstehen und ihnen die gebührende Achtung bezeugen würde. Diese Drohung gab dem Nonchalanten die Schnellkraft einer Feder.

„Was wollen Sie von mir, meine Herren?“ Mit diesen kurzen und barschen Worten stand der Lieutenant vor den beiden unerschütterlichen Männern.

„Was wir von Ihnen wollen, Herr von Silberschild“, so nahm zunächst Theodor Wohldag das Wort, „das können Sie sich leicht denken, Erklärung und Genugthuung für die uns gestern zugefügten Beleidigungen. Doch kommen wir zugleich mit der Bitte, daß Sie die Annahme unserer Forderung bis nach Vollendung dieser

Festlichkeiten gütigst verschieben wollen, damit wir nicht durch unbeherrschte Leidenschaften eine Reihe von Vergnügungen stören, die ihren Urhebern so bedeutende Mühen und Kosten verursacht und den Geladenen so lange die reizendsten Genüsse in Aussicht gestellt haben. In jedem Falle werden wir uns mit Ihnen, weil Sie es wünschen, schlagen; doch werden Sie uns schuldigerweise erst darüber Erklärung abgeben müssen, inwiefern Sie sich berechtigt halten können, uns in einer so unnobeln Weise zu beleidigen, wie Sie es gethan haben?"

„Werden Sie mit Ihrem Ansinnen nicht insolent, Herr Feldjäger Wohldag, und seien Sie zufrieden, wenn ich entschlossen bin, Ihnen meine Erklärungen mit den Waffen in der Hand zu geben. Es wird erst der Anfrage bei meinen Kameraden bedürfen, ob ich Ihnen überhaupt Genugthuung zu geben im Stande bin."

„Herr, ich bitte, daß Sie sich mäßigen und Ihre Impertinenzen nicht weiter treiben. Ich bin Offizier, wie Sie, und werde Sie für infam erklären, wenn Sie mir unter irgendeinem Vorwande die gerechte Satisfaction verweigern wollen. Oder sind Sie ebenso feig wie unverschämt?"

Nicht ohne eine glühende Leidenschaft, begleitet von einem bittern Lächeln, welches Theodor's Lippen spaltete und die fest aufeinandergesetzten blendenden Zähne zeigte, nicht ohne ein hörbares Knirschen verschoß Theodor diese Worte. Der Lieutenant ward bleich und zitterte, aber nicht aus Feigheit, sondern Wuth. Er konnte nicht antworten. Die Stimme versagte.

„Jetzt will ich Ihnen meine Erklärung geben, und

später werde ich die Ihrige fordern. Wir kennen die Gesetze der Ehre so gut wie Sie, Herr von Silberschild. So hören Sie: Sophie von Hochstetten ist mit mir versprochen. Nach Verlauf dieser Tage werde ich Ihren Herrn Vater, diesen vollkommenen Edel- und Ehrenmann um seine Einwilligung zu unserer Verheirathung bitten, weil er der Vormund ist, und damit habe ich Ihnen sagen wollen, daß ich für die geringste Zudringlichkeit oder Kränkung, die Sie sich gegen meine Braut erlauben, die wirksamste Züchtigung für Sie in den Händen haben werde. Sie werden mich verstanden haben?"

„Sie haben deutlich genug gesprochen", erwiderte jetzt Hugo mit gedämpfter Stimme, die den Krampf seiner erschütterten Brust verrieth; „ich bin in keinem Zweifel mehr über die unglückliche Lage, in die wir beide durch unsere glühende Liebe zu meiner Cousine versetzt sind. Einer nur kann sie sein nennen, also" — er stockte, er schöpfte Athem, er wischte sich den kalten Schweiß von seiner Stirn — „gibt es kein friedliches Mittel uns zu verständigen, unser Blut zu schonen? Kann ich Ihnen nichts bieten, um Sie den Verlust eines Mädchens vergessen zu machen, das ich mehr liebe als mein Leben, und das, weil es meine aufrichtigsten Bewerbungen falsch verstanden hat, sich vielleicht auch über seine wahren Neigungen täuschte und sich in eine übereilte Verbindung einließ, dessen Inconvenienz ihr später sehr drückend werden kann?"

„Herr von Silberschild, wählen Sie Ihre Worte passender, oder Sie reizen mich in der That zu einem

Acte der Beschimpfung, den ich nicht an dem nahen Verwandten meiner Braut ausüben möchte. Sie haben mir mit Ihrer Armseligkeit nichts zu bieten, was mich für das unschätzbare Recht, der Erwählte Sophiens zu sein, entschädigen könnte. Hiervon schweigen Sie ein für allemal. Aber ich willige ein, daß Sie zum letzten mal in meiner Gegenwart Sophien um ihre Hand bitten, und sollte sie infolge Ihres Antrags nur einen Augenblick ins Schwanken kommen, dann sollen Sie mich nie mehr auf dieser Stelle der Erde sehen; dann mögen Sie mit ihr glücklich werden, mit ihr Rang und Vorrechte theilen. Reicht sie mir aber ohne jede Zögerung in Ihrer Gegenwart die Hand, dann seien auch Sie ein Mann von edeln, moralischen Gesinnungen, der sich zu resigniren weiß, und trüben Sie nicht länger das Leben eines Mädchens, dem schon bittere Tropfen genug in den Kelch ihres Schicksals gemischt sind. Sind Sie mit diesem Vorschlage zufrieden?"

„Unmöglich! — Ich bin verloren! — Aber ohne Kampf kann ich den höchsten und heiligsten Schatz mir nicht nehmen lassen!"

„So sei es denn; eine höhere Macht mag über uns entscheiden. Sie nehmen also Ihre Beleidigungen nicht zurück? Sie wollen ein blutiges Spiel treiben?"

„Ich kann nicht anders!"

Nach dieser Erklärung hielt es Theodor nicht für angemessen noch ein weiteres Wort zu verlieren.

„Herr von Silberschild", begann nun Markbrand mit dem würdevollsten und ruhigsten Tone, ich habe mich in dieser höchst betrübenden Angelegenheit meinem

Freunde Wohldag anschließen müssen, um mir ebenfalls eine Erklärung darüber zu erbitten, weshalb Sie mich bei jeder Gelegenheit zum Gegenstande Ihrer gemeinen Beleidigungen auserſehen haben. — Laſſen Sie mich weiter reden", fuhr Markbrand fort, als er bemerkte daß Hugo mit wiedergewonnener Heftigkeit ſeines Weſens und an allen Gliedern zitternd, ihm einen Einwurf machen wollte. „Laſſen Sie mich weiter reden und ſagen Sie mir Ihre Meinung nachher. Sie haben ein Aergerniß daran genommen, weil Sie es geſehen oder erfahren haben, daß ich Ihrer Schweſter Helene nicht gleichgültig geblieben bin. Es iſt dies nicht meine Schuld, obwol ich nicht leugnen will, daß mir Ihre liebenswürdige Schweſter eine wahrſcheinlich noch ſtärkere Neigung gegen ſie eingeflößt hat. Allein, da ich weiß, auf welchen Widerſpruch meine Liebe bei dem Bruder, dem künftigen Majoratsherrn geſtoßen iſt, der ſeine Schweſter misachten würde, wenn ſie die Frau eines Bürgerlichen geworden wäre; da ich ferner weiß, wie ich Ihre Frau Mutter gegen mich und Helene aufbringen würde, wenn ich einen Antrag bei Ihrem Herrn Vater, der vielleicht milder und gerechter über die Sache urtheilt, wagen ſollte; da es ebenſo wenig den Begriffen von meiner Ehre entſpricht, mich in eine adeliche Familie einzudrängen, als es deren Begriffen von Ehre entſprechen mag, einen bürgerlichen Eidam und Schwager unter ſich aufzunehmen: ſo erkläre ich Ihnen hiermit mit dem feierlichſten Aufthun meines Mundes, daß ich mich in keiner andern Weiſe Ihrer Schweſter nähern werde, als es mein gegenwärtiges

Verhältniß zu Ihrer Familie gestattet, ja, daß ich selbst dann auf die Hand Ihrer Schwester Verzicht leisten würde, wenn man unter veränderten Umständen und Ansichten meiner Bewerbung nichts entgegensetzen möchte. Mag mein Herz darüber verbluten, mag Ihre Schwester ein Opfer ungerechtfertigter Vorurtheile werden — ich kann und werde nie die Schwäche meiner Herabwürdigung begehen."

Hugo ward ruhiger bei diesen Worten, und ein Gefühl der Achtung eines solchen Charakters schien in seinem Busen aufzuflammen.

„Sind Sie mit dieser Erklärung zufrieden, Herr von Silberschild, und werden Sie meinetwegen künftig ruhiger sein?"

„Vollkommen!" antwortete Hugo.

„Nun aber habe ich noch eine weitere Erklärung an Sie abzugeben. Als Edelmann werden Sie nicht leugnen wollen, daß es schon mehrfach in Ihrer Absicht gelegen hat, mich zu beleidigen. Hätten diese Beleidigungen allein meine Person berührt, so würde ich sie vielleicht mit einer mich begütigenden Reflexion ertragen haben. Ich habe mich für den geistlichen Stand bestimmt, habe bereits auf heiliger Stelle gestanden und das Wort des Friedens verkündigt; um deswillen kann ich keine Ehrensache im Sinne der sündigen und verschrobenen Welt mehr ausfechten. Ich denke jetzt anders über die Thorheit und den Frevel des Duells, als vor kurzer Zeit noch, wo ich in den Ehrbegriffen eines ungezügelten Standes und der eiteln Jugend gefangen lag. Daß es mir an persönlichem Muthe nicht gebricht, und daß sich

vornehmere Herren mit mir geschlagen und Wunden von mir davon getragen haben, als Sie sind, das werden mir die bezeugen, die es einst für eine Ehre ansahen mich ihren Freund und Bruder nennen zu dürfen, und deren einer unter uns ist, dessen Adelsdiplom Sie respectiren werden. Wenn Ihnen daher mein lieber Freund Wohldag die blutige Hoffnung eröffnet hat, daß ich Sie mit einer Forderung beehren würde, so hat er sich eiliger hierüber ausgedrückt, als ich es gewünscht habe. Unsere Angelenheit kann in der That die Wendung nehmen, daß mir kein anderes Mittel übrigbleibt, als den mir von Ihnen angethanen Schimpf mit dem Degen in der Faust zu rächen, und deshalb meiner Laufbahn für immer zu entsagen; allein, da dies nur ein letztes Mittel sein soll, Sie zum Eingeständniß Ihres Unrechts zu zwingen, so bitte ich Sie einen vermittelnden Vorschlag von mir anzunehmen. Hören Sie! Da Sie gestern die Uebereilung, so will ich es nennen, begingen, die Damen, die später, als bevorzugtere, den Arm eines Herrn erhielten, als Damen des zweiten und dritten Ranges zu bezeichnen, mit einer infamen Sottise in Bezug auf mich, so muß ich Sie ersuchen diese Beleidigung dadurch wieder gut zu machen, daß Sie deshalb bei einer dieser Damen für alle Abbitte thun, indem ich es nicht hingehen lassen darf, daß ein zu Gaste geladener Edelmann die geladenen Frauen meiner Freunde, des Herzogs von Blessington und des Grafen Stern, in maliciöser Weise in Klassen sortire und damit lächerlich mache. Sie werden begreifen, daß ich dies, der ich Zeuge dieser Infamie gewesen bin,

der Ehre meiner Freunde, der beiden Ihnen genannten Cavaliere, unwiderruflich schuldig bin. Sollten Sie sich aber dieser Sühne in Ihrem Hochmuthe weigern wollen, so werde ich Sie der Verachtung aller Honoratioren, der Väter, Gatten und Brüder dieser Damen preisgeben, und Ihnen dann die Wahl der Waffen freistellen, mit denen Sie sich an mir revanchiren wollen. Sind Sie damit einverstanden, Herr von Silberschild?"

„Niemals werde ich auf einen so erniedrigenden Vorschlag eingehen. Ich muß meine Ruhe bewundern, mit der ich die einzelnen Frechheiten Ihrer Rede ertragen habe. Wer sind Sie beide, meine Herren, daß Sie es überhaupt wagen konnten, mit mir in solche Verhandlungen zu treten. Muß ich Sie daran erinnern, Herr Wohldag, daß Sie der Sohn eines Beamten meines Vaters sind, und daß Ihnen daher Ihre Stellung zu unserm Hause keineswegs die Berechtigung gibt, in der Weise mit dessen Erben zu reden, wie Sie es gethan haben? Wissen Sie, daß Sie abhängig von uns sind, und daß wir deswegen in kein verwandtschaftliches Verhältniß mit Ihnen treten können? Wie konnten Sie sich solcher Anmaßungen schuldig machen? Und Sie, Herr Hofmeister, der Sie Ihr erstes honnetes Unterkommen bei uns gefunden haben und der Lehrer meiner kleinen Brüder zu sein die Ehre haben, wie können Sie sich erdreisten, mein Benehmen Ihrer Kritik zu unterwerfen, und mich zu einem Duell mit Ihnen reizen zu wollen? Wir werden Sie auf der Stelle entlassen, und dann vergessen, daß wir einen Unverschämten in unserm Hause aufgenommen hatten. Sie

drohen mir sogar, mich öffentlich blamiren zu wollen?! Ein Glück, daß Sie soweit gegangen sind, um Sie nicht auf der Stelle für Ihre Anmaßung zu züchtigen, da ich Sie lächerlich finden muß. Jetzt rathe ich Ihnen sich sofort von hier zu entfernen, damit ich nicht meine Bedienten und Stallknechte herbeirufe, um Sie hinauszuwerfen!"

Beleidigter Stolz, Wuth, Verzweiflung blitzten dem Echauffirten aus den Augen, und brachen aus allen Mienen und Bewegungen hervor.

Die beiden jungen Männer sahen den Wüthenden mit unerschütterlicher Ruhe an.

„Herr von Silberschild", begann darauf Theodor mit spröder, gemessener Stimme, „wir werden Sie wegen einer Reihe von unedeln Handlungen, die Sie begangen haben, vor Ihren Kameraden für infam erklären und dann das Weitere abwarten. Nur wiederholen wir, daß wir aus Rücksicht gegen unsere Freunde diesen Act der Gerechtigkeit bis auf den letzten Tag der hiesigen Geselligkeit aufschieben, Sie dann aber ganz bestimmt der allgemeinen Verachtung preisgeben werden."

Ohne Verbeugung wollten sich die beiden jungen Männer entfernen. Da wurde ihnen in der Zeltthür ein Hinderniß zum Austritte entgegengesetzt. Iwan stemmte sich ihnen entgegen und zwang sie auf der Stelle stehen zu bleiben, wo sie standen.

„Nicht so, meine Herren, dürfen Sie auseinandergehen. Ich weiß, warum es sich handelt. Ich bin der unfreiwillige Zeuge dessen gewesen, was unter Ihnen

vorgegangen ist. Ich bitte Sie in Ihrer aller Interesse, Ihre Streitigkeiten noch einmal, und zwar nach einigen Tagen, wenn Sie die Dinge mit kälterm Blute und ruhiger ansehen, einer Erwägung zu unterziehen. Nein, Sie dürfen hier keinen Eclat machen wollen. Sie dürfen hier keine skandalvolle Störungen eintreten lassen. Ich bitte, ich beschwöre Sie, hören Sie auf mein Wort, nehmen Sie meinen Rath, meine Vermittelung an! Herr Markbrand, bester Freund, es ist Ihre heilige Pflicht, den möglichen Pfad einer Versöhnung offen zu halten. Ich werde eher um Hülfe rufen und das ganze Lager in Alarm setzen, als daß ich Sie so voneinandergehen sehe. Nur eine Bitte will ich an Sie richten, lassen Sie mich eine heilige Freundespflicht an Ihnen allen vollziehen: Versprechen Sie mir auf Ihr Ehrenwort, daß Sie jetzt, heute, in Ihrer streitigen Sache nichts thun wollen, und daß ich Ihr Cartel sein darf, der die Ehrenpunkte unter Ihnen vermitteln soll."

„Käme es hier auf einen Act der Versöhnung an, bei dem ich dem Beleidiger meiner heiligsten Gefühle und Grundsätze die Hand zur Vergebung allen mir zugefügten Unrechts reichen sollte", sprach Markbrand mit ruhigem, ja, sanftem Tone, „so würde ich gewiß so viel Gewalt über mein empörtes Herz gewinnen und diese große Selbstverleugnung üben. Aber fragen Sie diesen Herrn, der auch die letzten Grenzen der Achtung vor seinem Nebenmenschen mit dem hochmüthigsten Fuße niedergetreten hat, ob er seine Wuth so weit zu zügeln vermag, um die Verirrungen seiner Leidenschaft, die großen Ungerechtigkeiten, die er gegen uns beide be-

gangen hat, einzusehen, und uns um Geduld mit seiner Schwäche, um Schonung seines vielleicht hartgetroffenen Herzens, und damit um Verzeihung zu bitten."

Iwan wollte eine sanfte Frage in dieser Beziehung an Hugo richten. „Lieber Hugo . . ."

„Schweig, elender, schleichender Horcher, wenn du vielleicht im Sinne jenes Herrn, der hier nur zu lange gestanden und gesprochen hat, zu mir reden willst! Du bist von heute an mein Freund nicht mehr, da ich dich auf der Seite derer sehe, die meine ärgsten, bittersten Feinde sind, die ich mit meinem Hasse, mit meiner Rache, mit meiner Verachtung verfolgen muß, weil sie mit heimlichem, räuberischem Sinne die gemeine Hand an meine heiligsten Güter gelegt haben, die ich auf dieser Erde besitze, meine Ehre und meine Liebe. Von Ausgleichung, von Versöhnung kann hier nicht die Rede sein. Ich will sterben, ehe ein anderer meine heißgeliebte Sophie besitzt! Ich will sterben, ehe ein niedriger Bürgers- oder gar Handwerkersohn von der Liebe meiner Schwester sprechen soll. Und nun macht, daß Ihr hier fortkommt. Die Luft wird mir hier zu unangenehm, da sie Euer Athem verdirbt. Hinaus, sage ich!"

Markbrand sah mit dem Ausdruck stiller Verachtung auf diesen Rasenden. Theodor, eine heftigere Natur, hätte sich fast zu einer Thätlichkeit hinreißen lassen. Iwan verlor die Besinnung nicht. Er sprach mit festem, strafendem Tone:

„Sie werden einsehen und fühlen, meine Freunde, daß sich Herr von Silberschild in einem Zustand der Unzurechnungsfähigkeit befindet, wo er Männer von

Ehre und allgemeiner Achtung nicht beleidigen kann. Bedauern Sie diesen Unglücklichen, da Sie nichts Besseres für ihn thun können, und bestreben Sie sich mit mir, den Kummer dieser Scene der Familie zu ersparen, den sie mit Scham empfinden würde, wenn dies elende Betragen ihres Sohnes bekannt werden sollte. Und nun, vollende deine Wuth an mir, du Rasender, da ich nicht freiwillig von dieser Stelle gehen werde, und dich und deine Ehre schützen werde, bis zum letzten Athemzuge, den mir deine Mishandlung, zu der du Lust zu haben scheinst, noch übriglassen wird."

Einen einzigen Schlag nur mit der in der Hast ergriffenen Reitgerte hatte Hugo nach dem Gesichte Iwan's gethan, und doch rann ein Blutstrom über dessen bleiche Wangen. Schon war Theodor wie ein Tiger auf dem Sprunge, um den Tollen mit seinen mächtigen Fäusten zu ergreifen, — da fiel Hugo dem schrecklich Verletzten mit wildem Geschrei um den Hals, und suchte mit gierigen Küssen das Blut von den sanften, bleichen Wangen zu lecken. Iwan gab den Freunden ein beredtes Zeichen sich zurückzuziehen, und die Freunde zogen sich zurück mit Bedauern über einen Jüngling, der soweit die Selbstbeherrschung verlieren konnte, daß er in Gemeinheit des Betragens versank; aber auch mit Bewunderung eines andern Jünglings, dessen Hochherzigkeit so hoch stieg, daß er sich zur Aegide seiner Freunde machen konnte, die in der großen Gefahr standen, einen Act der Unziemlichkeit zu begehen, über den sie eine ewige Reue hätten empfinden müssen.

Zum Glück blieb diese Scene im Lager unbemerkt.

Theodor und Markbrand entzogen sich glücklich allen Neugierigen, die mit Recht nach ihrem aufgeregten Wesen und nach dem Grunde ihres frühen Besuchs im Zelte Hugo's hätten forschen können.

Nach etwa einer halben Stunde ging Iwan durch die Zeltgasse zum Intendanturquartier. Zwar sah man die Spur eines Schlages oder Stoßes auf seinem Gesicht, aber aus seinen Augen leuchtete Freude, seine Mienen sprachen eine innere Zufriedenheit aus.

Bei dem geschäftigen Treiben, das sonst im Lager stattfand, wurde der einzelne mit seinen besondern Angelegenheiten kaum bemerkt. Diener und Dienerinnen kamen mit den elegantesten Livreen und Anzügen aus den Küchen und trugen auf blitzenden, silbernen Kaffeebretern das erste liebliche Frühstück, nämlich den unentbehrlichen Kaffee mit schöner Sahne, Weißbrot und Butter herbei. Andere Kammerbediente und Zofen, Schneider und Friseusen, die Anzüge, Toiletten und sonstige Requisiten zu besorgen hatten, flogen hin und her. Hier und dort fand ein Herüber- und Hinüberrufen statt. Einzelne zueinanderschlüpfende Besucher und Besucherinnen machten das rege Bild noch anziehender. Von der Festhalle her erhob sich eine schöne Morgenmusik und lockte schon einige frühe Spaziergänger in das Bereich solch lieblicher Töne. Am regsten aber ging's in der Gegend her, wo die Pferde eingestallt waren. Hier ward alles in den Stand zu dem großen Rennen gesetzt, welches um elf Uhr stattfinden sollte. Dies war der Nerv des heutigen Tags, der dem ganzen Mechanismus dieses künstlichen Leibes Leben

und Bewegung verlieh. Das Rennen war der Punkt, in welchem sich heute alle Bemühungen concentrirten, auf welchem alle Erwartungen culminirten. Da alles andere gegen diesen Heros der ritterlichen Vergnügungen in den Hintergrund tritt, so sehen wir uns auch nicht gemüßigt, bei der Beschreibung subalterner Dinge uns länger zu verweilen. Mit dem Schlage elf fand unter Vortritt von Marschällen und Festordnern, und einem reitenden, in ideelle Uniform gekleideten Trompeterchor, ganz hübsch, da mittelalterlicher und moderner Geschmack sich anmuthig durchkreuzten, der große Einzug in die Bahnlinien der Rennbahn statt. Es war absichtlich der Weg um das Lager herumgenommen, um dem Zuge die möglichste Ausdehnung zu geben, damit er alle die Herrlichkeiten in aller Breite und Ruhe entfalten konnte, die er in sich schloß. Den ersten Reigen bildeten etwa zwölf Cavaliere, drei Mann hoch aufgeritten, vom Stande der Militärs, in ihren glänzenden, sogenannten Interimsuniformen, die von solcher leichten Angemessenheit waren, daß sie die persönliche Theilnahme an dem sogenannten Herrenreiten gestatteten. An sie schlossen sich ebenso viele reichgekleidete Reitknechte, von denen ein jeder die Farben und das Wappen seines Herrn in ostensibler Weise zur Schau trug. Dann folgte eine Colonne der edeln Renner, die heute die Probe bestehen sollten, und auf deren Schnelligkeit die bedeutendsten Wetten gewagt waren. Die Thiere waren mit den reichsten Decken behangen, und Grooms führten sie an den Zügeln, in die sie hin und wieder schon die Flocken eines leichten Schaumes fallen ließen. Neben jedem

Groom ging ein Jockey mit seiner glänzenden Livree und mit seinem siegesfrohen Angesichte. Diese wechselten laute Worte miteinander, deren Inhalt kecke Herausforderungen und lose Moquerien sein mochten. Darauf folgte ein prachtvoller Salonwagen mit baldachinartiger Bedeckung und an den Seiten offen, welcher auf festgeschrobenen Servanten, Cabarets und Gestellen die verschiedenen Preise trug, die bei dem Herrenreiten zu gewinnen waren. Dieser Wagen wurde von vier prächtigen Rappen gezogen und von kostbaren Livreen geleitet. Rechts und links von diesem Wagen ritten ein paar Bereiter oder Stallmeister in äußerst elegantem Reitanzuge. Der Preise waren viele und sehr kostbare vorhanden. Was sollen wir auszeichnen: die großen, schweren Pokale, oder die prächtigen Reitzeuge, und unter diesen wieder die eleganten Zäume, oder die prachtvollen Decken, oder die reizenden Sättel? Reichthum, Stolz und Nacheiferungssucht hatten ja in gleichem Maße dazu beigetragen, um diese Anziehungsmittel so reizend und werthvoll wie möglich zu machen. Wer aber den edeln arabischen, vollblütigen Falben gewann, der hinter dem Prachtwagen geführt wurde, oder das himmlische Cabriolet mit dem schönen russischen Pferde, das mit dem leichten Wagen in die Lüfte steigen mochte, oder die wunderniedliche Pony-Equipage, die schelmisch daran sich schloß, — wol zu den glücklichen Gewinnern hätte der gerechnet werden können. Dann kamen die Staatswagen, die Carrossen der Herrschaften mit imposanter äußerer und innerer Eleganz, mehrere vierspännig mit langer Bespannung, andere zweispännig nicht minder

splendid und aristokratisch, und hinter diesen selbst jene wundervollen, poetischen Einspänner, jene Phaethons, Apollos, Victorias, Schwäne und Schwalben und wie sie alle heißen mögen, und bei denen es unbestimmt bleibt, was mehr zu bewundern ist, das flüchtige, schäumende Roß, oder das leichte, künstliche Wagengestell, oder der elegante Lenker, welcher der zufriedene Besitzer dieser lachenden Equipage zu sein scheint. Neben den großen Wagen der Herrschaften ritten in reichlicher Anzahl Herren in Civil, um den Damen, die bei niedergeschlagenen Verdecken ihre blendenden Toiletten zur Schau tragen konnten, das stolze Geleit zu geben und allerlei Artigkeiten zu sagen. Graf Stern auf der einen, Lord Dorville auf der andern Seite des großen Aufzugs, um die Oberleitung des sinnreichen Programms in den Händen zu behalten, flogen mit ihren schönen Rossen bald hinauf und bald hinunter, bald hier, bald dort anhaltend, bald hier, bald dort Befehle ertheilend, Winke zu geben, Stockungen zu verhüten, Grüße auswerfend, doch immer es so einrichtend, daß der eine sich länger an der Equipage aufhielt, in welcher die junge Buchwart, der andere an der, in welcher Emilie d'Acremont mit Frau von Odemar saß, welche sie so glücklich war, auf Veranstaltung ihres geliebten Dorville in ihrer Wohnung begrüßen und dann mit ihr diese Corsofahrt halten zu können. Prinz Karl hielt sich fleißig zu dem Wagen, in welchem die beiden jungen Damen, Helene von Silberschild und Sophie von Hochstetten, prangten, aber nicht so heiter aussahen, wie es dies auserlesene Vergnügen bei jungen Damen, die eine

solche Auszeichnung erfuhren, voraussetzen ließ. Abwechselnd schenkte der Prinz auch dem Wagen seine Aufmerksamkeit und längere Begleitung, in welchem Emmy zur Linden, an der Seite der Comtesse Aurelia Bloch Platz gefunden hatte. Unter den Frauen entschied den Kampf um die Schönheit die Frau von Debonal; unter den Mädchen neigte er sich offenbar der jungen Schwedin zu. Und wie schön mußten diese beiden sein, da auf jener Seite eine reiche Anzahl strahlender Frauen um ein gerechtes Urtheil der Männer baten, auf der andern junge Mädchen florirten, die wol mit allen Schattirungen der Anmuth und Lieblichkeit prunken konnten. Der große Festzug wurde ebenfalls von einer eben solchen Cavalcade geschlossen, als mit welcher er eröffnet war. Er bewegte sich bis zur prächtigen Pforte der Rennbahn durch eine dichte Zuschauermenge hindurch, die sich zur Theilnahme an diesem großartigen, modernen Vergnügen von nah und fern, ja selbst von der Residenz her zusammengefunden hatte. Die Aufrechterhaltung der Ordnung war mit weisem Takt nicht der Polizei anvertraut, sondern einer hinreichenden Anzahl von Handwerkern und Künstlern, die bei dem Aufbau des Lagers beschäftigt gewesen waren, und die man theils zu diesem Behufe, theils zu schnellen Reparaturen oder Ergänzungen der Baulichkeiten und deren Einrichtungen hier behalten hatte. Sie trugen im allgemeinen und zur Auszeichnung weiße Bänder um den Arm, und ihre Obern waren mit weißen Stäben versehen. Verschiedene Anschläge ersuchten das Publikum sich den Anordnungen dieser Leute in Güte zu fügen, und Ausrufer hatten

außerdem noch unter Trommelschlag die polizeilichen Vorschriften zur Kenntniß der Menge gebracht. Die Gensdarmen, die der Landrath des betreffenden Kreises, welcher selbst Theilnehmer der Festlichkeiten war, hierherbeordert hatte, hielten in einiger Entfernung zu Pferde, waren aber jeden Winks gewärtig, den sie etwa in gewissen schwierigen Fällen von ihrem sonst unbemerkbaren Chef empfangen würden. Wir unterschätzen vielleicht die zusammengelaufene Menschenmenge, wenn wir sie auf zwanzigtausend Menschen anschlagen. So oft ein vorüberziehender Reiter durch Eleganz oder Sonderbarkeit, eine Equipage durch Schönheit oder Absurdität auffiel, entstand ein schallendes Geschrei in dem dichtgescharten Spalier von Menschen. Als der prachtvolle Corso in die reichgeschmückte Rennbahn einlief, da löste sich das doppelte dichte Menschenseil in ein gewaltiges Gewirr und Getümmel auf. Es wollte nun jeder einen passenden Platz zum Schauen an den Barrièren der Rennbahn gewinnen. Dabei wurden nun nicht wenige schwache Individuen, Weiber und Kinder umgerannt und unter die Füße getreten, dabei gab es mannichfache kleine Faustkämpfe und Balgereien, Neckereien und Ausschimpfungen; allein die Burleske dieses Auftritts läuft immer glücklicher und friedlicher ab, als man denkt. Die Momente der Versöhnlichkeit und Ruhe kommen immer wieder, wenn die Neugierde und Schaulust in eine neue Spannung versetzt wird.

Die aus- und abgestiegenen Herren und Damen, welche als Zuschauer bei diesem ritterlichen Feste erschienen waren, wurden auf die für sie bestimmten,

amphitheatralisch errichteten, glänzend decorirten Tribünen geführt. Die Damen waren mit allem versehen, was zur Aufmunterung und Belohnung der edeln Ritter dienen konnte: Lorgnetten, weiße Taschentücher, Blumensträuße waren in Bereitschaft. Für die bei der Sache interessirten Herren war ein Parket unter der großen Zuschauertribüne angebracht. Rechts und links von derselben befanden sich zwei Altane, von denen herab die Commandozeichen gegeben werden sollten. Unter diesen Altanen waren zwei Musikbanden placirt, um in das große Spiel die nöthige Freude und das nöthige Feuer zu hauchen. Hinter der Tribüne und den Altanen waren die erforderlichen Abschläge errichtet, um hier die Pferde und die Kutschen aufs beste unterzubringen. Auf jeder Langseite des Oblongums, und zwar in der Mitte, waren Tribünen, die sich durch eine ausgezeichnete Gefälligkeit des Stils und elegante Ausstattung auszeichneten, für die Kampfrichter erbaut. Die Kampfrichter, deren je auf einer Seite drei waren, konnten von ihrem Orte aus die ganze Bahn vom Ausgangspunkte bis zu den Zielen übersehen, und damit ein unparteiisches Urtheil über den Gang der Dinge gewinnen. Ein Obmann, der bei entstehender Meinungsverschiedenheit die Gründe pro und contra zu erwägen, und bei Gleichheit der Stimmen durch Abgabe der seinigen auf eine Seite das Uebergewicht zu legen hatte, stand insofern außer allem Verkehr mit den Theilnehmern am Rennen und den Kampfrichtern, als ihm eine besondere Warte zu seinen Beobachtungen angewiesen war, und zwar der großen Zuschauertribüne entgegengesetzt,

zwischen den Zielen, sodaß er die Renner auf sich zukommen und die Vorsprünge und Schlagweiten genau beobachten konnte. Er sowol wie die Kampfrichter waren mit den nöthigen Apparaten versehen, die eine genaue Betrachtung des Hergangs, sowie eine strenge Beurtheilung des Resultats ermöglichen konnten. Obschon der aufsteigende Staub kein Hinderniß der genauesten Beobachtung werden konnte, indem die Bahn gefeuchtet war und fahrbare Apparate zur Wiederholung dieser Maßregel in Bereitschaft standen, so waren die Kurzsichtigern unter ihnen doch mit guten optischen Instrumenten versehen, und auch solche Instrumente, die bei einer nöthig werdenden Ausmessung in Anwendung gebracht werden mußten, waren in ausreichender und passender Weise vorhanden. Einem jeden der Kampfrichter war ein Schreiber beigesellt, der diejenigen Notizen sogleich zu Papiere zu bringen hatte, die dem Kampfrichter wichtig und nöthig erschienen. Vor diesen Bureaux wurden auch, ehe die einzelnen Rennen begannen, die Namen und andern Signalements der Reiter und Rosse angegeben. Unter den Balkonen dieser Tribünen waren auch die Wagen, auf denen das Gewicht der Reiter und der Belastungen, die zur Ausgleichung der Differenzen nöthig waren, festgestellt wurden. Die Anmeldungen geschahen auch vor der Warte des Obmanns, der zu seinem wichtigen Amte die Beihülfe von zwei Secretären nöthig hatte. Für vorkommende Unglücksfälle waren auch ein Oberarzt und zwei Assistenzärzte vorhanden, denen ebenfalls eine eigene Tribüne angewiesen war, in deren unterm Geschoß sich die

nöthigen Räumlichkeiten zu einer kleinen Nothapotheke und zu einem Lazarethe befanden. Neben einer Schmiede hatte auch ein Thierarzt nebst einem Gehülfen sein Quartier. Aus allen diesen Zurüstungen wird man abnehmen können, daß hier nicht blos ein Rennen im großartigsten Maßstabe, sondern auch mit allen Lustrationen und Hülfsmitteln ausgeführt werden sollte. Für die Ordnung im Innern der Bahn und für die Aufrechterhaltung und Durchführung des Programms sorgten ein Stallmeister und zwei Bereiter, und als Chef des Ganzen ein Marschall nebst zwei Adjutanten. Diese sechs Herren waren in prachtvollen Reitanzügen zu Pferde und ritten zur Ausübung ihrer Functionen in der Bahn, aber den Barrièren so nahe wie möglich auf und ab. Man konnte keine bessern Schulreiter sehen. Die schönen Gestalten dieser Männer, die prachtvollen Thiere, die sie ritten, und die sie nach allen Seiten ihrer vollkommenen Ausbildung dem Publikum einstweilen zur Befriedigung dessen Schaulust vorführten, erregten den allgemeinsten Beifall und die lauteste Bewunderung. Die Vorkehrungen nahmen den Zeitraum von fast einer Stunde in Anspruch, doch verrann dieselbe ohne alle Langeweile der Harrenden.

Endlich erhob der Marschall seinen Commandostab, und der an seiner Seite haltende Trompeter gab das Signal zum ersten Jockeyrennen. Sechs Pferde des edelsten Bluts und der gewähltesten Zucht standen in Linie. Die Thiere waren keine Novizen; man sah ihnen die Ungeduld und den Eifer an, aber keine Muskel, keine Sehne rührte sich. Nur die Ohren hoben sich,

um das Signal zu erhaschen oder das Schnalzen und Flüstern des Reiters zu vernehmen. Aber die Augen, die Augen wie blutig unterlaufen und wie blitzstrahlend, wie muthig und wie klug!

Das Pferd ist das edelste der Thiere. Es ist der Romantiker der Thierwelt.

In demselben Augenblicke, wo die Trompeter unter der großen Zuschauertribüne dies Signal wiederholten, hoben die Renner aus. Einen Augenblick blieben sie in gleicher Schnur, und die Farben der Jockeys, so hellleuchtend wie möglich, roth und grün und gelb und blau und orange und weiß, spielten ineinander wie die Farben auf einem bemalten Kreisel, den ein Knabe gehörig zu treiben versteht. Dann aber war die Richtung der Linie ins Schräge gezogen, dann fiel sie auseinander, dann bewies sie sich unwiederherstellbar, obgleich die Rosse um dasselbe Ziel rangen und sich nicht schlagen lassen wollten; dann waren erst noch drei Renner an der Spitze; ein Falber, bis dahin der flüchtigste, fiel ab; damit gewann die Isabelle den Vorsprung, die eben den Braunen ausholte; beide Pferde machten einen Augenblick eine ungeheuere Anstrengung; zuletzt stieg aus dem Hintergrunde ein Schweißfuchs herauf, der mit seinem hinter dem Halse hängenden, fast unsichtbaren kleinen hellblauen Jockey die prächtige Isabelle um eine halbe Pferdelänge schlug und eine merveilleuse Parade aushielt, bei der der Jockey nicht aus dem Bügel kam. Das Signal zum Halt ward gegeben, und der Hellfuchs „Rosinante", dem Lieutenant Baron von Silber=

schild gehörig, ward mit dem rauschendsten Beifall als Sieger begrüßt.

Das Pferd von kaum mittler Größe, ein arabisches Halbblut mit kleinem Kopf, geschwungenem dünnen Halse, nicht allzu weiter Brust, aber mit Füßen leichter wie sie ein Hirsch haben kann, fühlte seinen Ruhm. Es schüttelte leicht das Köpfchen, wobei die Schaumflocken aus dem Maule flogen. Es rechnete wie eine Primadonna auf solchen unausbleiblichen Applaus.

Die Grooms liefen herzu, behingen die Thiere mit Decken und führten sie ab, um sie der nöthigen Pflege zu unterziehen. Unter den Jockeys und Grooms wurden die üblichen Rivalitäten in Worte und Blicke gekleidet. Die Schaulust des Publikums war auf edlere Schwingen gehoben. Die bei der Wette interessirten Herren im Parket geriethen in die unvermeidliche Animosität; die Damen sahen sich in poetischere Zeiten versetzt, und die Kampfrichter notirten den Fall mit der größten Pünktlichkeit, doch konnte er in keinem Punkte zweifelhaft sein, die Hufe hatten sicher in den Sand geschlagen und machten eine genauere Untersuchung und Messung unnöthig.

Blassen Angesichts und fast mit einem melancholischen Lächeln sah Hugo auf seine siegreich zurückkehrende geliebte Rosinante hin, die ihm schon manchen schönen Preis eingetragen. Ungerührt nahm er die Glückwünsche seiner Combattanten entgegen. Der junge Mann litt heimlich, wie man merkte.

Es ordnete und vollendete sich in fast ähnlicher Weise ein zweites und drittes derartiges Rennen. Es

würde zu weitläufig sein, diese einzelnen Rennen speciell zu schildern und namentlich die Varietäten hervorzuheben. Beim zweiten Rennen siegte über seine Mitbewerber der berühmte Rappe „Fra Diavolo", des Prinzen Karl. Er schlug den Accessiten um fast zwei Pferdelängen.

Die Gradation des Schauspiels wirkte in gleichsteigender Weise auf das gespannte Publikum.

Beim dritten Rennen erfocht in unvergleichlicher Weise ein wunderschöner arabischer Apfelschimmel, „Brutus", dem Stallmeister Grote gehörig, oder wie eine andere Leseart wollte, von Renz zu diesem Rennen gestellt, den Sieg. Diesem Pferde sah man eine eminente Dressur an, und es überflügelte seine Mitbewerber mehr durch die geschickte Anwendung seiner Kräfte, als durch die Bravour, mit der es dieselben wie jene anspannte. Dies Pferd hatte die bedeutendste Prämie an Geld gewonnen und wurde zum Verkauf ausgeboten. Man kann sich denken, wie um dasselbe geworben wurde. Der Erwerbungspreis war fast enorm, doch einen solchen eclatanten Sieger zu besitzen, war ein Wunsch, der in mancher ritterlichen, aber auch in mancher speculanten Brust glühte. Wahrscheinlich wird ihn Major von Holmfeld acquiriren, denn für einen eleganten Gardehusarenoffizier ist dieses Pferd wie geschaffen. Die Pferdezeichner, denen auch eine bequeme Loge eingerichtet war, lagen mit allem Fleiße ihren Arbeiten ob; denn, wenn sie auch keine Aufträge hatten, wie sie der berühmte „Pferdekrüger" zu seiner Zeit mit unnachahmlicher Geschicklichkeit ausführte, und wie sie ein „Randel"

noch jetzt im Stande ist, auszuführen, so suchten sie doch das Mögliche für die illustrirten hippologischen Blätter der großen Plätze London, Paris, Wien und Berlin zu leisten, und auch die Correspondenten und Referenten, die im Solde jener kostspieligen Literatur stehen, waren bemüht das hiesige edle Schauspiel nach allen seinen Seiten, Lichtern und Nuancen auf beredtes Papier zu heften.

Mit diesen drei Jockeyrennen war der erste Act dieses glänzenden Dramas, bei welchem die Pferde die Hauptpersonen sind und die Charakterrollen durchzuführen haben, geschlossen. Und die Pferde haben Persönlichkeit und Charakter, denn sie haben Erziehung. Erziehung ihrer Temperamente gibt ihnen diese vollkommenern Attribute. Der Zwischenact wurde mit lebhafter Unterhaltung über das Geschehene mit angenehmer Musik und mit Annahme von Erfrischungen ausgefüllt, die unter den Herrschaften von Lakaien und Livreebedienten, und unter den Zuschauern außerhalb der Barrièren von Kellnern und Marketendern angeboten wurden.

Bald aber wurde die allgemeinste Aufmerksamkeit auf zwei Rosse hingelenkt, die zu den verschiedensten Wetten auffordern sollten. Das eine dieser Pferde, ein rehfarbener echter Araber vom Stamme des berühmten Mirza, und mit Namen „Mahomet", dem Grafen Stern gehörig, war, was man sagen darf, ein reizendes, anmuthiges Pferd, ohne auffallende Eigenschaften für den Augenblick, aber mit einem Geäder, dem man das echte Blut und das unauslöschliche Feuer wol zugeben mußte. Der Groom führte es in stiller Weise

umher, damit sich das Thier den Schauplatz, die Zuschauer, die Rennlinie und die abgesteckten Ziele ansehen konnte. Das edle Pferd betrachtete sich alles mit großer Klugheit, um sich später durch nichts irren zu lassen. Es trug den Kopf eher tief denn hoch, aber zuweilen, wenn es seine Blicke weiter richten wollte, warf es denselben in die Höhe mit jenem stolzen Ausdruck in den Augen und den aufgespannten, fast durchsichtigen Nüstern, welcher sagen wollte: ich weiß schon, wie ich dies nehmen werde. Mit diesem kostbaren Thiere erschien ein zweites auf der Bühne, ein stahlschwarzer, ziemlich großer und hagerer Engländer, welcher, wegen seines eigenthümlichen, fast bedächtigen Ganges, gar bald von dem nach dem Scheine urtheilenden, in die Geheimnisse der Pferdekunde wenig eingeweihten plebejischen Zuschauerurtheil den Namen „Kamel" erhielt, in der That aber hieß es „Unkas" und gehörte dem Lord Blessington.

Dies waren nun die Herausforderer.

Gegen den Araber wurden ziemlich hohe Wetten eingegangen, und etwa sechs bis acht Pferde kämpften mit ihm. Er schlug sie alle, und Mahomet ward der Liebling des Publikums, und die Damen überschütteten ihn mit Blumen. Der Jockey, der ihn seinen triumphirenden Umzug halten ließ, ließ ihn auf vorhergegebenen Befehl seines Herrn vor der Tribüne, auf der die Damen saßen, steigen, und dies geschah mit solcher Grazie und solcher Höhe, daß Mathilde im Stande war, dem Pferde einen Kranz um den Hals zu werfen.

Mit diesem Siegeszeichen und mächtig beklatscht flog es hinter die Coulissen.

Gegen den Engländer bewies man eine große Scheu. Die drei besten Renner wurden gegen ihn aufgestellt. Die Wetten waren enorm. Die Spannung kann bei einem hochberühmten Acteur, der die vornehmsten Titelrollen gibt, und eben zu den ergreifendsten Monologen übergehen will, nicht weiter getrieben sein, als sie es in diesem Augenblicke war, wo ein Pferd debutiren sollte, dessen Erscheinung den Unkundigen Neugierde, den Kundigen aber wahre Ehrfurcht einflößte. Der Wettlauf geschah. Mit Verachtung seiner Gegner spielte Unkas neben denselben bis etwa zur Mitte der Bahn, dann aber legte er sich so aus, daß er noch einmal so lang zu werden schien, als er in Wirklichkeit war; mit einigen Sätzen, die von der Kraft der hintern Läufe ausgingen, war er an die Spitze getreten, und dann ging er in eine solche gehaltvolle Carrière über, bei der wirklich die Momente vorkamen, daß sämtliche vier Hufe mit einem mal über dem Sande schwebten. Bei diesem Pferde konnte von seinem Siege über achtunggebietende Gegner die Rede nicht sein, sondern nur von einer traurigen Niederlage derer, die es gewagt hatten, mit einem solchen unbesiegbaren Bahnhelden zu kämpfen. Damit war ein Nonplusultra in diesem Genre geliefert. Das Pferd, ebenso gleichgültig gegen den rauschenden Beifall der Menge, wie sein Herr, machte auch, um seinen Dank abzustatten, die Ronde. Der Lord war bei dieser Scene hinter den Stuhl Emiliens getreten. Er rief seinem theuern Unkas mit einer kleinen

silbernen Pfeife zu. Unkas stand auf dem Flecke, er sah zu seinem Herrn empor. Emilie, mit einer Freudenthräne im Auge, weil sie doch auch in diesem Moment ihr adeliches Blut nicht verleugnen konnte, warf dem Pferde ein wunderschönes Camelliensträußchen zu. Das Pferd fing dies Sträußchen mit seinem Maule auf, wieherte dann fröhlich, und ging als der fröhlichste Sieger mit stolzem Schritte hinter die Scene.

Damit war der zweite schöne Act dieses reizenden und kostbaren Schauspiels geschlossen. Die Menschen können die Thiere veredeln, das sieht man wol, wenn sie an deren Zucht und Pflege und Ausbildung soviel Studium und Aufmerksamkeit, Mittel und Kräfte verwenden, wie es hier der Fall war. Die Tugenden der Thiere lassen sich heben, wenn auch bei diesen untergeordneten Geschöpfen nicht blos künstlerische, sondern auch wissenschaftliche und moralische Einwirkung von seiten der Menschen stattfindet. Um den anscheinend paradoxen oder outrirten Satz zu erhellen und zu mildern, wollen wir nur bemerken, daß, da den Thieren, namentlich den Pferden weder Seele noch Geist abzusprechen ist, da sie feine Sinne und hervorstechende Temperamente, da sie oft außerordentliche Kräfte und Talente haben, so ist auch auf diese Thiere das Studium der Psychologie anwendbar; und da sie auch böse Neigungen und Gewohnheiten, angeborene Unarten und Bosheiten an sich tragen, wie sollte nicht auch eine moralische Ausbildung bei diesen Thieren möglich sein. Die berühmten geistvollen Erzieher von Pferden, wie Renz, Loisset, Tourniere, wenn sie noch in diesem Fache

arbeiten, mögen die nöthigen Zeugnisse für unsere Ueberzeugung ablegen. Die Dressur der Pferde kann auf pädagogische Grundsätze gestützt werden. Das Thier, wegen seiner Dienste, die es dem Menschen leistet, hat ein Recht auf Veredlung durch das Nachdenken der Menschen. Die Thiere sind nicht für die Museen, sondern für das lebende Dasein. Ein Schauspiel, wie wir es heute vor uns haben, kann auf solche Gedanken bringen, die, wenn sie auch etwas abenteuerlich erscheinen, doch aus der ungeheuern Theilnahme entspringen, die wir den Thieren widmen mußten, die uns zu einem so hohen Grade von Bewunderung ihrer persönlichen Eigenschaften und Leistungen fortreißen konnten, wie es eben geschehen ist. Wir vergaßen es fast, daß es Thiere waren.

Mit dem Schlusse dieses Acts entstand eine größere Pause, während welcher einestheils die Feststellung der Prämien an die Jockeys, Grooms und andere Dienstleute stattfand, anderntheils die Wetten vor den Kampfrichtern quitt gemacht wurden. Zugleich fanden nun auch die Vorbereitungen auf die Herrenrennen mit jeder Rücksichtnahme auf die Wichtigkeit dieser Hauptaction des Tages statt.

Es pflegt die Ungeduld der Zuschauer auf den Schauplätzen immer dieselben Grade durchzumachen. Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, wenn sie sich auch hier durch unendliches lautes Rufen nach dem Anfange Luft machte. Es sollte ja nun der Schaulust das höchste Genüge geschehen. Endlich war das erste

Rennen nach dem vorgesteckten Ziel ohne Hindernisse in Ordnung gebracht.

Eine ansehnliche Reihe von Reitern auf Pferden von verschiedenem Schlage und verschiedenem Werthe hatte sich aufgestellt. Die blinkende Reihe war weidlich und stattlich anzusehen. Die Eleganz der im persönlichen Gebrauch stehenden Reitpferde war in der That strahlend; die Herren erschienen als die echten Cavaliere, denen Prunk und Ostentation eingeräumt werden muß. Es handelte sich um die minder werthvollen Gewinne. Es kam darauf an, eine Figur zu spielen und den honneten Gang mitzumachen.

Das Signal erscholl, die Reiter flogen ab; eine schöne Erscheinung, wie ein leuchtendes Meteor, das leicht und schnell an uns vorüberzieht. Drei Pferde kamen zu gleicher Zeit am Ziele an, die andern waren mit kleinen Abständen fast alle heran. Der Ausfall war sehr gelungen. Keiner war gestürzt. Man applaudirte und die Musik blies Tusch. Die drei Rivale mußten stechen. Jetzt war der Ehrenpunkt höher geschroben. Die Tour wurde gemacht. Ein Herr, der sich Zehlendorf genannt, aber ein hoher Herr war, und incognito, wie noch einige andere seines Standes und Ranges die Partie mitmachte, erhielt den ersten, ein Rittmeister Membrow den zweiten, und der Oekonomie-Studiosus Wendheim den dritten Preis.

Es wurde dies Urtheil der Kampfrichter nur verkündet. Der Preisvertheilung war eine besondere Feierlichkeit vorbehalten.

Hierauf folgte ein Wettrennen neuer und origineller

Art. Die im Festzuge befindlichen schönen Einspänner rückten in den Wettraum. Schon bei ihrem Erscheinen zu dem vermutheten Vorhaben wurden die herrlichen Equipagen beklatscht. Den Wagenlenker machte jeder Herr persönlich. Ein Bediente zum Nothfall saß neben dem Herrn. Die Herren zogen das Los und reihten sich nach den gezogenen Nummern hintereinander. Von unsern Bekannten war nur der Lord von dieser Partie. Er hatte drei Wagen vor und zwei Wagen hinter sich. Sechs Wagen im ganzen wollten ihre Schnellkraft um den Preis des russischen Cabriolets mit dem muthigen Pferde versuchen. Dieser Wettlauf geschah nach der Uhr. Der erste Wagen fuhr ab auf die volle Minute, drei Minuten darauf der zweite, und mit demselben Zwischenraume die übrigen. Ein Ziel, welches vom Ausgangspunkt eine Achtelmeile weit abgesteckt war, sollte achtmal umfahren werden, und Sieger blieb derjenige Wagen, der auf dieser Jagd die wenigste Zeit gebraucht hatte. Es war dies ein höchst interessantes Schauspiel, diese fliegenden Carrossen zu sehen, die wie eine Heerde Zugvögel hintereinander herzogen, und bald den Blicken verschwanden, und bald wieder auftauchten, je nachdem man den Standpunkt zu ihnen behielt. Zweimal war das Ziel bereits umfahren, und fast noch in gleichen Distanzen hielten sich die Wagen hintereinander. Von jetzt ab traten aber Unregelmäßigkeiten in die Linie, ein Wagen suchte den andern zu überholen. Das Schauspiel gewährte den Zuschauern außerordentlich viel Vergnügen, weil es länger verfolgt werden konnte, und der Kampf bald hier bald dort zur Entscheidung

kam. Beim vierten, fünften und sechsten Umlauf fielen nach und nach drei Wagen ab, die die letzten Versuche, in einer auffallend kurzen Zeit das Maß zu erreichen, aufzugeben schienen. Sie wichen aus der Linie. Die Ueberanstrengung der Pferde hatte dazu genöthigt und war bemerkbar. Drei Wagen blieben auf dem Plane. Einer noch machte den siebenten Gang mit; dann fuhr er langsamen Tempos seitwärts ab. Zwei machten den letzten Cursus, und das Gespann des Lords hatte die Strecke von einer deutschen Meile in zwanzig Minuten, das Gespann eines Herrn von der russischen Gesandtschaft in zweiundzwanzig und einer halben Minute zurückgelegt. Der Applaus war großartig, den beide Kämpfer empfingen. Der Lord genoß ganz die stolze Befriedigung eines Engländers, der in solchen Kämpfen alle Nationen besiegt. Emilie theilte diese Freude, und sie warf ihrem Freunde, als er siegesheiter unter ihrer Tribüne von seinem Wagen stieg, die zärtlichsten Glückwunschbezeigungen zu.

Ein neues Rennen ordnete sich. Pferde von eigener Zucht und Dressur kämpften um den ausgesetzten Preis. Ein schönes Rennen, etwas forcirter als das erste; ein Husarenoffizier war Sieger.

Hierauf folgte wieder ein Wagenrennen mit Ponies; ein sehr amusantes Spiel, der Buffo oder der Komiker des Schauspiels. Der Preis war das allerliebste Ponyfuhrwerk, dessen wir bei der Beschreibung des Festzugs gedacht haben. Die Dauerhaftigkeit der Thiere in den schnellen Gangarten des Trabes und der Carrière wurde erprobt. Die längsten Traber und beziehungsweise

Schnelläufer — es waren nämlich vor jeden Wagen zwei Ponies gespannt — erhielten den Preis. An diesem Rennen nahmen auch jüngere Leute Antheil, und auch unsere Junker waren mit in die Reihe gefahren. Sie hielten sich wacker. Aber der Preis fiel zwei überaus kräftigen Schecken zu, die dem Herrn von Wienbrag gehörten.

Schnell reihte sich hieran ein Rennen von inländischen Gestütpferden. Ein stolzes Rennen mit Hindernissen. Zwei Stürze. Ein Herr Oranienbaum erhielt den Preis: das werthvolle arabische Pferd.

Das letzte und schwierigste Rennen, das Rennen sozusagen mit scharfen Waffen, das Rennen auf Tod und Leben, der ungeheuern Hindernisse wegen, sollte nun den würdigen Beschluß dieses nobeln Vergnügens machen. Der erste Preis, der schwere Pokal von ausgezeichneter Arbeit, stand auf dem Spiele. Pferde von verschiedener Nationalität sollten darum kämpfen.

Es kostete die Herstellung der Bahn einen neuen Aufwand von Zeit. Die Ziele wurden weiter hinausgesteckt. Die Hindernisse wurden in den Weg gelegt. Dies spannte die Aufmerksamkeit der Zuschauer. Man beschwichtigte die mattgewordenen Glieder, und vergaß es fast, daß man schon drei bis vier Stunden auf einem Flecke ausgehalten hatte.

Wer wird sich zu diesen Wagnissen stellen?! Die vorgelegten Balken, die aufgespannten Seile, die aufgepflanzten Hecken, die flachen verborgenen Gräben, die künstlichen Moräste, das alles waren nur Hemmungen geringerer Gattung. Aber die Dinge, vor denen die

Pferde sonst wol scheuen: das Hundegebell, an dem sie vorübermußten; die Gewehrsalve, die ihnen entgegendonnerte; das Feuer, über das sie hinwegsetzen sollten; und zuletzt die schräg anlaufende Höhe von etwa acht Fuß Höhe im Gipfel mit senkrechtem Abfall nach hinten, mit einem daranstoßenden Graben, — man bebt bei der Vorstellung eines solchen Todessprunges. Ob die Kühnheit doch wol nicht zu weit geht?! Und doch kommen alle diese Hindernisse in der Wirklichkeit vor, und aus den drohendsten Gefahren ist schon manch kühner Reiter hervorgegangen. Darum nur geübt, gewagt! — Muth und Kühnheit und Todesverachtung thun der Ritterlichkeit zu allen Zeiten noth.

In größerer Zahl als man geglaubt hatte, rückten die Cavaliere auf den Plan. Man hätte so gern die einzelnen, prachtvollen Pferde betrachtet und bewundert; dort den schönen Andalusier, und hier den gestählten Berber; dort den frommen Deutschen, und hier den klugen Araber; aber dazu war weder Zeit noch Ruhe genug vorhanden. Man sah nicht ohne Aengstlichkeit in die Scene. Die Herren selbst sahen etwas ernsten Blicks darein, obwol sie es untereinander nicht an aufmunternden Höflichkeiten, an freundlichen Begrüßungen zu den Damen hinan fehlen ließen; und die Damen — waren bei aller Besorgniß, die sie um die schönen Herren hegten, doch nicht ohne den nöthigen Muth und Frohsinn. Die Ritterlichkeit hat immer die Frauenherzen gehoben.

Unsere Freunde waren bei diesem Rennen stark vertreten. Graf Stern auf einem köstlichen Apfelschimmel

mit schönen Mähnen und noch schönerm Schweife, vom blassesten Gelb und von außerordentlicher Länge, nahm sich besonders gut aus. Theodor ritt einen kräftigen Rappen deutscher Abkunft — ein Geschenk vom Lord —, und eine vollkommenere Harmonie zwischen Roß und Mann gab es wol selten. Prinz Karl ritt einen edeln Dunkelbraunen, gewiß ein theueres Pferd, jung, schlank und muthig. Es scharrte mit dem Hufe und griff mit dem Maule in die Lüfte. Hugo ritt ebenfalls einen Rappen; aber sein auffallend blasses Aussehen, seine anscheinende Theilnahmlosigkeit und sein nachlässiger Sitz auf dem kernigen Pferde konnten uns nicht zu dem Urtheile stimmen, daß auch hier Roß und Reiter aus einem Gusse seien. Für ihn haben wir keine frohen Aussichten auf glorreichen Sieg.

Der Wichtigkeit der Sache angemessen, deren gewagtes Resultat jedem in die Augen sprang, der die bedeutenden Hindernisse betrachtete, die überwunden werden sollten, war auch der Ernst und die Genauigkeit, mit der man alles ordnete, abwog und bedachte, was zu deren Ausführung erforderlich zu sein schien. Bald flog der Marschall heran und wiederholte seine Commandozeichen, damit sie ebenso wol von den Reitern, als deren Bedienten, die ihnen in angemessener Entfernung für den Fall eines Sturzes oder einer nöthigen Hülfsleistung folgen sollten, wohl verstanden werden möchten; bald hatte der Stallmeister den Bereitern noch Aufträge zu geben, damit sie ja über die ungestörte Freihaltung der Rennlinie wachen möchten; bald gab es noch bei dem Jagdzuge mit den Rüden, die ihr Hallo und Gebell

im rechten Moment erheben sollten, noch dies und jenes zu bevorworten, desgleichen bei den Schützen, die die Pferde durch einen imposanten Schreckschuß irritiren sollten; bald gab es noch hier und dort ein Zurechtweisen, Zurufen, Zurüsten, und in den Richterlogen und wie auf den Tribünen, so in dem weiten Zuschauerkreise that sich eine Erregung der Gefühle kund, die in einer außerordentlichen Erwartung dessen, was sich begeben möchte, ihren Grund hatte.

Die obschwebende Gefahr, die möglichen Unglücksfälle, ja der Untergang des einen oder des andern der stolzen und glänzenden Reiter versetzten die Herzen in eine starkklopfende Bewegung, und je näher die Beziehungen zwischen den Acteurs und den Zuschauern waren, desto lebhafter arbeiteten die Herzen.

Es ist aber etwas Großes um das Bewußtsein der Standesehre. Sie ist eine Hauptstütze der Tugend überhaupt, des Muthes aber im besondern. Es wäre ein großer Schade, wenn die alte Ritterlichkeit verbleichen sollte, wie so manches andere blühende und fruchtbringende Reis des romantischen Zeitalters. Wir müssen darauf dringen, daß eben solche öffentliche Kämpfe und Spiele nicht blos aufrecht erhalten werden, welche den Jugendmuth, die Mannesstärke und die edle, nationale Begeisterung im Schwunge erhalten, sondern daß sie mit besonderer Vorliebe, ja mit einer gewissen Philosophie oder wissenschaftlichen Behandlung ausgebildet, und den Kräften und Anlagen und Neigungen des Jahrhunderts angepaßt werden.

Griechenland, Rom und Germanien hatten ihre Heldenspiele.

Nachdem der Marschall durch eine nochmalige Umschau die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß aller Orten alles in Ordnung sei, nachdem der Obmann — es war unser guter, prächtiger Baron Silberschild — die Flagge auf seinem Thurme hatte aufziehen lassen, und die Kampfrichter auf ihren Tribünen dasselbe gethan hatten, gab er das erste Zeichen mit seinem Signal, und die ziemlich ansehnliche Reihe der Reiter stand bewegungslos in einer Schnur, um sich zu präsentiren. Ein Trompeterchor von etwa sechs Mann und einem Pauker, eine Pferdelänge hinter der Fronte am rechten Flügel, blies eine passende Fanfare. Der Marschall nebst dem Stallmeister ritten in militärischer Weise an der Front hinab und gewann hierdurch noch einmal die Ueberzeugung, daß keiner der Combattanten um eine Linie breit den Vorsprung hatte. Den rechten Flügel hatte Graf Stern, den linken Theodor, die Mitte pointirte Prinz Karl. Dann ritt der Marschall im ruhigen Galop zur rechten Seite ab, und nachdem er seine feste Stellung genommen, hob er den Commandostab, machte in der Höhe seines Kopfes eine zuckende Bewegung damit, und auf das Marsch-Marsch-Signal flogen die Reiter davon — eine Wetterwolke mit dumpfem Donnergetön. Ueber die erste, die zweite, die dritte Barrière kam die fast reingebliebene Linie; bei dem Sprunge aber über die Hecken trat eine bemerkliche Unordnung ein, doch kamen sie alle noch hinüber; die Hemmung durch den künstlichen Morast wurde auch noch

glücklich beseitigt, und nur ein leergewordenes Pferd, ein Schimmel zum glücklichen Zeichen, kam herrenlos in der Bahn zurück und ward von den Stallknechten eingefangen; bei Ueberwindung des Jagdzuges fiel wol schon die Hälfte der Reiter ab, und mehrere Pferde kamen ohne Reiter zum Vorschein; dann ging es der Gewehrsalve entgegen, und etwa nur noch sechs Reiter arbeiteten um den Vorsprung zum nächsten Hindernisse. Zwei Rappen leisteten das Aeußerste. Sie hielten noch immer Strich und Linie nebeneinander. Wir fürchten: der eine der Reiter werde von der Gewalt seines Bluts auf den Boden geworfen werden, das ihm immer mehr und mehr zu Gesicht stieg, während der andere, nach der Blässe seines Gesichts zu urtheilen, einer Ohnmacht nahe zu sein scheint. Aber sie reizen ihre Pferde durch allerlei mögliche Nachhülfen. Sie werfen einander herausfordernde Worte zu. Der Sprung durch das fingirte Feuer ist diesen beiden noch gelungen; sie sind allein noch im Wettlauf; das Getümmel hinter ihnen ist größer und verwirrter geworden. Die letzte Anstrengung der beiden erfolgt. Sie fliegen die schräge Ebene hinan; sie verschwinden; der blasse Reiter kann den Sprung über den heimtückischen Graben nicht vollenden, er stürzt und liegt begraben unter seinem edeln Rosse; der über und über rothgewordene Reiter hat den furchtbaren Sprung auf Tod und Leben glücklich überwunden, ist mit einigen Sätzen an der aufgepflanzten Standarte, hebt sie mit leichter Hand aus dem Boden und erscheint nach wenigen Minuten innerhalb der Schranken, sein Siegeszeichen hoch emporhebend. Aber

nun ist es unmöglich den über alles Maß hinausgehenden Beifallsrausch zu schildern, welchem zu übertönen weder die Trompeten, noch die übrigen Musikbanden im Stande waren.

Der Sieger machte seine Ronde. Auch er kam unter die Tribüne. Aber da oben herrschte Verwirrung. Zwar flogen Kränze und Blumen in überreicher Fülle auf ihn herab, aber mehrere der Damen rangen noch mit den Bängnissen und Schrecken, die ihnen dies gewagte Spiel eingeflößt hatte. Es kamen wol der Reiter manche herauf, die sattelfest geblieben waren, und trösteten und grüßten die edeln Frauen, die um sie gezittert und schon auch geweint hatten. So kamen Stern, der Prinz, Haussendorf und andere, denen da oben die Liebe erblühte. Aber andere kamen auch nicht. Sophie saß da wie verklärt, wie eine Göttin, die ihre Apotheose feiert. Sie hatte es nicht bemerkt, daß der Baronin an ihrer Seite etwas Uebles widerfahren war. Nicht blos die Lorgnette war ihr aus der zitternden Hand gefallen, als sie ihren geliebten Sohn hinter der letzten Barrière verschwinden und nicht wieder auftauchen sah, sie selbst war in Ohnmacht umgesunken, und ihre Nachbarinnen waren eben beschäftigt ihr Beistand zu leisten.

Sie ahnte das Unglück ihres Sohnes, ihres Ebenbildes.

Sie konnte es noch nicht wissen, daß er in demselben Augenblick schon unter den Händen der herbeieilenden Aerzte war. Ein Glied hatte er nicht zerbrochen; aber was vielleicht auf schlimmere Verletzungen

deutete: ein dunkler Blutstrom schoß ihm aus Mund und Nase. Er ward besinnungslos in das Zelt der Kranken gebracht. Die mit gequetschten Gliedern, verrenkten und zerbrochenen Armen und Beinen wurden von andern Seiten herzugeleitet und getragen.

Der Vater hat den Todessturz seines Sohnes gesehen, aber der ritterliche Mann wartet noch seines Amts, und beruhigt sich, als man die eilige Nachricht bringt: Lebensgefahr scheine nicht vorhanden zu sein.

Das war doch auch ein Turnier auf scharfes Rennen, wenn auch in dem Geiste und in der Form des 19. Jahrhunderts. Auch hiervon werden die Journalisten Meldung thun; und Damen, wie die Domina, die nur den Glanz und die Etikette ihrer Tage auch trotz des Zopfes, der an ihnen hing, zu rühmen wissen, werden eingestehen, daß das Rennen zu Strachowitz einen Glanzpunkt in den Novellen der Zukunft bilden wird. Ja, diese Dame würde dies ganze Schauspiel nicht gehaltvoll genug gefunden haben, wenn es dabei nicht auch gebrochene Glieder gegeben hätte. Ihr Schmerz war nur der, daß ein „Bürgerlicher“ als der Hauptsieger das Feld behauptete, und sie repräsentirte das Haus Barkow in vollkommenster Weise.

Die Uhr war bereits bis auf die fünfte Nachmittagsstunde mit ihrem unaufhaltsamen Zeiger gerückt, als der hin und wieder lückenhaft gewordene Festzug in derselben feierlichen Weise die Rückkehr zu der großen Festhalle antrat. Er trug den gemischten Charakter aller Triumphzüge: durch die allgemeine Heiterkeit drangen auch Thränen und Seufzer. Man verliert, wenn andere

gewinnen, und man sinkt, wenn andere siegreich steigen.

Man sammelte sich zum großen Festdiner. Es rauschte auch hier erst auf und nieder, und drängte hin und wieder, bevor das Zeichen zum Niedersitzen gegeben werden konnte. Die Baronin, die ihre Kräfte wiedergewonnen hatte und deshalb ihren ritterlichen Stand behaupten wollte, belegte den Platz zu ihrer Rechten, als man ihr die frohe Nachricht brachte, daß Hugo noch zur Tafel erscheinen würde. Der liebe Gemahl war auch noch nicht da; ihm, wie den übrigen Kampfrichtern, wurde auch ein Platz an einer Ehrentafel, woran die zweifellosen Sieger zu sitzen kamen, angewiesen. Die Gesellschaft saß in „bunter Reihe“. Die Sieger hatten das Recht sich eine Ehrendame zu wählen. Der Lord führte die glückliche Emilie zur Tafel, seine Braut, darüber war nun wol kein Zweifel mehr. Theodor bat um die Hand Sophiens, und mit dem ganzen Stolze ihres edeln Bluts und ihres hohen Geistes schritt das strahlende Mädchen durch die neidischen Reihen.

Die Menge des Volks zerstreute sich entweder in die lockenden Restaurationen, oder auf die weiten Heimatswege, und sammelte sich auch wieder gruppenweise vor den Schaubuden, an den Carrousels und auf den beiden Tanzböden, die der jungen Welt noch einen schönen Abend verhießen.

Fröhlicher Lärm trug weithin seine schallenden, brausenden Töne.

Vielen in dem glänzenden Salon, von Kerzenglanz,

Wohlgeruch und Musik durchhaucht, lastete eine große Beklommenheit auf den Herzen. Der Baronin ward wohler, als sie den Prinzen Karl neben ihrer Helene mit dem eifrigen Bestreben, sich ihr angenehm zu machen, sah. Soviel konnte ihrem stolzen Auge nicht entgehen, daß Mathilde für ihren Hugo verloren sei. Der Graf ging zu unzweideutig mit ihr um. Dafür lag aber eine große Genugthuung in dem Gedanken, daß ein Prinz sich um ihre Helene bewerben könnte. Aber Helene benahm sich nicht ganz zu ihrer Zufriedenheit. Sie erwiderte die vielen Aufmerksamkeiten des durchlauchtigen Prinzen nicht mit vollkommener Anwendung aller verbindlichen Mittel, die einer Dame von Schönheit und Bildung zu Gebote stehen. Wonach suchte denn das unstete Auge dieses so hochbegünstigten Mädchens? Trug sie Sorge um den ausbleibenden Vater? Litt sie Pein um den theuern, gestürzten Bruder? Hat sie keine Fassung? Ist sie nicht Edelfräulein genug, um sich über die Malice des Augenblicks zu erheben? Und eben trat der Baron heran und beruhigte Mutter und Tochter von neuem über den Sohn und Bruder, und meldete sein baldiges Erscheinen in der Gesellschaft.

Weit genug entfernt von der Baronin saß Markbrand, der dem heutigen Feste bisjetzt fremd geblieben war, und auch jetzt nur erschienen war, um seine Freunde, die ihn sehr ungern vermißt hätten, durch sein Ausbleiben nicht zu kränken. Er fand keine Freude an diesem Banket; das sah man ihm wol an. Und obschon die schöne Emmy zur Linden, die ihm nicht allzu weit schräg gegenüber an der Seite eines Incognito-Herrn

saß, keinen Augenblick versäumte, wo sie dem herrlichen jungen Manne, der es ihr, der Vielgefeierten, angethan zu haben schien, einen jener vielsagenden Blicke, auf die sich ein gleichfühlendes Herz sonst so wohl versteht, mit einer unvergleichlichen Grazie zuwarf, so blieb doch etwas Kaltes und Abgezogenes in den Mienen des Bedrohten, und doch — wer hat den Namen für jenes unaussprechliche Gefühl, aus welchem sich die erste wahre Liebe entfaltet?! Fritz wollte ebenso wol den Blicken Emmy's ausweichen, wie seine Blicke nicht hinwenden, da, wo Helene in der Obhut ihrer Mutter und in der Galanterie eines Höchstgeborenen mit doppelten Banden gefangen lag; aber weder das eine, noch das andere wollte ihm recht gelingen. Er sah, und sein Herz sog Gift und Honig in wechselnden Accorden ein.

Die glänzende Gesellschaft wurde unter den Gängen des Mahles und den wechselnden fröhlichen Gläsern und Melodien immer animirter. Das muntere Durcheinander der Stimmen wurde nur hin und wieder unterbrochen durch das Zeichen zur Aufmerksamkeit auf einen hochgetragenen Toast. Die Wirthe weihten ihre oratorischen und poetischen Kränze den Damen und den Herren; den Wirthen gab man den Dank zurück. Dann ehrte man die Sieger zusammen, und sie erhoben sich, um den großen Beifall ihres schönen Sieges auf sich niederrauschen zu lassen. Den Lorberkranz empfing Theodor nach der Bestimmung des Programms von seiner Dame, vor der er bis dahin auf einem seidenen Kissen gelegen.

Zitternd, aber vor Freude und stolzer Begeisterung, erhob Sophie den Kranz. Das immer muthige Mädchen drückte einen Kuß auf die grünen Blätter. Schön wie eine Hebe bestieg sie den bereit gestellten Sessel, und mit dem holdesten Lächeln, dessen die reinste Liebe nur fähig sein kann, legte sie unter dem mächtigsten Bravo der Gesellschaft das köstliche Siegeszeichen um die Schläfe ihres Helden, und die Musik spielte den Triumphmarsch Masaniello's aus der „Stummen".

In diesem Augenblick höchster Ekstase der Hochgefeierten trat Hugo, bleich wie der Tod, in die prunkende Festhalle. Er sah und hielt mit der einen Hand sein Herz im Busen, während die andere in einem um den Hals geknüpften schwarzseidenen Tuche ruhte. Er wankte durch den Tumult. Er kam an Fritz vorüber. Beide junge Männer faßten sich ins Auge. Sie fühlten beide einen unendlichen Schmerz an ihren Herzen. Versöhnung bat das eine todesmatte Auge. Vergebung floß aus dem milden Mitleidsblicke des andern. Hugo erreichte noch zur rechten Zeit den offenen Sitz an der Seite seiner Mutter, ehe er sank, und versicherte dieser mit matter, aber dennoch sicherer Stimme, daß es mit seinem Sturz nicht viel zu bedeuten gehabt habe. Sein Arm sei nur verrenkt gewesen, aber glücklich sei er eingerückt. Ein Blutgefäß am Herzen sei gesprungen, und das habe ihm etwas Blut gekostet.

Daß an seinem Herzen ein Gefäß gesprungen sei, aus dem es bluten werde bis es ausgeblutet habe, verrieth er seiner Mutter nicht, um ihrem Herzen nicht noch weher zu thun, als es schon litt. Sie lenkte das

Auge ihres Sohnes auf Helene und den Prinzen. Hugo's Stolz war befriedigt, aber seiner Schwester Glück sah er umflort. Er war in jener fieberhaften Nervenstimmung, wo das Auge weiter sieht als sonst.

Dieser Abend entschied über die beiden Kinder des stolzen Hauses Barkow mit düsterer Gewalt der Umstände. Beide opferten ihrem Adel ihre Liebe; der Sohn des Hauses, weil er nicht anders mehr wollen konnte, die Tochter, weil sie sich fügen mußte.

Die Preisvertheilung war auf einen der kommenden Tage hinausgeschoben. Die Richter hatten die Arbeiten ihres Amts, die Bestimmungen ihrer Gerechtigkeit, noch nicht vollenden können. Die einen früher, die andern später, gingen die Gäste auseinander. Die Sterne leuchteten längst. Hier und dort genossen auch einige der Gäste des erfrischenden Hauchs am Gestade des Sees.

„Sie haben recht“, bemerkte eben ein wohlbekannter junger Mann an der Seite einer an seinem Arme hängenden Dame, „man nimmt fast immer das Gefühl der Leere und des Unbehagens aus diesen hohen, stolzen, aristokratischen Gesellschaften mit sich fort.“

„Und ich sehne mich nach baldiger Erlösung aus diesen goldenen Ketten“, setzte die junge Dame hinzu, und seufzte tief mit einem „Ach!“

„Was steht Ihnen im Wege? Sind Sie nicht frei?“

„Nein, seitdem ich Sie gesehen, bin ich nicht mehr frei. Verzeihen Sie mir dies Geständniß, ich kann nicht anders.“

„O Gott, mein Fräulein . . .“

„Sagen Sie nicht mehr. Ich weiß alles. Heilung von Ihrer Verirrung finden Sie an meiner treuen Brust. Sie werden mich lieben, dessen bin ich gewiß. Und uns winkt nach eiteln Tagen ein stilles, reines Los."

Was der junge Mann hierauf erwiderte, konnten wir nicht mehr erlauschen.

Aber die kleine verwachsene Gestalt, die dort in das Gebüsch schlüpft, um das die beiden bogen, wird's wol gehört haben. Iwan hatte seinen Freund nicht aus den Augen gelassen, als ihn die schöne Schwedin bedrängte. Er sah das unheimliche Gesicht des Italieners, und er machte es diesem unmöglich, den Pfad jener zu erspähen.

Es ist Zeit, daß wir den Vorhang fallen lassen.

Siebentes Kapitel.

Was sich nun weiter begibt.

Der folgende Tag, ein Sonnabend, sollte in gewisser Weise Ruhe und Sammlung von den Anstrengungen und Aufregungen des vorigen Tages denen gewähren, die dessen bedürftig seien. Es fehlte jedoch auch an diesem Tage nicht an allerlei Beschäftigungen und Unterhaltungen der einzelnen.

Da unter andern vornehmen und ritterlichen Spielen ein Carrouselreiten der Herren, und ein Quadrillereiten der Herren und Damen vorkommen sollten, so mußten zur würdigen Durchführung dieser Projecte die erforderlichen Uebungen vorgenommen werden. Um elf Uhr vormittags sollte nun heute die erste Probe zur Quadrille unter Leitung des zu diesem Zweck engagirten Kunstreiters stattfinden. Die Quadrille bestand aus sechs Paaren. Statt des ausgeschiedenen Lieutenants von Silberschild ward ein anderer Herr, ein Lieutenant von Plessen von den Gardeulanen in die glänzende Schar eingereiht. Sophie, die muthige Reiterin von Jugend

auf, hätte nichts lieber gesehen, als daß Theodor ihr Partner geworden wäre; aber diesem Bürgerlichen fiel diese Ehre nicht zu, weil dies hocharistokratische Vergnügen in unvermischter Reinheit genossen werden sollte. Sophie mit ihrer Eigenwilligkeit war drauf und dran sich von der ganzen Partie loszusagen; allein diesmal siegte der Verstand Helenens über das eigensinnige Herz der Schwester, denn, um nicht auffallend zu werden, sei hier ein Nachgeben gegen die Umstände nöthig. Und da Helene versicherte, daß sie selbst am liebsten davon wegbliebe, wie Sophie sich wol denken könne, aber Antheil nähme, weil es nicht anders ginge, so gingen beide junge Mädchen an das stets angenehme Geschäft, ihre Toilette zu machen, und vor allen Dingen ihren netten Reitanzug zu ordnen. Ueber diesem Geschäft wird manches vergessen, was sonst ein Mädchenherz bedrücken könnte. Helene wünschte doch mit leisen Gründen, dem Prinzen, ihrem Partner, zu gefallen, und Sophie hielt stets zu viel auf sich, um nicht ihrer selbst willen so schön und anmuthig wie möglich zu erscheinen, wenn auch der nächste, dem sie gefallen mußte, nur ein Ulanenlieutenant von Plessen war. Und Udo von Plessen war der schönste Mann seines Regiments, aber eigentlich nichts weiter. Und so ging's.

Als um 11 Uhr die jungen Mädchen in die Bahn ritten, fuhr eine Equipage aus dem Lager nach Groß-Barkow in die Pfarre. Emilie zur Linden neben Frau Buchwart saßen im Wagen. Um diese Zeit ward der gute Pastor Buchwart bei seinen Samstagsarbeiten nicht mehr gestört. Er war immer bei guter Zeit auf dem

Platze, und seiner Gewohnheit gemäß mußten Sonnabends zehn Uhr morgens schon seine sämmtlichen Vorbereitungen auf den Sonntag vollendet sein. Nur die Noth konnte ihm die Sünde einer spätern Rüstung auf des Herrn Streitfeld, wie er sich auszudrücken pflegte, auf die Seele rücken. Die schöne Emilie zur Linden wollte Besuch auf der Pfarre machen. Sie war die Tochter des ehemaligen, zu früh entschlafenen Propstes zur Linden, und die Stütze der zurückgelassenen Familie, ihrer kränklichen Mutter und zweier Brüder, die studiren wollten und ohne Mittel waren. Sie mußte dem Drange der Umstände nachgeben. Sie ward Sängerin, weil sie zu diesem Fache die Mittel in einem so ausgezeichneten Grade besaß, wie sonst wol selten eine ihres Geschlechts. Und es gibt Moden in der Kunstwelt. Zu derselben Zeit, wo die spanischen Tänzerinnen anfingen Furore zu machen, kamen auch die „nordischen Nachtigallen" auf. Emmy zur Linden eroberte die ästhetische Welt mit den beiden unwiderstehlichen Waffen: mit Schönheit und wahrer Kunsthöhe. Sie ward der Hochgefeierten eine. Sie war bescheiden, sittig und erwarb viel Geld, sehr viel Geld. Sie arbeitete für ihre Familie, für nichts weiter. Und da sie dennoch sehr reich wird, hat sie beschlossen, sich bald von einem Schauplatze zurückzuziehen, auf den sie nur die Noth gedrängt hatte.

Emilie zur Linden war auch in unsere Haupt- und Residenzstadt gekommen. Ihr Auftreten erregte hier wie allerwärts Sensation und Enthusiasmus. Die gesuchtesten Huldigungen wurden der schönen Sängerin

von der höchsten Gesellschaft zutheil. Emmy hatte bereits aus ihrem ungeheuern Renommée den Vortheil gezogen, daß sie nicht mehr der gemeinen Oeffentlichkeit ausgesetzt war. Sie sang nur noch bei Hofe, und in Privathäusern vor eigends geladenen Cirkeln. Sie reiste mit einer ältern Verwandtin, mit einer Großtante. Durch diese sowol wie durch ihre Mutter, aber in ziemlich weiter Ferne, war sie mit der gräflich Bloch'schen Familie verwandt. Aus zwei triftigen Gründen ward sie von den Blochs sehr wohl aufgenommen: Emmy ward von den allerhöchsten Herrschaften mit Huld überhäuft, und Emmy war eine Ausnahme von der Regel, ihr Ruf war unantastbar. Durch Blochs kam sie zu den Festen an dem Strachowitzer See.

Zwei Personen verfolgten die schöne, die holde Emmy, seitdem sie in der Residenz war, mit einer solchen leidenschaftlichen Glut, daß sie ihr immer auf den Fersen saßen. Ihr Schatten war nicht so treu und unausbleiblich hinter ihr, wie diese glühenden Verehrer ihrer Reize. Es waren dies ein königlicher Prinz und der Virtuose Razzini. Sie waren ihr auch bis in die engen Bezirke dieser Feste gefolgt. Aus verschiedenen Gründen hatten sie von dem Grafen, der beide kannte, und der den einen zur Theilnahme an den Festen, und den andern zur Verherrlichung derselben herhaben wollte, die ehrenvollsten Einladungen erhalten. Durch beide war der Graf auf die hervorragende Sängerin aufmerksam gemacht worden, und vermöge seiner Bekanntschaft mit Blochs und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit gelang es ihm auch bald die schöne Emmy

für die hiesigen Partien zu gewinnen. Hätte sie aber gewußt, daß sie diese ehrenvolle Einladung den Empfehlungen jener Männer zu verdanken habe, ja daß dieselben auch dort sein würden, wo sie Erholung von so vielen Lästigkeiten und Aufdringlichkeiten wünschte, so würde sie die Einladung nicht angenommen haben.

Beide Männer, die der schönen Emmy huldigten und zu gefallen strebten, hatten glänzende Eigenschaften der Person und des Standes genug an sich, um für sich einnehmen zu können, um ein Mädchenauge blenden, um ein Mädchenherz erobern zu können. Der Prinz war ein schöner, kluger und reicher Herr, der tausend Geliebte unter den Töchtern der Noblesse hätte finden können, aber er wollte nur sie und sie wollte nicht die erniedrigende Rolle einer Maitresse, noch die beschämende Rolle einer morganatischen Gemahlin spielen: darum wich sie allen Anträgen, allen Bestürmungen dieses vornehmen Bewerbers aus, und sie erinnerte sich stets daran, daß sie die Tochter eines geachteten Geistlichen und einer ehrbaren Familie sei. Sie wollte nicht das Los einer zu einer prinzlichen Geliebten erhobenen Tänzerin oder Sängerin ziehen, und damit die Zweideutigkeit eines fraglichen Rufes auf sich laden, oder das klägliche Ende einer ausgedienten Schönheit haben. Es gewährte ihr Genugthuung, daß sie bei diesem Gedanken einen gerechten Schauer empfand, der sie vor einem solchen erniedrigenden Schritte bewahrte. Der Prinz, der mit allen Verlockungen gegen ihre Tugend nichts vermochte, bot ihr seine „linke Hand“ und Erhebung in den Adelsstand an; allein

eine Ehe zur linken Hand erschien ihr fast noch verächtlicher als eine bloße Liebschaft auf Zeit, denn sie fand hierbei nicht die eheliche Gleichheit, die unter Gatten stattfinden muß, wenn die Ehe ein glückliches Familienleben begründen soll. Und geadelt zu werden um deswillen, weil ein Concubinat mit einem Prinzen legitimirt werden sollte, das dünkte ihr so schimpflich, daß sie dieser Gedanke mit der gerechtesten Indignation erfüllte. Sie wußte, daß sie einem alten, freien und edeln Geschlecht angehörte, und daß sie keines modernen Adelstitels und Wappens bedurfte, um die ehrbare Frau eines ehrbaren Mannes zu werden, wenn letzterer auch sich eines fürstlichen Geblüts rühmen sollte. Wie achtungswerth erscheint uns diese tugendhafte Emmy zur Linden! Der Virtuose Razzini war in der That eine musikalische Größe, ebenfalls ein schöner Mann, aber von einem solchen gewaltigen und unheimlich sprühenden Feuer beseelt, daß Emmy stets in Angst und Bangigkeit schwebte, wenn dieser furchtbar leidenschaftliche Italiener auf sie eindrang. Es ist wahr, sie bewunderte sein Genie, seine Kraft wie alle Welt. Sie mußte zugeben, daß er eine noble, schöne Erscheinung abgab. Sie beide in Verbindung hätten die Gesellschaft bezaubert, und unermeßlichen Reichthum hätten sie zu einer Zeit aufhäufen können, wo der Cultus der Talente seinen Gipfelpunkt erreichte, wo eine Primadonna die exorbitantesten Forderungen bewilligt bekam, wo ein Virtuose ersten Ranges nicht theuer genug sein konnte. Aber Emmy fürchtete dies sprühende Auge, dies lodernde Herz, und dann wollte sie keine Künstlerin der Oeffentlich-

keit bleiben, sie wollte von Herzen gern in die Stille und den Frieden ihres Standes und ihrer Familie zurück, sobald sie ihre Mission für ihre Mutter und ihre Brüder erfüllt hätte. Kein Glanz, kein Ruhm, kein Gott konnte sie in diesen Entschließungen irremachen, und wir müssen um so mehr Achtung vor einer solchen Jungfrau haben, deren Auftreten gerade in eine Zeit fällt, wo die Erfolge, die andere vor ihr gehabt, eine Catalani, eine Sontag, eine Elßler, eine Devrient zu ähnlichen Avancen reizen konnten, ungerechnet die merkwürdigen Epochen, die eine Lola Montez in die Geschichte der vergötterten oder verteufelten Talente reißen konnte.

Das Betragen dieser jungen, bildschönen Künstlerin mitten in einer Welt voll geschminkter Lüge und Genußsucht bewegt uns mit aller Gewalt der Gerechtigkeit, ihrer exceptionellen Erscheinung dadurch ein ehrenvolles Denkmal an dieser Stelle zu errichten, daß wir der zerschmetternden Kritik, mit der sie eine schwere, unheilvolle Unsitte angriff, die sich selbst bis zu einem gescheiterten Zeitpunkte hindurchziehen konnte, die volle Würdigung zugestehen, die sie vor einer gebildeten Menschheit, vor der öffentlichen Moral und angesichts der christlichen Kirche verdient. Wir meinen ihre zornige Zurückweisung der Maitressenehre und morganatischen Demüthigung. Es kann nicht mehr vor der gebildeten Welt, und besonders vor der gesitteten Welt bestehen, wenn die Tänzerinnen, Schauspielerinnen und Sängerinnen gleichsam das Contingent bilden, aus welchem sich fürstliche Personen ihre Maitressen wählen. Wenn das Theater noch ferner dieser abscheulichen und frechen Sitte

Vorschub leisten sollte, so wäre es schon um deswillen werth, daß es abgeschafft würde, damit die öffentliche Moral nicht noch länger auf eine solche skandalöse Weise beleidigt werde. Es kann keinen widerwärtigern Gedanken geben als den, daß eben diese schöne und reizende Tänzerin oder Sängerin, die vor euch spielt und euch ergötzt, rührt oder begeistert, im nächsten Augenblick hinter den Coulissen ein Rendezvous mit ihrem vornehmen, allmächtigen Geliebten hat, oder nach einer Stunde in ihre Reize denjenigen fallen sieht, der eine so erhabene Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt, daß man ihm die höchste Ehrerbietung schuldet. Wo aber bleibt diese Ehrerbietung, diese pflichtschuldige Achtung, wenn solche Geschöpfe, die die Natur und die Kunst nur zu ihrem Verderben und zur Verführung anderer mit soviel Reizen und Gaben geschmückt hat, sich der Liebe und der Anhänglichkeit gefürsteter Personen rühmen dürfen, wenn sie ihre Launen, ihre Gefallsüchteleien, ihre Cassetten, ihre Toiletten und Garderoben in unverschämtester Weise auf Rechnung ihrer hohen Anbeter befriedigen dürfen, ja wenn sie die Gemahlinnen derselben eifersüchtig, wenn sie ihre Politik schwankend, ihre Protection ungerecht machen dürfen?! Man hat nur schon zu lange zu diesem Skandal geschwiegen, aber wir müssen den hohen Herren, die noch einer solchen Verirrung, einer solchen Mishandlung der öffentlichen Moral fähig sein könnten, den wohlgemeinten Rath ans Herz legen, nie mehr durch solche bodenlose Neigungen und Handlungen die gereiftere Sittlichkeit unserer Zeit herauszufordern. Die Stimme des Rechts

und des Gefühls ist stärker geworden als der Wahn der Vornehmen glauben mag, und früher oder später werden die fortgesetzten Laster der Hohen und Mächtigen die Hauptursachen ihres verächtlichen Untergangs werden. Müssen wir jede Maitressenwirthschaft an den Pranger der allgemeinsten Verachtung stellen, so finden wir weder in der Moral, noch in der Religion einen haltbaren Grund, mit welchem wir eine morganatische Ehe stützen könnten. Wenn einmal die Ehe ein göttliches Institut sein soll, wie sie es ist, so ist sie nur unter einer Form möglich. Diese ist die vollkommenste Gleichstellung der Gatten, um der aus der Ehe entspringenden Kinder willen. Wenn dein Vater ein König, Herzog, Fürst oder Prinz ist, so darf deine Mutter, die dein Vater seine Gattin nennt, keinem geringern Stande angehören sollen als er. Du wirst sie auf gleiche Weise ehren wollen. Oder, wenn du der Sohn eines Prinzen und einer Baronin bist, darfst du dann den Prinzen nicht öffentlich deinen Vater nennen? Warum sollst du dann nicht Prinz sein wie er? Warum sollst du immer deine Mutter zurückgesetzt, verachten sehen? Muß dich das nicht empören? Warum sollst du dich nicht ebenbürtig nennen dürfen? Bist du denn ein Bastard? Du bist ja doch ein eheliches Kind? Wir kennen recht gut die Meinungen des Fürstenrechts über diese bequeme aber ungerechte Aushülfe; wir kennen recht gut die Gründe, welche die Fürsten zur Aufrechterhaltung dieser falschen Ehe anzuführen haben, aber die Zeit ist da, wo auch dieser Exemtion und Abnormität das Wort nicht mehr geredet werden darf. Im recht-

lich geordneten Staate kann nur ein für alle gültiges Ehegesetz, kann nur eine Ehe sein. Die fürstlichen Stände dürfen bei einem solchen Haupt- und Grundprincip keine Ausnahme machen wollen. Auf diese Weise entstehen eben die heillosen Rechtsverwirrungen, auf diese Weise entstehen Revolutionen. Und warum muß die Frau zur linken Hand erst geadelt werden? Den Bürgerlichen kann dies nur recht und lieb sein, da sie auf diese Weise die Schmach einer morganatischen Ehe von ihrem Stande ausgeschlossen sehen. Aber was sagen die Adelichen dazu? Worin besteht das Verdienst einer weiblichen Person, die, weil sie einem Fürsten zur legitimen Concubine gefällt, mit einem Adelsdiplome in die Reihe der hohen Stände gehoben wird? Wir müssen uns wundern, daß der Adel nicht gegen dieses Genre von Noblesse protestirt.

Emmy zur Linden wollte heute Abend die großen Feste durch ihren Gesang zu verherrlichen sich bemühen. Sie wollte aber nur einige Nationallieder mit Begleitung des Piano vortragen. Darin war sie ausgezeichnet, damit riß sie alles zur Begeisterung und Bewunderung hin. Denn diese imposante Einfachheit, diese gefühlvolle Innigkeit, diese glockenreine Stimme, dieser sinnreiche Vortrag, dieses graziöse, geniale Wiedergeben dessen, was Dichter und Componist in tiefster Seele ersonnen hatten, waren Eigenschaften und Thaten, welche diese Sängerin allerdings zu einer ungewöhnlichen, zauberhaften Erscheinung machten. Sie brachte einen großen Umschwung in den Geschmack. Man senkte die Seele wieder in die reinen Quellen der Naturlaute, in die

einfachsten Harmonien, in die gemüthvollsten Melodien. Man verstand wieder die zarte Linie aufzufinden, wo sich Natur und Kunst in ihrer Reinheit und Schönheit berühren.

Emmy hatte den Hofmeister ersucht, sie auf dem Flügel begleiten zu wollen. Er hatte es ihr sehr gern zugesagt in einem Augenblicke, wo sie ihm noch die schöne, allbewunderte Sängerin war, die nur auf seine Gefälligkeiten und nicht auf seine Huldigungen rechnete. Aber der Drang der Umstände hatte beide in ein solches Verhältniß geschoben, daß Markbrand bei dem Gedanken, mit der schönen Emmy heute zu proben und zu concertiren, ebenso heftig erbebte wie freudig aufjauchzte.

Die Probe sollte auf der Pfarre stattfinden. Mathilde hatte ihren Flügel dazu offerirt. Um elf Uhr, gerade um dieselbe Zeit, als die jungen Mädchen zur Reitbahn fuhren, begegneten sich zwei Equipagen, die ganz entgegengesetzte Ziele hatten. Emmy und Helene sahen einander, warfen sich einen Gruß zu, aber in beider Herzen ereignete sich ein Vorgang, welcher ganz andere Gefühle erzeugte, wie sie das freundlich grüßende Gesicht erheuchelte, aber vergebens ganz zu verschleiern strebte.

Fritz war schon auf der Pfarre und empfing die ankommenden Damen, und hob sie aus dem Wagen. Der Arm Emmy's zitterte, als er sich auf Markbrand stützte. Emmy wechselte einigemal die Farben, bald aber behielt eine rosige Röthe, welche erst sanft auf den reizenden Schultern des schönen Mädchens verschied, um dort einem leuchtenden, makellosen Marmor Platz zu

machen, auf Stirn und Wangen die Oberhand, und die freudig wogende Brust verrieth es nur zu deutlich, wie hocherfreut sie war den jungen Mann auf sie wartend zu finden.

In Markbrand's Haltung und Benehmen lag etwas Unbestimmtes und Fragliches. Seine Gefühle litten unter Widersprüchen, die sie nicht vollständig lösen konnten. Sein Geist, soweit er die Schönheit und die Tugend dieses Mädchens zu würdigen vermochte, war in eine andere Lebenssphäre gezogen; sein Herz war noch zu sehr mit einem andern Bilde gefüllt, um Raum genug für ein zweites zu haben. Und in der Liebe hat das Herz mehr zu gebieten und zu bedeuten als der Geist. Aber der Geist behält dennoch einen großen, leise aber siegreich eindringenden Einfluß auf das Herz. Wenn der Geist seine Gedanken dem Herzen aufbürdet, die aus einem Kampfe entspringen, in welchem die edelsten und die heftigsten Leidenschaften auftreten, dann entsteht für das Herz der gedankenvolle Zustand, bei welchem es zu keinem reinen Genusse der Liebe mehr kommen will. Sie ist zweifelnd geworden.

Man überließ den beiden das Zimmer Mathildens mit dem schönen Flügel ganz ungestört. Emmy hatte unten nur abgelegt. Sie folgte dem jungen Kunstgenossen, der überall im Hause Bescheid wußte, sogleich und ohne alle unnöthige Gêne. Wie war es so schön in dieser Jungfrauenstube, in welcher so viele Gegenstände den Geschmack und den hohen Bildungsgrad der Bewohnerin bekundeten. Der Weinstock rankte auch bis zu diesen Fenstern hinan, und gab dadurch dem Zimmer

die eigenthümliche Heimlichkeit und Gemüthlichkeit, welche durch das Halbdunkel entsteht, und nicht lieblicher und traulicher sein kann, als wenn es eben durch stilles und heiteres Weinlaub erzeugt worden ist.

Die beiden befanden sich auf einer gefährlichen Stelle. Aber der heilige Odem, der durch dieses Haus zog, schützte sie vor jeder Unbesonnenheit, vor jedem stürmischen Ausbruch ihrer Gefühle. Mathildens Zimmer war zu rein, um unlautern Gefühlen Raum geben zu können. Der Flügel war geöffnet. An den Notenhalter lehnte sich ein sauberes Heft, welches aufgeschlagen noch das Stück anzeigte, dem Mathilde zum letzten mal ihre Uebung geweihet hatte. Emmy, welche zuerst Platz am Flügel genommen hatte, sah auf das Heft. Sie nahm es in ihre Hände; sie suchte nach dem Titelblatte. Es war ein Choralbuch. Sie drückte es an ihr Herz. Sie wendete es wieder nach der aufgeschlagenen Nummer um, — „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", das war die schöne, erhabene, seelenvolle Melodie, bei der Mathilde geweilt hatte. Emmy deutete auf die Ueberschrift des aufgeschlagenen Chorals. Sie neigte sich mit ihrem unaussprechlich schönen Gesicht noch einmal auf das Notenblatt und benetzte es mit Thränen.

„Eine der Lieblingsmelodien meines theuern, seligen Vaters. O, wie ergreift mich dieses Andenken! Wie ist doch allein der wahre Frieden, der heilige Ernst, die sanfte Zufriedenheit in solchen Räumen, wo solche Töne und Lieder laut werden! O, wie waren wir alle noch so glücklich, als wir in der stillen Propstei am Mälarsee wohnten! O, theuerer, entschlafener Vater, warum

mußtest du uns so früh entrissen werden? Warum mußte ich, deine von dir so zärtlich geliebte Tochter, so bald und so weit hinaus in dieses gefahrvolle Leben einer großen, glänzenden Welt? O, die Sehnsucht, die mich nach meiner Heimat, nach meinen Lieben, nach deinem ehrwürdigen Hügel erfaßt! — Herr Markbrand, ich flehe Sie auch heute an, beschützen Sie mich gegen die furchtbaren Nachstellungen, denen ich hier ausgesetzt bin, verlassen Sie mich nicht mehr. Sie kennen die Noth meines Herzens, ich habe vertrauensvoll mich Ihnen offenbart, weichen Sie nicht mehr von meiner Seite. Bei dem Andenken meines Vaters, der Geistlicher war, beschwöre ich Sie, der Sie Geistlicher werden wollen, seien Sie mein schützender Freund, wenn Sie keine wärmern Gefühle für mich haben können."

„Seien Sie ruhig, liebes Fräulein, es soll Ihnen hier kein Leid widerfahren, und wenn ich Ihnen einen Beweis dafür liefern könnte, wie sehr ich mich Ihres Vertrauens, Ihrer Freundschaft würdig machen möchte, so würde mich dies sehr glücklich machen."

Markbrand reichte ihr die Hand. Sie drückte sie an ihr pochendes Herz, und Markbrand fühlte es in innerster Seele, daß hier ein Zurückweichen kaum noch möglich sein würde. Aber, wie diese Verworrenheit seiner Gefühle sich lösen sollte, — das lag dunkel und chaotisch vor seinen Augen.

Nach gewonnener Fassung bat Emmy den jungen Markbrand, ehe sie etwas anderes versuchten, ihr den aufgeschlagenen schönen Choral zu begleiten. Markbrand that einige Griffe, um die Melodie einzuleiten.

Sie waren voll, schön, mild und wohlthuend. Dann erhob Emmy ihre engelreine Glockenstimme, und alles was Fritz bis dahin derartiges gehört, schwand gegen diesen Gesang. So hatte er nie die Macht und die Heiligkeit eines religiösen Liedes empfunden. Von Strophe zu Strophe stieg seine Begeisterung, seine Andacht, seine Anbetung. Als Emmy das wundervolle Lied schloß, mit Engelsblicken und Engelstönen schloß, da konnte der so Hochbegeisterte nicht anders: er küßte der schönen Emmy die Hand.

In demselben Augenblick küßte ein Prinz im Circus seiner Dame in der Quadrille, nachdem er sie mit feinster Galanterie beim Aufsteigen auf ihre schöngeschulte Isabelle unterstützt hatte, auch die Hand. Aber die Empfängerin dieser Huld war sehr erschrocken über diese Auszeichnung, und die Blässe ihrer Wangen schwamm dann erst in ein feuriges Lustre hinüber, als die Reize und die Anstrengungen des Rittes das unverleugbare adeliche Blut im raschern Schwunge durch die Adern trieb.

Die Proben hier und dort waren stark contrastirend; kein Wunder, daß sie bei ähnlichen magnetischen Einflüssen dennoch conträre Wirkungen ausübten. Ach, hätten die Herzen, die bisher füreinander schlugen, jene Clairvoyance besessen, die bis in die innersten Nervenbezüge und die dunkelsten Schicksalsepisoden schaut, wie erschreckt würden sie sich gefühlt haben. Vielleicht auch wäre eine Thätigkeit des reflectirenden Geistes zur rechten Minute hervorgerufen, die schwerern Stunden einer

nachfolgenden schrecklichen Täuschung vorgebeugt haben würde.

Wir bemerken nur noch aus jener Probe auf der Pfarre, daß nach mancherlei Berathschlagungen, Wünschen und Bedenklichkeiten folgende Gesangspartien zum Vortrag gebracht werden sollten: 1) Ingeborg's Klage aus der Frithjofssaga von Tegnér, nach einer Composition von Lindblad; 2) Die Arie Agathens: „Und ob die Wolke sie verhülle", aus dem Freischütz von Weber; 3) Ein altskandinavisches Lied aus der Riddarvisa von Vitalis, und 4) ein altgothisches Volkslied von einem unbekannten Dichter, aber mit einer reizenden Melodie von Berg versehen.

Einen ähnlichen Gesang hatte unser junger Freund noch nicht gehört. So tief und innig und seelenvoll hatten Töne noch nicht zu ihm gesprochen. Auf einer solchen Höhe des reinsten musikalischen Genusses hatte er noch nicht gestanden. Und doch war er nicht berauscht, in keinen Sinnentaumel, in glühende Exaltation versetzt. Er fühlte eine Rührung an seinem Herzen, wie er sie nie so rein, so erhebend, so erquickend empfunden hatte. Er war entzückt im edelsten Sinne des Wortes. Er war wirklich in das Gebiet der poetischen Verklärung des Herzens hinaufgehoben. Und diese Sängerin war so vollkommen an Schönheit des Leibes und des Geistes, rein wie die Schwingen ihrer Töne, waren rein die Bewegungen ihres Gemüths, und ihre Liebenswürdigkeit in ihrem offenen, vertrauensvollen Wesen war so natürlich, so ohne alle Affectation und Kunst und Verstellung, daß Markbrand von Minute

zu Minute die Anziehung sich verstärken fühlte, die dieses wunderbare Mädchen aus der Fremde auf ihn ausübte. Und doch war sie kein Mädchen aus der Fremde. Sie sprach ein so reines und wohlklingendes Deutsch; sie hatte eine so edle deutsche Gestalt, so schöne blaue Augen, so kostbare blonde Haare, so leuchtende Farben von Lilien und Rosen, so unverletzte Perlen von Zähnen, eine solche Anmuth in ihren Bewegungen, daß man eine der Holden vor sich zu haben glaubte, die in den altgermanischen Poesien des Nordens eine so unendliche Fülle von Zauber in sich vereinigen, wie sie mit ihrer Klarheit und Göttlichkeit über allen Gebilden der Wahrheit und Einbildungskraft ewig stehen werden. Und Emmy zur Linden war außerdem noch eine so fromme, gottesfürchtige und tugendhafte Seele, ein geistliches Kind, mit so warmem und innigem Heimweh nach ihrer Heimat, mit so starker Sehnsucht nach ihren Lieben, mit so wehmuthsvoller Erinnerung an das alte Pfarrhaus am großen See erfüllt, daß sich Markbrand so unwiderstehlich von diesem Wesen angezogen fühlte, wie er es sich kaum so wahrheitsgetreu eingestehen mochte. Er hätte den ganzen Tag mit ihr musiciren und die süßen Pausen mit allerlei liebreizenden Gesprächen ausfüllen mögen. Doch sie waren der Thurmuhr sehr nahe, und als diese mit einem harten Schlage die Eins meldete, da mußte dies schöne Stückchen aus dem Paradiese geschlossen werden.

Der Wagen kam wieder und holte die schöne Schwedin in das Lager ab, wo um zwei Uhr für heute das Diner angeordnet war. Ein kurzer Zwischenraum

zur Ausführung, wenn auch nur einer einfachen Toilette, mußte gewonnen werden. Der Graf war so galant, die schöne Emmy zu begleiten. Er grüßte seinen „lieben Achill", der auch seinen Rückweg nach dem Schlosse antreten wollte, mit einem vielsagenden Blicke.

Um dieselbe Zeit, wo die junge, fröhliche, chevalereske Schar die Quadrille übte, und die Reize der romantischen Jugend und Illusion genoß, um dieselbe Zeit, wo die beiden Kunstgenossen die heiligen Gaben ihrer Talente und die Seligkeiten harmonischer Gefühle schmeckten, um dieselbe Zeit saß Iwan mit sehr bekümmerter Miene an dem Feldbett seines Freundes Hugo von Silberschild, der ihn hatte kommen lassen, um an dem bewährten Freund einen Rath und Trost in schwerer Bedrängniß zu haben. Hugo's gewaltiger Sturz vom Pferde hatte ihn tiefer erschüttert, und schwerer, vielleicht unheilbarer verletzt, als er es gestern denen verrieth, die eine große und gerechte Sorge um ihn trugen. Mit der gebieterischen Energie seines Willens hatte er seiner Schwäche und seinem Schmerze Schweigen und Dulden geboten. Was und wie intensiv er litt, fühlte nur er. Aber er bezwang sich, und seine auffallende Blässe belächelte er noch, als man darüber ängstlich sein wollte. Wir werden uns aber erinnern, unter welchen Umständen jener gefährliche Sturz erfolgte, welche leidenschaftliche Aufregungen, welche ungeheuere Anstrengungen und Aufwallungen ihm voraufgingen, unter welcher Verzweiflung, Eifersucht und Todeswuth er erfolgte. Und nicht der Sturz allein hatte ihm den großen Riß in seine Natur gethan, der Fall unter das

Pferd und ein plötzlicher Druck der Last auf seine wildempörte Brust mochten einen zu tiefen Eingriff in das zerstörungsfähige Gehäuse so vieler edeln Leidenschaften gemacht haben, daß Hugo die Nacht unter den heftigsten Fieberschauern hinbrachte, von den monströsesten Phantasiegebilden umgaukelt wurde, und immer mit einem jähen Schmerz aus den kurzen, aber schrecklichen Träumen auffuhr, die ihm der Schlaf bereitete, der ein unwiderstehliches Verlangen seiner ungeheuern Schwäche war. Er hoffte Besserung, Erleichterung und Ruhe von dem Tage. Der Arzt erschien und saß nicht ohne Bedenklichkeit an seinem Lager. Er empfahl, er gebot seinem Patienten wenigstens für heute und morgen die äußerste Stille, die strengste Zurückgezogenheit von allen Beschäftigungen und Vergnügungen.

Stiche gingen durch den eingerückten Arm vom Elnbogen aus bis in die geschwollene Hand. Kalte Umschläge wurden verordnet, sobald sich Hitze zeigen sollte. Glühende Kohlen lagen auf denjenigen Stellen der Brust, wo die Quetschungen stattgefunden hatten. Diese Stellen waren mit Blut unterlaufen. Das Athmen wurde dem Patienten immer schwerer. Der Arzt wollte kein Blut weiter nehmen, da schon gestern eine so starke Eruption erfolgt war. Er verordnete lindernde und zertheilende Einreibungen. Ein Heilgehülfe führte alle Befehle des Oberarztes aufs pünktlichste und gewissenhafteste, und mit einer solchen leichten und sichern Hand aus, daß Hugo diese sorgsame Pflege rühmen mußte. Dies alles war schon geschehen, als seine Familie sich nach seinem Befinden erkundigen ließ. Er

konnte ihr beruhigende Antworten geben lassen, und als sein Vater doch morgens um neun Uhr schon persönlich bei seinem unangenehm lädirten Sohn erschien, da war es dem ritterlichen Hugo sogar möglich, über die Aengstlichkeit seines Vaters zu scherzen, der doch aus Erfahrung wissen müsse, was es mit der Lappalie eines Sturzes auf sich haben könne. Er sei nur genöthigt in dem odiösen Bett zu bleiben, weil dies „der Pflasterkasten" so haben wolle. Gegen eine Uebersiedelung ins Schloß protestirte Hugo mit beredtem Unwillen, weil es dann wirklich den Anschein haben könne, als wäre die Sache von Erheblichkeit. Beruhigt schied der Vater von dem Bett seines willenfesten Sohnes, und die Nachrichten, die er der harrenden Baronin brachte, stillten auch deren Besorgniß bis auf ein erträgliches Maß. Es wäre doch in der That recht sehr zu bedauern gewesen, wenn der unangenehme Vorfall mit Hugo eine Störung in die Theilnahme der Familie an diesen glänzenden Festen gebracht haben würde. Die Baronin fand ein überaus wohlthuendes Genügen an dem Gedanken, daß ihre Tochter die ausgesuchtesten Courtoisien von einem Prinzen erntete, und heute gerade war sie seine Dame in der Quadrille, die eingeübt wurde, und zu welcher Helene eine so überraschend nette Toilette gemacht hatte. O, wie flatterte ihr der hellblaue Schleier so reizend von einem weißen Velpelhütchen! Wie stand ihr das schwarze, feintuchene Reitkleid mit goldenen Knöpfchen und reichem Schnurenbesatz so gut! Die Stulphandschuhe in Rosa waren so elegant, und die Reitpeitsche konnte kaum von einer wohlgeformtern Hand geführt werden! Wir wissen

es wol, welche schönen Rencontres, welche reizenden têtes-à-têtes, welche Mysterien die Proben den Theilnehmern, den Acteurs und Actricen auf Liebhabertheatern gewähren; aber wer kennt die charmanten Anziehungspunkte alle, die eine Reitbahn bietet, wenn Quadrillen eingeübt werden sollen. Diese Aufregungen erfährt das frische, jugendliche Blut sonst nirgends. Hier sind Haltung, Muth, Eleganz, Koketterie, Bravour in immerwährender Spannung, Thätigkeit und Cadenz. Die Menschen können nie schöner, anmuthiger, imponirender sein als zu Pferde. Das Pferd ist dem Menschen einmal von der Schöpfung geliehen, um seine Kräfte, seine Reize, seine Tugenden zu heben, in den höchsten Glanz und die edelste Wirksamkeit zu versetzen. Helden können wir uns nur in ihrer Vollkommenheit vorstellen, wenn sie zu Rosse sitzen. Die Alte Welt fühlte die schöne Ergänzung, die der Mensch für seine Eigenschaften an dem Pferde findet, darum erschuf ihre Phantasie jenes Heldengeschlecht, welches Mensch und Pferd in einer Person ist. Und auch das Weib nimmt sich gut zu Pferde aus; denn wenn sich der Mann zu Pferde in seinem Heldenglanze zeigt, so das Weib zu Pferde als eine schöne muthige Ausnahme von der schüchternen weiblichen Regel.

Um dieselbe Zeit, als das fröhliche Lager in die mannichfachste Thätigkeit versetzt war, und die einen um ein heiteres Frühstück sich sammelten, die andern auf dem See sich tummelten — Sophie ritt wie eine Amazone, und Emmy sang, schön, wie es eine nordische Nachtigall nur vermag —, die Baronin neue Plane ersann

und die Frau von Debonal an aufgeklärter Zukunft hing, trat Iwan, der treue, unermüdete Helfer und Schutzgeist in das Zelt seines theuern, jetzt so tiefbeschädigten und beklagenswerthen Jugendfreundes, und meldete ihm, daß die jungen Männer in der Nähe seien und augenblicklich eintreten würden, wenn er, der Leidende, sich kräftig genug fühle, die Aufregung zu bestehen, die möglicherweise ein erschütternder Augenblick herbeiführen könnte.

„Ohne Verzug, mein lieber Iwan, führe die so schwer von mir Beleidigten zu mir, damit ich mir ihre Verzeihung erbitten, und eine Last von meiner beschwerten Brust abschütteln kann, die ich bei meiner unsaglichen Schwäche nicht einen Augenblick länger zu tragen vermag. Ach, Iwan, wie tief sind die Pfeile des Unglücks in mein Herz gedrungen! Wie schmerzlich stechen diese unheilbaren Wunden! Es kann wol keine schrecklichere Vernichtung geben als die, eine zerknickte Liebe beklagen, einen gebrochenen Ehrgeiz beweinen zu müssen!"

Und der gescheiterte Jüngling wollte sein Haupt in die Kissen seines Bettes verhüllen. Iwan neigte sich über ihn hin und nahm dies schöne männliche Haupt mit todesbleichen Wangen und erloschenen Augen in seine sanften, weichen Hände, und hielt es aufrecht und küßte die Thränen fort, die sich über die zuckenden Mienen stahlen.

„O, nicht so muthlos, mein lieber, guter Hugo. Vergiß doch nie, was du deinem Charakter und deiner Ehre schuldig bist. Sollst du nicht stärker als dein

Schicksal sein? Sollst du nicht mehr sein als ein elender Wurm, der sich vergeblich unter dem Fußtritt eines Menschen windet, der nicht weiß, welche Schmerzen er bereitet? Bist du nicht ein Erbe deines Hauses, ein Sohn deines Vaters, ein Kind deiner Mutter, ein Diener deines Königs, ein Vertheidiger deines Vaterlandes, ein Bürge deiner Ehre, ein Freund dessen, der, wenn er es mit seinem letzten Blutstropfen vermöchte, dir den Augenblick erkaufte, der dich begütigte? Und sind dies nicht Bande und Pflichten und Hoffnungen genug, die dich aufrichten, dich mit deinem Schicksal versöhnen müssen?"

„Iwan, edler, unübertrefflicher Iwan, steigere deinen Werth in meinen Augen nicht noch höher, als er schon ist. Wie tief ich unter dir stehe, fühle ich in innerster Seele. Wie ich dir nie meine Dankbarkeit abstatten kann, das weiß ich, und das ist ein Gedanke, der mich meine klägliche Armuth fühlen läßt. Ach, hätte ich doch nur die Hälfte deines herrlichen Herzens! Du kannst lieben und entsagen, und in dieser Entsagung deine Genugthuung und dein Leben und deine Seligkeit finden! Ich kann es nicht. Ich werde Sophien entsagen müssen, — aber ich werde sterben. Sprich nicht dagegen. Mein Gefühl ist unzweideutig. Geh, vollende deine Güte, deine Sorge um mich, und bitte augenblicklich die jungen Männer, wenn sie unbeschäftigt und in der Nähe sein sollten, zu mir herein. Sorge dafür, daß wir ungestört sind."

Iwan kannte zu genau seinen Freund, um noch irgendeinen begütigenden Einwand zu versuchen, und

ihn dadurch in eine noch stärkere Aufregung zu versetzen. Hatte es doch schon eine unendliche Anstrengung gekostet, die Stürme und Wogen in der kranken Brust des Niedergeworfenen nur soweit zu besänftigen, daß er eines bessern Willens, einer Aussöhnung mit seinen Gegnern fähig sein konnte.

Nach Verlauf von einer Stunde, während welcher der schwache Hugo träumte, standen Markbrand und Wohldag, wohl vorbereitet von Iwan auf diese Scene, an dem Lager eines Jünglings, der sie noch vor so wenigen Stunden mit dem vollen Hochmuth eines ungezügelten Ehrgeizes, einer schrankenlosen Leidenschaft behandelt hatte, und der nun vor ihnen dalag wie ein von einem jähen Sturme zerknicktes Rohr, gebrochen an Leib und Seele.

Er sah die jungen Männer auf sich zuschreiten, und ein Nebel zog vor seinen Augen vorüber, und ein Schwindel ergriff ihn, als sähe er in einen bodenlosen schaurigen Abgrund. Ein tiefes Schamgefühl preßte seine arme, leidende Brust zusammen. Er wollte sprechen. Er war keines Wortes fähig. Nur ein schweres Ach rang sich über seine bleifarbenen Lippen.

Beide junge Männer aber sahen voll innigsten Mitgefühls auf ihn herab, und der milde Ausdruck ihrer Gesichter übten einen merklich besänftigenden Einfluß auf den Ringenden aus.

„Herr von Silberschild“, sprach Markbrand, mit dem sanften, herzgewinnenden Tone seiner Stimme, „wir sind zu Ihnen geeilt, um uns Ihnen recht dankbar dafür zu bezeigen, daß Sie uns die Erlaubniß ertheilen

wollen, uns nach Ihrem Befinden erkundigen zu dürfen, und Ihnen auch Gesellschaft und Unterhaltung zu gewähren, wenn Sie uns gestatten wollen, daß einer oder der andere von uns Ihren treuen Iwan ablösen darf, dem jetzt eben bei den tausenden von Pflichten, die ihm obliegen, die Zeit oft fehlen könnte, um hier die heiligsten Rechte der Freundschaft zu üben. Nehmen Sie auch uns zu Ihren Freunden an. Verzeihen Sie uns, daß es uns ebenjetzt erst möglich geworden ist, Ihrem Wunsche, uns zu sehen, zu entsprechen. Wir waren beide occupirt. Wir wollten, weil es Iwan, der Umsichtigste von uns allen, so anordnete, so geräuschlos wie möglich bei Ihnen erscheinen. Der Vormittag ist vorüber. Es ist gegen drei Uhr. Wie befinden Sie sich, Herr von Silberschild? Hoffentlich und zu unserer Freude gewiß besser?"

Markbrand griff nach Hugo's Hand. Dieser entzog sie ihm nicht. Er aber sah sich auch nach Theodor um. Theodor stand abgekehrt und trocknete sich die Thränen, die reichlich aus seinen Augen flossen; Hugo bemerkte es.

„Herr Markbrand, ich danke Ihnen, daß Sie zu mir gekommen sind, und auch Ihnen, Wohldag, danke ich das von ganzem Herzen. O, Gott, womit habe ich so viel Güte verdient! Ich bin so schuldbeladen. Ich habe Sie so schwer beleidigt. Werden Sie mir je vergeb n können, was ich Ihnen zugefügt? Ich bin zu allem bereit, was Sie als Sühne fordern, nur be=

freien Sie mich von der Pein, die ich in dieser Flamme leide!“

„Wir haben Ihnen, Herr von Silberschild, durch Iwan die Bedingung sagen lassen, unter der wir zu Ihnen gekommen sind. Es darf mit keinem Worte mehr die Rede von dem sein, was unter uns vorgefallen ist. Wir bieten Ihnen unsere Hand so frei von allem Hasse und Eifer, wie sie war, ehe wir uns auf Pfaden begegneten, die sich mit widerspenstigen Linien ineinanderzogen. Wir haben nur den einen aufrichtigen und lebhaften Wunsch, daß Sie sich sobald wie möglich von den Folgen des unglücklichen Sturzes erholen mögen, um dann noch einige frohe Tage dem heitern Leben hier sich weihen zu können.“

„Es wird beides nicht möglich sein, lieber Herr Markbrand. Zwar thut mir die Art und Weise, in der sie mit mir so edelmüthig umgehen, so unendlich wohl, daß ich in der That nicht weiß, womit ich diese ungeheuere Rücksicht verdiene; allein, erholen werde ich mich nie mehr von diesem Schlage, und einen frohen Blick in dieses Leben werde ich nie mehr gewinnen. Fragen Sie Wohldag, ob es ihm möglich wäre, ohne Sophiens Liebe auf dieser Erde zu leben?“

Wohldag stürzte sich mit Weinen und Schluchzen auf Hugo. Hugo schloß ihn in seine Arme und küßte seine Wangen.

„Sie, die Einzige, die ich lieben werde, gehört Ihnen, Wohldag. Mein Neid, meine Eifersucht, mein glühender Haß wird bald mit mir in meinem Grabe begraben sein. Darum nehmen Sie meinen Segen

und bleiben Sie Sophiens treuester Freund, und wiederholen Sie es ihr täglich, wie ich sterben mußte, weil sie mich nicht lieben konnte, wie ich aber gern gestorben bin, weil sie den besten Mann erwählte, den die Erde trägt."

„Von unschätzbarem Werthe werden mir diese Worte sein, Herr von Silberschild, und ich nehme sie mit wärmster Dankbarkeit als ein unveräußerliches Geschenk für mich und für Sophie an", erwiderte Wohldag mit tiefbewegter Stimme; „aber mit Ihrer wiederkehrenden Gesundheit werden auch Ihnen neue Hoffnungen und Freuden erblühen, und nicht an Ihrem frühen Grabe wollen wir weinen und ewig trauern, sondern mit Theilnahme ihr glänzendes Schicksal preisen, das Sie auf eine ehrenvolle Laufbahn und in die Arme einer glücklichen Liebe führen wird."

„Ich habe nur noch eine Hoffnung; doch der tief in meine Brust eindringende Schmerz erinnert mich so gewaltig an meine Schwäche, daß ich Sie bitten muß mir alle unnöthigen Erschütterungen zu ersparen."

Es entstand eine ängstliche Pause, in welcher Hugo sichtlich mit bedeutenden Schmerzen kämpfte. Dann aber bekamen seine Augen einen ruhigern Ausdruck, und mit einer fast zärtlichen Miene wandte er sich zu Markbrand.

„Lieber Herr Markbrand, auch Ihnen habe ich noch einige Worte ans Herz zu legen. Ich stehe, wie Sie sehen, auf der zarten Grenzlinie von Leben und Tod. Wie lange ich noch darauf wandeln werde, weiß ich nicht. Hier aber müssen alle Gehässigkeiten und Bitter-

keiten ihr Ende nehmen, sonst ist der Blick in das dunkle Jenseit zu schreckhaft. Ich habe böse, sehr böse Träume oder Visionen gehabt; ich weiß nicht recht, was es war. Aber, ich habe meine Schwester, meine theuere Helene, unglücklich gesehen wie mich, und ihr aufgehobener Finger wider mich war furchtbar." — Hugo schrak schaudernd zusammen. — „Ich werde nicht ruhig in der Ewigkeit sein können, wenn ich meine liebe Schwester unglücklich auf dieser elenden Erde zurücklassen soll. Jetzt, wo ich es fühle, wie unbeschreiblich das Elend ist, einer wahren Liebe entsagen zu müssen, jetzt bitte ich Sie mit dem Recht eines Sterbenden, Herr Markbrand, geben Sie nichts mehr auf meine kindischen Worte, die Sie in der That aufs schwerste beleidigen mußten; nehmen Sie aber auch Ihr männliches und ehrenwerthes Wort zurück, welches Sie mir entgegneten, und welches, wenn Sie es halten wollen, meine Schwester unglücklich, unglücklich wie mich, vielleicht noch unglücklicher machen muß. O Gott, was habe ich gethan! Wie furchtbar rächen sich meine thörichten Leidenschaften an mir. Ach, mein armes, armes, gequältes Herz! Diese brennende Pein und Angst. Herr Markbrand, seien Sie besser als ich. Helene liebt Sie innig, glühend, mit dem Eifer der ersten Jugendliebe. Ich kenne dieses Feuer. Sie lieben sie auch. Erklären Sie sich gegen meine Schwester. Reißen Sie sie bald aus ihrer Noth. Meine Mutter werde ich sprechen. Sie wird mich jetzt, in diesem meinem Zustande, verstehen. Sie wird ihre beiden Kinder, die sie so innig liebt, nicht untergehen lassen

wollen. Sie werden auf keine Schwierigkeiten mehr stoßen. Ich werde ruhiger werden, lieber Herr Markbrand. Sprechen Sie heute noch mit meiner Schwester. Versprechen Sie mir dies. Geben Sie mir Ihre Hand!"

„Es ist zu spät, Herr von Silberschild", sprach Markbrand mit einem Tone, der den ungeheuern Kampf verrieth, den er eben zu bestehen hatte. „Ich habe keinen freien Willen mehr; ich glaube, auch Ihre Schwester würde mich jetzt nicht mehr hören dürfen. Umstände und Personen sind mit solcher Schnelligkeit und Gewalt zwischen unsere geheimen und heiligen Neigungen getreten, daß wir keine Macht mehr haben werden, sie zu ändern und abzuweisen. Aber die Wendung Ihres Herzens zu gerechtern und mildern Gefühlen und Ansichten macht Ihnen ebenso viel Ehre, wie sie mir nun eine tiefe Wunde schlägt, deren Schmerzen ich gleichfalls ewig fühlen werde. Wir sind beide getroffen, Herr von Silberschild. Möge die Aehnlichkeit unsers kummervollen Schicksals ein heiliges Band sein, das uns näher aneinanderzieht. Sie wünschen meine Hand. Da ich sie Ihnen nicht als Bruder reichen kann, so reiche ich sie Ihnen als Freund."

Beide Jünglinge reichten sich die Hände. Hugo erhob sich mühsam. Markbrand umarmte ihn. Sie hingen mit einem langen Kusse aneinander. Währenddessen vernahm man das Heranrollen einer Equipage. Die Baronin, welche mit ihrem Gemahl hereintrat, sah es noch, als beide junge Männer sich noch fest umschlungen hielten.

Iwan trat dazwischen. „Deine Frau Mutter, dein Herr Vater, lieber Hugo!“ Und beide junge Männer fielen auseinander. Hugo, mit Leichenblässe und convulsivischen Zuckungen, sank in die Kissen seines Bettes. Markbrand trug die Spuren einer gewaltigen Erschütterung in seiner Haltung.

Die Baronin, die sich diese Situation nicht erklären konnte und ihren Sohn, ihren Liebling, in einer schlimmern Verfassung fand als sie sich gedacht hatte, war aufs heftigste erschrocken, und sank fast in die Arme ihres Gemahls. „Was ist das?“ stammelte sie. „Muß ich dich heute so finden, mein liebes Kind?“ Sie stockte und sah sich fragend um. „Wer hat diese Scene hier veranlaßt? Warum diese unpassenden, angreifenden Gefühlsstürme?“ Sie fand sich wieder stark und gebieterisch wie sonst. „Wie kommen Sie, Herr Markbrand, in die Arme meines kranken Sohnes? Ich wüßte doch nicht, daß Sie in einem Verhältniß zu ihm ständen, das Sie zu solchen Cordialitäten berechtigte!“

„Gnädige Frau, Sie würden vollkommen recht haben uns zu tadeln, wenn Sie annehmen dürften, daß wir freiwillig an dieses schwere Krankenbett getreten und dem Herzen Ihres tiefleidenden Sohnes näher als sonst gekommen sind. Erlauben Sie, daß wir uns jetzt, wo Sie zum Troste Ihres trostbedürftigen Sohnes erschienen sind, zurückziehen dürfen; das erste Wort, dessen er fähig sein wird, wird Ihnen erklären, daß wir hier gewesen sind auf die ausdrückliche Bitte des Herrn von Silberschild.“

„O, bleiben Sie doch, meine Herren“, rief der

Baron abwehrend und aufhaltend, mit ebenfalls erschrockener Stimme. „Ich bin ja auch überrascht.“

„Besser, wir entfernen uns, Herr Baron. Sie sind sehr gütig. Wir danken Ihnen, und wir wissen gewiß, daß die Frau Baronin unsere anscheinende Aufdringlichkeit bald milder und richtiger beurtheilen werden.“

Damit empfahlen sich die jungen Männer.

Das Zelt war ganz still.

Die Aelternherzen standen fast auch still. Eine entsetzliche Frage schob sich wie ein mächtiger Keil zwischen die Wogen ihrer Gefühle, und sie stellten für den Augenblick ihre Bewegungen ein.

Hugo lag bleich mit geschlossenen Augen auf seinem Lager.

Die Baronin hielt mit ungeheuerer Anstrengung den gewaltigen mütterlichen Angstschrei zurück, der ihr auf der Zunge schwebte. Sie erstickte fast. Der Baron hielt sich einen Augenblick die Hand auf seine Augen, gleichsam um diesem niederschmetternden Anblick zu entgehen. Dann aber sammelte er sich.

Er ging an das Bett seines Sohnes. Er beugte sich auf ihn herab. Er lauschte auf den schwachen Athemzug seines Kindes. „Hugo!“ sprach er mit sanfter Stimme. „Hugo!“ rief er nach einer Pause etwas stärker. Hugo rührte sich leise. „Hugo, lieber Hugo, deine Mutter, dein Vater sind hier; kannst du, willst du sie nicht sehen? Schläfst du, oder fühlst du dich zu matt?“ Hugo rührte sich lebhafter, und es ward merklich, daß er seines Vaters Stimme gefühlt, gehört

hatte. Seine entflohenen Lebensgeister fingen an sich zu sammeln. Da strich ihm der Baron mit sanfter Hand über die bleiche Stirn, auf der eiskalte Schweißtropfen standen. Dann schlug Hugo mit einem schweren Seufzer die Augen auf.

„Liebe Mutter, theurer Vater!“, sprach er leise und die schwache Hand nach beiden ausstreckend.

Die Mutter ergriff sie hastig und küßte sie, die sonst so schöne und kräftige Hand ihres Lieblings, der sie sonst so oft die kleinen Neckereien so gern verzieh, die sie an ihrer Toilette verübte.

„Hugo, wie finde ich dich, mein Kind. Wie konnte man mir diesen ernstlichen Zustand bisjetzt verschweigen“ — und sie streifte ihren Gemahl mit einem vorwurfsvollen Blicke. „Wie unverzeihlich, daß ich fast zuletzt deine Schmerzen und dein schweres Unwohlsein erfahren muß! Wie konnte es erlaubt sein, daß Fremde früher an dein Krankenlager treten durften, ehe ich dies gestattete, ehe ich meine heiligen und ersten Mutterpflichten hier erfüllen sollte!“

„Dein Vorwurf, liebe Wilhelmine, würde mich mit Recht treffen“, bemerkte der Baron, „wenn ich bei dem frühen Morgenbesuche, den ich bei unserm Hugo gemacht habe, nur irgend diese Veränderung seines Zustandes zum Schlimmern hätte ahnen können. Hugo aber empfing mich fast heiter, und gab mir die Versicherung, daß er sich wohl zum Aufstehen fühle, nur wolle er im Bette bleiben, weil es der Arzt verordnet habe. Er entließ mich mit den besten und tröstlichsten Grüßen an dich.“

„Zürne mir nicht, liebe Mutter, wenn ich dir meinen wahren Zustand aus Liebe zu dir, lediglich um dich nicht zu erschrecken, zu verheimlichen strebte. Ich hoffe ja auch, daß dies angegriffene Wesen sammt den Schmerzen, die ich im Arme empfinde, bald vorübergehen wird“, setzte er hinzu, als er bemerkte, daß seine Mutter eine größere Besorgniß verrieth. „Zürne mir auch deshalb nicht, daß ich Wohldag und Markbrand zu mir habe bitten lassen. Wir standen auf dem Punkte, eine Ehrensache mit den Waffen in der Hand auszufechten. Ich war der ungerechte, tadelnswerthe Beleidiger, und da mich theils meine Schwäche, theils die Hand Gottes an mein Unrecht mahnte, so habe ich beide edelmüthige Gegner um Verzeihung gebeten und mich mit ihnen versöhnt. So habt ihr mich in den Armen Markbrand's gefunden, um dessen Freundschaft ich mich ernstlich und aufrichtig bemühen werde, falls ich noch länger leben sollte.“ Und Hugo sank erschöpft zurück.

Die Baronin stand wie versteinert da. „Noch länger leben sollte?“ flüsterte sie kaum hörbar, und sie war nahe daran von einer Ohnmacht befallen zu werden. Sie lehnte sich schwer auf ihren Gemahl. Dieser sah mit einem traurigen, aber dennoch ruhigen, männlich-wahren Blick auf seinen Sohn.

„Und ist die Sache beseitigt, mein Sohn, ehrenvoll und fleckenrein beseitigt?“

Hugo nickte leise, und ein verklärender Zug glitt über sein Gesicht, wie ein schmaler, schnell vorüber-

gehender Sonnenstreif, der an einem dunkeln Tage über die Flur des Herbstes eilt.

„Das freut mich, Hugo, daß du ungerechte Beleidigungen zurückgezogen hast, und daß du an den jungen Männern edle Gegner hattest, welche sich gewiß auf eine anständige Behandlung von zarten Ehrensachen verstehen. Ich kann mir denken . . .“

Der Baron blickte auf seinen kranken Sohn und stockte in seiner Rede.

„Was denken?“ fiel die Baronin rasch ein. „Warum handelt es sich? Was kann vorgefallen sein? Du weißt es, Silberschild, — und genieße ich so wenig Achtung und Vertrauen, daß man mir die wichtigsten und ernstesten Angelegenheiten verschweigt, während vielleicht . . .“

Der Baron wies seine in Wallung gerathende und ihn mit flammenden Augen prüfende Gemahlin mit sanfter Handbewegung auf den tiefleidenden Sohn hin. Dieser schien in den tiefsten Schlaf versunken zu sein und einer Leiche ähnlich, auch nichts mehr zu empfinden und zu hören von dem, was um ihn her vorging. Der Anblick wäre für jeden fremden Zuschauer rührend gewesen; das Herz der Aeltern mußte er zerreißen oder erstarren machen.

„Ich glaube“, nahm der Baron mit leiser Stimme das Wort, „ich glaube, theuere Wilhelmine, daß es hier nicht am rechten Orte und an der rechten Zeit ist, uns zu ereifern und über unsere Handlungsweise in Auseinandersetzungen einzulassen. Sieh deinen Sohn: wie schwer leidend!“

Die Baronin sah und bewies die Kraft ihres ungeheuern Willens, der nicht gebrochen erscheinen sollte, und der sie allein aufrecht erhielt; aber die Blässe ihres schönen Gesichts wetteiferte mit der Leichenfarbe Hugo's. Wie waren sie auch in diesem Zustand sich so ähnlich, die hohe Mutter mit den reinen, edeln Formen, der geknickte Sohn mit den verklärten, ruhigen Mienen.

„Still“, sagte der Baron, „er träumt, er scheint zu reden, vielleicht daß wir erfahren . . .“ Und die Aeltern lauschten beide.

Hugo's Lippen bewegten sich erst leise, dann immer stärker und lebhafter, wie die eines Redenden. Er flüsterte Worte, die man nicht verstehen konnte. Er ward immer lebhafter. Die Laute verstärkten sich. Dann fast wie im wachen Zustand, aber mit ängstlichen Unterbrechungen, stieß er folgende Sätze oder Gedankenreihen aus, an denen man die Auslassungen leicht ergänzen konnte.

„Ach, Sophie, ich werde sterben an dem unglücklichen Sturze. Ich werde keine Ruhe haben ohne dich. Wie liebe ich dich! Wie glücklich hätte ich dich gemacht. Meine Mutter, die mich liebt, würde dich doch zur Tochter genommen haben. Sophie, wie schön bist du. Warum setzest du Theodor Wohldag den Lorberkranz auf, und nicht mir? Daran sterbe ich. Leb' wohl! Werde glücklich mit Wohldag. Sophie, Sophie, ich sinke, halte mich, ziehe mich aus diesem furchtbaren Abgrunde hinauf zu dir; wie rein, wie schön ist es da droben in dem Lichte, in welchem du wandelst! Ach,

die schönen Blumen, auf denen du einhergehst. Hilf mir! Rette mich! Habe Mitleid, Sophie!"

Der Träumende seufzte schwer auf und machte eine Pause.

Die Aeltern sahen sich mit Spannung und Erstaunen an. Der Baron suchte auf dem Antlitz seiner Gattin zu lesen. Die Baronin wich diesem forschenden Blicke aus und empfand tiefgehende Schmerzen an ihrem leichterschütterten, kranken Herzen.

„Was war das?" sprach der Baron. „War das ein Aufschluß über die vorhergegangene unerklärliche Scene, über die räthelhafte Ehrensache unter jungen Männern, die sonst nichts widereinander haben können? Hugo scheint eine unglückliche Liebe zu seiner Cousine Sophie zu haben, und Wohldag sein glücklicherer Nebenbuhler zu sein. O, du mein armer, armer Sohn, wenn es so ist, so begreife ich deinen unendlichen Schmerz, deinen verzweiflungsvollen Sturz! O, wie glücklich würde es mich gemacht haben, wenn ich dich mit Sophie hätte segnen, wenn ich sie als meine Tochter, als deine Gattin hätte umarmen können! Dein Schicksal ist beklagenswerth, armer Sohn!" Und dem Baron schossen die Thränen über seine betrübten Wangen, über den bittern Zug an seinem Munde.

„Herr Gemahl", redete die Baronin, „werden Sie nicht weicher als es nöthig ist, beherrschen Sie an diesem Ort und in diesem Augenblick Ihre Gefühle. Hugo träumt, lieber Silberschild, und die Aengstlichkeit seines Traums nach einem so bedeutenden Blutverluste ist wol erklärlich. Lieber, bester Silberschild", fügte

sie herzlicher und inniger hinzu, als sie das fortgesetzte Weinen ihres edeln, mit Recht besorgten Gatten sah, „Hugo wird diesen Unfall überwinden, wird der Blüte seiner Jugend noch Freuden und Erfahrungen danken, wird vielleicht später über diese Schwärmereien lächeln.“

„Aus solchem Traume in die Wirklichkeit des verlorenen, schönsten Glückes zu erwachen, muß schrecklich sein; — doch still, er fängt wieder an zu reden.“

„So sind wir denn beide, ich und du, liebe Helene, in diese schaurige Tiefe hinabgestoßen. Nicht wahr, auch du siehst deinen schönen, vortrefflichen Markbrand dort oben im Lichte unter den Blumen wandeln. Er kann nicht hinab zu dir, um dich hinaufzuziehen, wo's so schön und selig ist. Er kann nicht. Die Mutter, ach die liebe, liebe Mutter verbietet es ihm mit ihrer strengen Miene. Warum will dich die Mutter so unglücklich machen? O, Mutter, erbarme dich deiner armen, armen Kinder! Helene, ach, Helene liebt den edeln, schönen Markbrand so innig. Gönne ihr doch das Glück dieser schönen Liebe. Ich schon bin so unglücklich. Warum soll es denn auch Helene sein? Doch du willst ihr den Prinz geben, den sie nicht mag, wie mir die Amerikanerin, die ich auch nicht mag, sondern Sophie, Sophie allein. Sophie, Sophie blicke herab auf deine unglücklichen Freunde! Nimm Helene in deinen Blumengarten! Laß mich allein unter diesen schrecklichen Würmern und Schlangen!“ — Hugo gab ein Leben zu erkennen, wie es diejenigen nicht verbergen können, über welche kalte und furchterzeugende Schauer gehen.

Der Baron war zu neuer Aufmerksamkeit gespannt worden. Seine Thränen standen gleichsam still in seinen Augen, und die noch im Rinnen waren, sanken in eiligen, großen Tropfen auf seine Hände hinab, die er krampfhaft auf seinem Schose zusammengefaltet hatte. Die Baronin, welcher der Inhalt dieser somnambulen Offenbarungen ihres Sohnes nicht ganz befremdend sein konnte, litt immer stärker an ihrem stolzen, so hart getroffenen Herzen.

Hugo fing wieder an zu reden. Die Aeltern, welche ihn nicht aufzurütteln wagten, so gern es auch die Mutter gethan haben würde, horchten wieder.

„Ach, siehe da, Helene, wie bist du so hoch gestiegen! Fürstenbraut bist du. Das gefällt der lieben Mutter besser, als wenn du die Braut deines Hofmeisters wärst. Du sollst keine Predigerfrau werden. Und die selige Frau Buchwart war doch auch so schön und so glücklich bis sie starb, und sie soll die Schwester unserer Mutter sein. Sie ist ihr auch so ähnlich. Und die Frau Buchwart sagte mir: „Seien Sie nicht wider Ihre Schwester Helene. Sie wird nur glücklich, wenn sie mit Markbrand in eine stille Pfarre zieht. Ja, das hat sie gesagt. Und ich sage das der Mutter wieder. Warum soll sie auch die Braut des Prinzen werden. Der Prinz mag seine Maitresse nehmen. Warum soll Baronesse von Silberschild mit den Resten eines verlebten Prinzen zufrieden sein? Sei ruhig, Helene, du sollst nicht geopfert werden. Bei Gott, dein Bruder wird das nicht zugeben! Du sollst glücklicher werden als dein Bruder Hugo. Ich will's der Mutter schon er=

klären. Liebe Mutter, liebe Mutter! Meine Brust thut mir so weh. Hülfe, liebe Mutter, Hülfe!"

Und Hugo schrak auf. Und er sah beklommen und verworren um sich her. Er schien nach seinem Taschentuche tappen zu wollen. Die Mutter kam ihm zu Hülfe. Sie legte den Kopf des Sohnes in ihren Arm. Sie richtete ihn auf. Sie wollte ihm ihr Tuch geben. Hugo griff darnach, und als er es zum Munde führte, quoll ein Blutstrahl in den weißen Batist, fast ohne alle Anstrengung und ohne Husten.

Die Aeltern erschraken sehr. Hugo sank in sein Kissen zurück. „Liebe Mutter, lieber Vater", sprach er leise, „ihr hier; mir ist jetzt sehr wohl. Was war mir denn? Habe ich geschlafen, habe ich geträumt? Das war ja alles so schrecklich. Laßt mich nicht wieder einschlafen. Mir ist jetzt sehr, sehr wohl. Ich versichere euch."

Er arbeitete seine Hand unter der Decke empor, welche die Mutter eben zurechtgezogen hatte, und reichte sie seiner Mutter.

„Lieber Hugo", sprach diese, „du wirst der äußersten Ruhe bedürfen; sprich nicht so viel, ich werde bei dir bleiben, ich werde dich pflegen, ich werde unser Erscheinen bei dem heutigen Diner absagen lassen, ich werde sogleich zum Arzte schicken, er wird für deine größere Ruhe sorgen müssen; wenn er es erlaubt, so werde ich dich mit aufs Schloß nehmen, und dann soll mich nichts mehr von deinem Lager bringen bis du wieder gesund wirst, was hoffentlich bald der Fall sein wird."

„Ach, liebe, liebe Mutter", seufzte Hugo, „wie gut, wie gut bist du!"

Da auch rannen die Thränen über die Wangen der stolzen Frau. Sie fühlte sich nicht so gut gegen ihre Kinder, wie sie Hugo pries. Der Gedanke an das Unglück ihrer Kinder in der ersten Liebe erschütterte sie. Sie kannte dieses rauhe, trübe Schicksal aus Erfahrung.

Der Baron war in eine Welt voll neuer, ihm fremdgebliebener Gedanken versetzt. Der einfache, unbefangene Mann, der zu Machinationen gar nicht paßte und zu Intriguen das entschieden unbedeutendste Geschick besaß, las in einem vor ihm aufgeschlagenen schwarzen Schicksalsbuche, aber mit hieroglyphischen Lettern gedruckt, die er mühsam zu entziffern sich bestrebte.

„Wie weit ist es an der Zeit, lieber Vater?"

Der Baron ward aufgeschreckt. Doch schnell nahm er seine Repetiruhr heraus. Er drückte an der Feder. Sie schlug drei und ein halb.

„Halb vier", sagte Hugo, mit recht gekräftigter, erfreulicher Stimme, dann wird die Uebung der Quadrille längst vorübersein. Helene hat sich entschlossen die Partie mitzumachen. Sie macht eine sehr gute Figur zu Pferde. Sie wird imponiren. Wenn sie nur nicht Malheur hat. Der Prinz ist ihr Herr. Er ist elegant zu Pferde. Ich wäre gern der Herr Sophiens gewesen! Doch, da lieg' ich nun. Wen hat man statt meiner zu ihrem Partner erwählt?"

„Wie ich gehört habe, den Lieutenant Plessen", antwortete ihm der Baron, der sich etwas erleichtert

fühlte, als Hugo diese Theilnahme für die Außendinge zeigte.

„Plessen", scherzte Hugo, „ein wunderhübscher Cavalier, der sich einbildet, daß sich alle Mädchen in ihn verlieben. Mich soll wundern, welches Fortune er bei Sophie machen wird! Armer Plessen, nimm dich vor dieser schönen, schönen Hexe in Acht, daß sie es dir nicht auch anthut und dein Herz dir dann immer recht weh, recht weh thut! Mutter, Mutter, bitte, bitte, noch einmal dein Taschentuch!"

Und Hugo riß schnell das Taschentuch seiner Mutter an sich, und noch einmal floß blasses, sehr blasses Blut aus seinem Munde in das Batisttuch seiner Mutter.

„Mir ist wirklich recht, recht wohl, liebe Mutter."

„So? — Mein Hugo!" sprach sie. „Aber dein Husten, gönne dir Ruhe, rege dich nicht so gewaltsam auf. Ich bleibe bei dir", und sie strich mit ihrer schönen, leichten und langen, schneeweißen Hand über seine Stirn. Sie war noch immer mit kaltem Schweiß gefeuchtet, und die gefaßte Frau bebte merklich.

„Sei ruhig!" bat auch der tiefergriffene Baron.

„Wollt ihr mir einen Gefallen thun?"

„Von Herzen gern!" erwiderten beide Aeltern.

„Geht zum Diner! Es wird recht schön und splendid sein. Iwan hat es mir gesagt. Unmittelbar daran schließt sich eine musikalische Soirée. Razzini spielt meisterhaft. Ich habe ihn neulich bei Kroll gehört. Seine Festigkeit ist unbeschreiblich; sein Vortrag ist seelenvoll. Du liebst ja diese Musik so leidenschaftlich, liebe Mutter."

„Ich habe sie geliebt, theuerer Sohn“, schaltete die Baronin mit sichtlicher Bewegung ein; „jetzt übt diese Musik eine zu starke Wirkung auf meine Nerven aus.“

„Dann wird die schöne Schwedin singen. Mich wundert, daß sie hier singt. Sie will's gar nicht mehr, die Künstlerlaufbahn gefällt ihr nicht. Dies prächtige Mädchen wird aber auch überall von Anbetern verfolgt. Markbrand, hat mir Iwan gesagt, wird sie begleiten. Ein schöneres Paar kann man wol nicht leicht sehen. — Ach, es ist in der That kein ausgezeichnetes Los, schön und talentvoll zu sein. Das Schicksal ist oft so malicös. Geht in diese Soirée, liebe Aeltern. Man sieht und hört dergleichen selten.“

Da öffnete sich das Zelt und der Arzt trat herein. Er kam den Aeltern erwünscht. Sie berichteten ihn mit leiser Stimme was vorgefallen. Er untersuchte den Zustand seines Patienten; er fand keine bedenkliche Veränderung, keine bedrohlichen Symptome. Er beruhigte die geängsteten Aeltern vollkommen. Und sie waren so sehr Edelmann und Edelfrau, daß sie, um den Fall ihres Sohnes möglichst zu cachiren, zum Diner in großer Galla fuhren.

Achtes Kapitel.

Wir haben zu diesem Kapitel keine bessere Ueberschrift als die, daß es das letzte ist.

So war denn wieder eine glänzende Gesellschaft beisammen. Seltene Genüsse, reiche Kleider, feiner Umgangston und splendide Umgebung berechtigten zu der Annahme, daß man sich wol geehrt und fast beneidet in dieser erhabenen Lage des Lebens befinden müsse. Und doch täuscht nichts mehr als der Schein, und nichts läuft eiliger auf der Oberfläche dahin als das menschliche Urtheil. Wer stellt die Regel fest, wie viel unter zehn, unter hundert prunkenden Personen wahrhaft glückliche seien! Die Menschen haben in keiner Kunst eine größere Fertigkeit, als die Gefühle und den Zustand ihres Herzens zu verbergen. Darin werden sie von Jugend auf geübt. Sie werden in Lüge und Täuschung erzogen. Dies Unglück ist so allgemein und so innig mit der sündigen Menschheit verwachsen, daß wir uns leider daran gewöhnt haben, und es erträglich finden wie einen habituellen Schmerz, den wir zu er-

tragen vermögen, weil er uns gegen seine brennenden Stiche abgestumpft hat.

Nur von unsern Freunden, deren Schicksal uns unverhüllter als das der andern vor die Augen gerückt ist, wissen wir, daß sie sich in sehr verschiedenen Situationen und bei sehr verschiedenen Gefühlen befinden. Es gibt unter ihnen Glückliche, solche, die mit der Gegenwart ausgesöhnt sind und von der Zukunft hoffen; es gibt unter ihnen Berauschte und Trunkene, die der seligen Macht des Augenblicks fast erliegen, und es kaum erfragen mögen, woher ihnen solcher Ueberfluß von herrlichen Ahnungen und Freuden gekommen; aber auch an Erschrockenen und Ueberraschten fehlt es nicht unter ihnen, die sich in die jähen Wendungen ihrer Gefühle nicht finden, ihrem Schwindel an gefährlichen Stellen nicht gebieten können; ach, auch an Niedergeschlagenen und Tiefbetrübten fehlt es nicht, die, weil sie müssen, nur mit mechanischer Kunst des Anstandes in diese rosenfarbene Stunde hineinlächeln, weil alles um sie her so fröhlich erscheint, und die sich hinaussehnen in die Einsamkeit an die Brust Gottes und eines treuen Freundes, um Löschung der Glut zu erflehen, die in ihrem Innern lodert.

Niemand durfte es der Baronin von Silberschild-Barkow, der geborenen Gräfin von der Molde, anmerken, daß sie mit tausend ängstlichen und einander widerstrebenden Gefühlen zu kämpfen, daß sie ihr ganzes stolzes Herz, ihren adelichen Muth, ihre feine Diplomatie, ihre vollkommene weibliche Strategie zusammennehmen und aufbieten mußte, um die ihr gebührende

Rolle durchzuführen, den Charakter zu treffen und getreu wiederzugeben, mit dem sie auf diesem Theater spielen und figuriren mußte. Ihr mütterliches Herz war bei ihrem unglücklichen Sohne. Damit war ihr ein interessanter elegischer Zug auf ihr schönes und edles Gesicht gezogen. Sie fühlte sein Unglück, aber sie zuckte nicht. Das Opfer muß ohne Beben vollzogen werden. Sie sah die unbestritten reizende Sophie, dies Kind voll Leben und Wärme mit den glänzenden Gazellenaugen, mit der sylphidischen Gestalt, umgaukelt von so vielen männlichen Huldigungen. Ihr Hugo liebte dies Mädchen bis zur Verzweiflung, bis zur Todeswunde. Das that dem stolzen mütterlichen Herzen weh, aber es konnte es nicht weiter bringen, dieses stolze Herz, als bis zu einigen gnädigen, herablassenden Winken, womit sie die Heißgeliebte ihres kranken, kranken Sohnes beschenkte. Ein Pfeil in ihrem Herzen mit einem Widerhaken ließ es nicht weiter kommen. Ihn ganz herausziehen that zu weh. Sophie las in den Blicken ihrer Tante, und dies Mädchen hat clairvoyante Schärfe in ihren Augen, wie wir wissen. Die Baronin sah auch ihre Tochter, und eine leichte Unmuthswolke flog an ihrem Herzen vorüber, so, daß es sich nur einen Augenblick umheimlich fühlte, mit leisem Beben fröstelte. Dieses Mädchen ihre Tochter, und — wie ist deren Verirrung in der Liebe nur erklärlich? Ihre Einsamkeit, ihre Unerfahrenheit, ihre klösterliche Erziehung ist daran schuld. Doch das wird sich geben; denn wie liebenswürdig, wie aufmerksam ist der Prinz, der galante Mann an ihrer Seite! Sein Benehmen ist unzwei-

deutig. Das Haus Barkow wird wieder mit fürstlichem Geblüt gemischt werden. Kann sie unglücklich sein bei solcher Aussicht? Hugo hat die Wahrheit eines am Rande des Grabes Stehenden. Schauderhaft, daß es so sein muß. Aber was anderntheils auch sein muß, das muß sein. Der wahre Adel muß jedes plebejische Gefühl verleugnen können, er muß stärker sein können als sein Schicksal. Und die Baronin sog sich Muth aus diesem Gedanken.

Die Baronin, mit ihrer großen Kunst, die Herrschaft über ihre Gefühle zu behaupten, war durch die Gewalt der Umstände in eine jener furchtbaren Stunden hineingedrängt, die nicht blos eine Gegenwart des Geistes, sondern eine Allgegenwart desselben erfordern, und seine große Fähigkeit prüfen, den heterogensten Dingen seine Aufmerksamkeit zu widmen und ihrem schrecklichen Andrängen den nöthigen Stand zu bieten, oder mit sicherer Gewandtheit auszuweichen. Nicht blos zwischen ihre Sorgen und Hoffnungen, zwischen ihre Befriedigungen und Aergernisse war die arme Baronin eingeklemmt, sondern auch die Presse, in welche sie ihre beiden Herren Nachbarn zur Rechten und zur Linken, die Grafen Gründenthal und Bloch einzwängten, um sie für ihre Ideen, Ansichten, Projecte und Verbindungen zu pressen, war eine Tortur, die der auf einer Folterbank an ausgesuchten Quälereien wenig nachgab. Graf Gründenthal, ein Mann, der bei aller Weltbildung und Klugheit in die gegenwärtige Krisis nur allzu schwarz hineinschaute, und bei der Befürchtung eines jähen Zusammensturzes aller socialen Verhältnisse zur Fahne des extremsten

Widerstandes, der maßlosesten Reaction geschworen hatte. Graf Gründenthal unterhielt seine hohe Nachbarin von den Vorträgen, denen er in der jüngstvergangenen Zeit in der „evangelisch-christlichen Gesellschaft" beigewohnt, und unter denen sich vorzugsweise einer über die gegenwärtigen Erscheinungen in der Geisterwelt, namentlich über das Tischrücken und Geisterklopfen, und ein anderer über den nahen, unausbleiblichen Hereinbruch der letzten Dinge wahrhaft ergreifend und bis zur Evidenz der Ueberzeugungen ausgezeichnet habe. Was die Wahrheit des Tischrückens, die er nicht bezweifeln könne, weil sie vor seinen Augen geschehen sei, angehe, so sei er jetzt ebenso sehr von den Gesetzen der Polarbewegungen in den Menschen, als auch von den magnetischen Einflüssen und Ausströmungen der einzelnen Individuen aufeinander überzeugt und dem Gebiete der Wahlverwandtschaften seien neue Quellen der Nachforschungen nach ihren Gründen, Beziehungen und Wirkungen eröffnet. Er bedauere sehr, daß es Zeit und Ort nicht gestatten wollten, tiefer mit der Frau Baronin auf diesen interessanten Gegenstand einzugehen, da sie es gewiß ebenso überraschend wie des weitern Nachdenkens würdig finden würde, die Thatsache des Tischrückens mit ihren Einwirkungen auf Naturphilosophie und Theologie kennen zu lernen. Doch seien jene geistreichen Vorträge auf Kosten der Gesellschaft gedruckt, und ihr Ertrag zu wohlthätigen Zwecken innerhalb der innern Mission bestimmt, und er werde sich deshalb erlauben der Frau Baronin einige Exemplare nächstens davon zuzuschicken.

Die Baronin, die zum großen Theil mit ihrem

Geiste ganz wo anders war als hier, und die mit dem Reste ihrer geistigen Thätigkeiten einen ungeheuern Stoff zu verarbeiten hatte, der sich meistens noch als Rohmaterial vor ihren Augen wälzte, fühlte in der That eine Art Schwindel, der eine rotirende Bewegung der Tische und der Personen, die an ihnen saßen, zu verursachen schien. Sie forderte ein Glas frisches Wasser. Sie trank, und ein Zittern und Flammen vor ihren Augen verschwamm. Die Uebelkeit legte sich. Der unbarmherzige und doch so artige Graf fuhr fort, seine hochgeehrte Nachbarin auch von dem Geisterklopfen zu unterhalten, und ihr zu versichern, daß es wirklich zwischen Himmel und Erde, wie der große englische Dichter behaupte, noch unzählige Dinge gebe, von denen sich der grobsinnliche Mensch nichts träumen lasse. Die ungeheuern Abstractionen des Denkens einerseits, in welche sich die Denker der gegenwärtigen Periode mit ihrer Gnosis, mit ihrem Kriticismus, mit ihrer Philosophie, mit ihrem Nihilismus und Idealismus verirreten, und die entsetzlichen materiellen Bestrebungen des Carnalismus andererseits, denen sich die junge Welt in allen socialpolitischen Beziehungen mit allen Consequenzen des Fanatismus des Unglaubens und des Bestreitens aller göttlichen Dinge ergebe, dies seien gewiß die beiden bis auf die äußersten Spitzen getriebenen spiritualistischen und sensualistischen Geistesgrenzen, denen zunächst eine Linie der Geisterwelt folgen müsse, die sich den abstracten und materiellen Ausschreitungen wieder fühlbar machen müsse, damit das Gleichgewicht zwischen den beiden Welten, der sichtbaren und unsicht-

baren, wiederhergestellt werde. Wie interessant die Vorträge hierüber gewesen, könne man sich kaum denken, weil die überraschenden, aber vollkommen verbürgten Facta, ebenso gut wie die neuen Weltanschauungen, die man dadurch gewonnen, einen Reiz auf den denkenden Geist und auf die fühlende Seele ausübten, den man bis dahin noch nie empfunden habe. Geistige Hebungen aus dem Dunstkreis und aus der Materie des niedern Erdendaseins fänden in der That statt, und über factische Beziehungen der Geisterwelt auf die diesseitige somatische Welt würden neue Fackeln aufgesteckt, wie dies auch besonders eine der neuesten Schriften des großen Naturphilosophen Wagner in München über Träume, Ahnungen, Geistererscheinungen und dergleichen beweise. Aber alle diese Dinge ständen in einem innigern Zusammenhange mit den jetzigen großen politischen und socialen Erschütterungen, als man auf den ersten Anblick wähne, und Prophezeiungen auf die großen Katastrophen seien ebenso wahrscheinlich in ihren Gründen, wie gewiß in ihren Erfüllungen. Der Baronin schwindelte wieder, und sie bat sich noch ein Glas Wasser zur Abkühlung ihrer pochenden Schläfe aus.

Der Graf Bloch, der Mann aus hohen Beziehungen, mit seraphischem Blick und sammtener Stimme, der Mann von der allerstrengsten Richtung, und der Genosse der Auserwählten mit doppelter Salbung, hatte sich schon längst Mühe gegeben das Gründenthal'sche Gespräch mit der Baronin zu erlauschen und es womöglich an sich zu reißen, und diese Seele endlich für das wahre Reich Gottes zu gewinnen. Kaum aber hatte er mit

seinem feinen Ohre vernommen, daß Graf Gründenthal von Prophezeiungen und erfüllbaren Katastrophen sprach, so schien ihm der Moment gekommen zu sein, um dem Neophyten in solchen Dingen, oder vielmehr dem Dilettanten das Wort entreißen zu müssen; denn der Geist kam über ihn, und er ging schnurstracks auf die Seele der armen Baronin los, zumal da diese bei ihm einen augenblicklichen Schutz gegen die weitern Gründenthal'schen Mittheilungen aus dem Gebiete des Magnetismus und der klopfenden Geisterwelt suchte. Es half ihr nichts, daß sie einen Versuch, ins alltägliche Gleis der gewöhnlichen Erkundigungen und Benachrichtigungen zu kommen, bei dem diplomatischen Bloch wagte; dieser ging sofort in eine seelsorgerische Erforschung ihres geistlichen Seelenzustandes über, und befragte sie speciell, ob sie die ihr von ihm übergebenen Schriften über „die Kirche der Vollendung und über das tausendjährige Reich“ gelesen habe. Er selbst stehe jetzt dem so blind verschrienen Irvingianismus näher, und er müsse bekennen, daß ihm nun erst sein christlicher Charakter zum Verständniß gekommen sei. Die lebendige Darstellung der wahren Kirche, der geistliche Organismus der von Gott gesetzten Gliederungen und Aemter, der zum eigentlichen Ausdruck kommende Geistestrieb des Erweckten und Erleuchteten, die Wirkung des Heiligen Geistes auf die mancherlei Gaben und das Zusammenwirken so vieler Kräfte zu einem heiligen Zweck, dies alles stelle die vollendete Kirche so hoch, daß die Geförderten nicht außerhalb ihrer heiligen und geweihten Mauern, die nicht von Menschenhänden, sondern

von Engeln, Propheten, Aposteln und Hirten erbaut seien, stehen bleiben könnten. O, welche Unterscheidung der Geister und Kräfte fände in dieser Kirche statt! Wie hätte er als schwacher Staub wol jemals denken können, daß in ihm eine Gabe der Prophezeiung schlummere, und daß diese, nun einmal in ihm geweckt, die sichersten Blicke nicht blos über die gegenwärtigen, sondern auch über die zukünftigen Dinge verleihe, daß er nicht blos die Schicksale der Völker erkenne, sondern auch die Schicksale einzelner Häuser und Familien, namentlich der Fürsten durchschaue, ja daß es zuweilen Augenblicke des Hellsehens für ihn gebe, wo er selbst bis in die innersten Geheimnisse einer einzigen, ihm verwandten Seele eindringen könne, und es thäte ihm in diesem Augenblicke wahrhaft leid, so viele Sorge und so vielen Kummer auf dem Grunde der Seele der theuern Baronin lesen zu müssen. Aber sie solle nur nicht aus der Kraft des heiligen Geistes weichen, nicht an den Früchten eines andringenden Flehens verzagen, nicht das große Halleluja Gottes und seines Erlösers versäumen: das Morgenroth schimmere schon durch die dichten Nebel eines neuen Tages, und ehe noch dieser Aeon sich erfüllt habe, würde sie auf triumphirender Höhe stehen und die Seligkeit des einen der sieben Leuchter schmecken. Das Haus Barkow stehe im Buche der sieben Siegel, und wenn auch ein Zweig vertrockene, so habe es doch für ein jedes seiner Kinder einen Engel im Himmel, der das Angesicht ihres Vaters im Himmel sehe. Freude, vollkommene Freude sei ihr seliges Los, die nicht wieder von ihr genommen werden solle,

wenn sie erst das rechte Beten gewinne im Namen des Herrn.

Die Baronin, die sich entsetzlich vor den Schicksalssprüchen dieses Geweihten zu fürchten anfing, bat auch ihn um ein Glas Wasser, und sie versprach alles Mögliche zu thun, um sich für die Aufnahme unter die Erwählten zu befähigen, und sich der vollkommenen Disciplin, der Geheimdisciplin des Ordens zu unterwerfen. Zur großen Erleichterung für ihr schwerbedrängtes Herz empfing sie jetzt die verabredete Nachricht über das Befinden ihres Sohnes, und da dieselbe ganz befriedigend lautete, so war sie auch im Stande, eine ablenkende Frage an den Grafen Bloch wegen der Verhältnisse des Prinzen Karl zu richten, dessen Adjutant einer seiner Söhne war. Prinz Karl war königlicher Generallieutenant und Divisionscommandeur. Bloch fühlte das Interesse der Baronin an dem Prinzen, und versicherte ihr, daß Prinz Karl ein ausgezeichneter Charakter, ein tüchtiger Offizier, ein vollkommener Cavalier, schon jetzt ein sehr reicher Privatmann, und in kurzem der regierende Herr eines des ansehnlichsten Fürstenthümer sei. Seinen Privatcharakter anlangend, so wisse er nur soviel, daß Prinz Karl bereits das sechsunddreißigste Lebensjahr überschritten habe, dabei aber, wie sie, die Frau Baronin, selbst sehe, die schönste Figur spiele; neben manchen Liebhabereien oder Passionen, wie dies diesen Ständen eingeräumt werden müsse, könne man nichts anführen, was nicht überall zur ausgezeichneten Ehre dieses tapfern und talentvollen Prinzen gereiche, und in jedem Fall würde diejenige Dame,

die er auszeichne, oder auf deren Hand sein gerechtes Urtheil gerichtet sein würde, eine höchst glänzende und befriedigende Partie machen. Wie liebenswürdig sich aber der Prinz gegen die von ihm bevorzugten Damen zu nehmen wisse, das könne man eben der schönen Helene anmerken, die es durch ihre schwer zu verbergende Verlegenheit nur allzu deutlich verriethe, welche intimen Worte ihr der Prinz müsse ins Ohr geflüstert, welche geheimen Händedrücke er ihr müsse gegeben haben.

Die Baronin blickte nach ihrer Tochter, und es ist wahr, diese sah so aus, als wenn sie mit tausend stürmischen Affecten zu kämpfen hätte. Sie litt an ungeheuerer Angst und Verwirrung. Die Mutter hielt es für eine 'gewisse charmante Verlegenheit, da es ihr so der irrthumsfreie Prophet der vollendeten Kirche an ihrer Seite geweissagt hatte. Als aber die Baronin sich weiter nach einem gewissen Fräulein Rudolphi erkundigte, zu welcher der Prinz in engern Beziehungen stehen solle, da bekam der Prophet jenen lästigen Stickhusten, der ihn nöthigte sein Taschentuch zu gebrauchen, und es ihm nur möglich machte mit gebrochenen Worten ungefähr folgenden Satz dem weitern Nachdenken der Frau Baronin zu übergeben: „Eine Liaison par amour, welche vor Thorheiten und Ausschweifungen schützt und keine unauflöslichen Bande bildet.“ Der Graf, der wegen seines Hustens auch von seiner eigentlichen Nachbarin betheilnahmt wurde, konnte ohne Verletzung seiner bisherigen Correspondentin eine Schwenkung nach einer andern Seite machen, und die Baronin war für den Augenblick allein, allein in dieser großen, glänzenden

Gesellschaft, wo sie so viel sah und hörte, um das sie sorgen, leiden, erschrecken, fürchten mußte, und wo sie nur so wenig bemerkte, was ihr bekümmertes mütterliches Herz zu trösten, ihr eitles Herz zu erfreuen vermochte. Diese wenigen Lichtblicke hoben die dunkle Gewitternacht und Schwüle nicht auf, die für sie in diesem luxuriösen Saale herrschte. Sie hatte qualvolle Stunden durchzumachen. Noch sind sie nicht aus. Und ihr, die ihr dies glänzende Leben nur durch die Fensterscheiben oder durch das trügerische Glas euerer eiteln Wünsche seht; ihr Zurückgesetzten der Gesellschaft, die ihr den Glanz dieser Bevorzugten beneidet; ihr Armen, die ihr diesen Ueberfluß an seltenen Speisen, an duftenden Getränken mit euern gierigen Augen verschlingen möchtet, die ihr über die Ungerechtigkeit der Erdenlose klaget und die Plätze wechseln möchtet: bleibet fort aus diesem prunkenden Kreise, rührt ihn nicht mit euerm verlangenden Geiste an, damit er sich nicht aufthue und euch hineinziehe in seine geheimen Lästigkeiten und Qualen! Merkt es euch ein für allemal: mistraut dem Glück, wo es eine glänzende Außenseite hat.

Ohne eine bescheidene Bemerkung können wir von jenen hochgebildeten und hochgestellten Herren, welche die Baronin zu erleuchten und für ihre Interessen zu gewinnen suchten, nicht scheiden. Es ist historische Thatsache, daß, je höher in einer Epoche der Unglaube sich schwingt, desto tiefer der Aberglaube selbst in die feinsten und gebildetsten Geister sich einnistet. Die gerühmteste Periode der sogenannten Aufklärung ist immer ein dunkler Punkt in der Geschichte der Menschheit,

denn dann fängt das Irrewerden an sich an, dann greift man über die unverrückbaren Grenzen des menschlichen Wissens hinüber, dann erschrickt man vor den Consequenzen des selbstgeschaffenen Lichts und stürzt sich mit schwärmerischem Gelüste in ein rettendes Dunkel der Phantasie und des Aberglaubens. In solchen Epochen hingegen, wo die bisherigen staatlichen und politischen Fundamente und Grundsäulen erschüttert, und die Mysterien der Religion und des Altars durch brutalen Aberwitz angetastet und befleckt worden sind, wo der Kriticismus mit unverschämter Stirn seine Secirmesser und Mikroskope an jede geheiligte Schrift und Weisheit legt, da flüchtet sich die erschrockene und heilsbedrohte Seele so hastig wie möglich in einen neuen Formalismus gottseliger Gedanken und Gefühle, welchen ein tiefsinniger Nimbus erhabener Symbole zu umschweben scheint. Die besten Köpfe, Philosophen, Politiker und Diplomaten werden sich unklar, werden pfäffisch und hypokritisch, wenn die bisherigen Stützen des Staats, des socialen Lebens und der Sittlichkeit ins Schwanken kommen. Dann entsteht eben jener Schwindel, der sich so allgemein und nach allen Richtungen hin, in alle Lebenssphären hinein kundgibt, und sich nur nach der Form der einzelnen Individualitäten so verschieden manifestirt. Es ist nicht eine Schwindelform, in welcher die Menschen dieser sogenannten aufgeklärten Periode sich befinden; neben dem politischen bewegt sich der religiöse, neben dem religiösen der sociale, neben diesem der industrielle, und neben allen diesen der allgemeine Weltschwindel, wodurch jener Hexentanz entsteht, der in furienhafter Weise sein schreckliches Spiel mit den Geistern treibt, selbst mit

den bessern. Was haben wir von unsererer Periode? Viel Lärm um nichts! Viele Fortschritte, aber kein großes Werk; viele Thätigkeit, aber keine glänzenden Thaten, und dieser Mangel lagert überall in der Wissenschaft wie in der Kunst, in der Politik wie in der Philosophie und Poesie. Führet dagegen nicht die Leistungen der exacten Wissenschaften an; sie gehören zu den Arbeiten um das tägliche Brot, aber nicht zu den Beschwingungen des Geistes, um in erhabene, ideelle, himmlische Gebiete hinüberzukommen. Die Periode der Nüchternheit ist immer noch fruchtbarer als die Periode des Rausches, die philosophische Periode menschlicher als die materialistische. Wo aber das religiöse Fühlen und Ahnen. der Glaube erlischt, da wird es gespenstisch auf der Erde trotz allen Gases, das zur Erzeugung von übelriechenden Flammen verwandt wird.

Auf einer andern Stelle des Saales befand sich der Baron in einem ähnlichen Gedränge wie seine Gemahlin, nur daß es bei fast gleichen Ursachen durch andere Mittel, und zwar sanftere und wohlwollendere Mittel, erträglicher gemacht wurde. Der Baron suchte auch mit seinen Augen seine Kinder, um sich durch den Anblick von deren Frohsinn über die düstere Stimmung hinwegheben zu lassen, in die er durch das tiefleidende Ansehen seines eben von ihm verlassenen Sohnes versetzt worden war. Der so tiefgebeugte, zerknickte und zusammengebrochene Sohn mit seiner Todeswunde im Herzen, und mit seiner Todesfarbe auf den Wangen, lag dem edlen Vater mit Centnerschwere auf dem Herzen. Mancher schwere Seufzer rang sich aus den Tiefen

seiner zusammengeschnürten Brust empor. Von den Folgen des heillosen Sturzes war wol noch eine Aufrichtung möglich. Dies ließ die väterliche Hoffnung zu. Aber da saß die reizende Sophie, und dieses Mädchen lieben, ohne Hoffnung auf Erwiderung einer heißen, unauslöschlichen Jugendliebe, das war ein Bruch des Herzens, der keiner Heilung fähig sein konnte. Das fühlte der Vater für seinen armen, unglücklichen Sohn. Es wäre ihm nicht anders gegangen, und jetzt, wo ihm diese Sophie als Gegenstand der Liebe seines Sohnes noch ganz anders erschien als sonst, wo sie nur sein „liebes Reh“ für sein zärtliches väterliches Herz war; jetzt erst bemerkte der Baron, welche ungeheuere Zuneigung er zu diesem ausgezeichneten Mädchen hatte, und welchen großen Schmerz es ihm verursachen würde, wenn sie gerade die verlorene Perle für das Herz seines unglücklichen Sohnes werden sollte. Nicht weit entfernt von Sophie erblickte der Baron auch seine innigstgeliebte Helene, dies Mädchen mit dem reinen Engelsgemüthe, mit der unverdorbenen Farbe der zartesten Unschuld, dies Mädchen mit allen Merkmalen der Aehnlichkeit mit ihm, und dies in einem so hohen Grade, daß er, in des Wortes edelster Bedeutung, dieses Kind nicht verleugnen konnte. Helene litt eben unter den bedeutungsvoller werdenden Huldigungen des Prinzen, und es drückte sich eben in ihren Mienen jene Verwirrung und Bestürzung ab, die der gefällige und diplomatische Bloch für die Wirkung zärtlicher Empfindungen erklären wollte, die des Prinzen ungeheuchelte Worte hervorgerufen hätten und womit dieser feine Mann

die geängstete Seele der Baronin zu beschwichtigen suchte. Der Baron sah tiefer, und er fühlte ein tiefes Mitleiden mit seiner Tochter, die vielleicht ein Opfer des Stolzes seiner Familie, der geltenden Rechte der Fürsten und der herrschenden Vorurtheile werden sollte. Er kämpfte gleichsam in seinem Innern für seine Lieblingstochter, und er verzieh ihr nicht blos ihre stille Neigung für den schönen und ehrenhaften Markbrand, sondern er wünschte ihr sogar das schöne Los, an der Seite dieses braven Mannes durch dieses thörichte und eitle Leben wandeln, und in der beneidenswerthen Stille eines bescheidenen, aber segensreichen Berufs die glücklichsten Freuden des irdischen Daseins schmecken zu können. Aber was sollte er thun, wenn der Prinz sich um die Hand seiner geliebten Helene bewerben möchte? Diese Frage war schreiend und herzspaltend für einen Mann, der die heiligsten Menschenrechte in innerster Brust anerkennen muß, aber die Vorurtheile seines Standes nicht abwehren kann. Um sich mit einer Rüstung zu wappnen, die ihn in seiner Schwachheit stärken, in seiner Muthlosigkeit ermuthigen sollte, wandte er sich ohne alle einleitenden Floskeln und mit der ganzen Unbefangenheit seines lautern Charakters an seine Nachbarin zur Rechten, an Frau von Odemar, die mit allen Lagen und Beziehungen des Prinzen bekannt sein mußte, mit derselben delicaten Frage, die fast in demselben Augenblicke seine Gemahlin an den Grafen Bloch richtete, nämlich wegen des Verhältnisses, in welchem der Prinz zu Fräulein Rudolphi stehe, die früher berühmte Tänzerin, jetzt aber mehr als Freundin des

hohen Herrn sein solle. Diese liebe Frau, eine intime Freundin der Frau von Debonal, verstand auch mit diplomatischer Feinheit die Frage des guten Baron; und obwol auch in ihrer Stellung zu einer dem Prinzen sehr nahestehenden andern hohen Familie zur zartesten Discretion verpflichtet, bekam sie doch keinen diplomatischen Stickhusten, sondern das Interesse des Vaterherzens höher haltend als die Rücksichten ihrer Vortheile, theilte sie dem Baron in schlichter, unbemäntelter Weise den wahren Stand der Sache mit, hinzufügend, daß nach ihrem Dafürhalten die Aufmerksamkeiten, die der Prinz der liebenswürdigen Helene weihe, wol keine andere Bedeutung haben könnten, als ein etwas lebhafteres Hofmachen als sonst wol, wo die Reize der Damen nicht so herausfordernd seien wie in diesem Fall, und daß der Prinz niemals die ernstliche Absicht, sich standesmäßig zu vermählen, verfolgen werde, da er mit den gewöhnlichen Banden umstrickt sei, welche die Maitressen um ihre Herren in unzerreißbarer Weise zu winden verständen. Diese Mittheilung, die den Baron einerseits beruhigte, andererseits aber doch kränkte, da seine Helene nur zur Cour gut genug sein sollte und nicht zu reellen Absichten, war ein neuer böser Wurm in das Herz eines Mannes, der das Glück seiner Kinder wol will, aber nicht den Muth hat, es gegen die Laune des Schicksals und gegen die Eitelkeit des Standes zu vertheidigen. Es kam nicht bei ihm zum Durchbruch. Er sagte es sich nicht mit Klarheit, was er thun werde, wenn in einem und demselben Augenblick der Prinz und der Hofmeister vor ihm, dem Vater und Edelmann, als Be=

werber um seine Tochter und das Edelfräulein von sechzehn Ahnen erschienen. Sein Herz und seine Liebe zu seiner Tochter entschied sich für Markbrand. Der Gedanke, daß auch seine Tochter unglücklich werden könnte, wie es sein Sohn entschieden sein mußte, war furchtbar für diesen guten, treuen Vater. Sein Stolz, seine Tradition willigte gleichwol in die Bewerbung des Prinzen, trotzdem daß erst ein ärgerliches Verhältniß gelöst werden mußte, um ein geziemenderes an seine Stelle zu setzen, trotzdem daß erst eine Maitresse weichen sollte, um seiner Tochter an einer Brust Platz zu machen, in welcher kein reines Feuer mehr lodern konnte.

Warum denn aber sorgt dieser brave schwache Mann um Dinge, die anscheinend nicht in seiner Macht liegen, sondern in den Gesetzen und Regeln seines Standes so tief begründet sind, daß es eine Thorheit wäre sie nicht anerkennen zu wollen? Die adeliche schöne Tochter des Hauses Barkow würde, wenn sie der Prinz Karl zur Gemahlin begehren sollte, nur in eine Rolle treten, die tausend andere vor ihr übernehmen mußten und noch nach ihr übernehmen werden, die Nachtreterin einer Maitresse zu sein. Dies Los ist schon geborenen Prinzessinnen widerfahren, und sie können sich noch glücklich schätzen, wenn neben ihnen die alten Maitressen ihre alten Rechte nicht fortsetzen dürfen. Wie manche Fürstin muß es erleiden, daß sie keine andern Frauenrechte an ihren Mann hat, als seinen Rang und seine Titel theilen zu dürfen! Welche Schmach haben die Fürstinnen schon erleiden müssen und erleiden sie jetzt noch. Die Maitressenwirthschaft ist ein unauslöschlicher Schandfleck

auf so vielen erlauchten Namen. Im ganzen ergeht es den Mädchen bürgerlichen Standes besser als den adelichen Fräulein. Jene bekommen doch noch immer Männer, die außer mit dem Mädchen, das sie lieben und hernach als Ehefrau heimführen, sonst keine und in keinem Fall bis auf die Hefe erschöpfende Liebschaften gehabt haben; diese müssen sich meistens mit den Resten begnügen, die von einem wüsten und regellosen Leben übriggeblieben sind, wie Hugo in seinen Phantasien erklärte, der die Ausschweifungen und die Laster der reichen und vornehmen Stände wol kennen mochte. Der sittliche Fortschritt unsers Jahrhunderts in dieser Beziehung muß aber anerkannt werden, und was auch der einzelne in diesem Punkte der persönlichen Verantwortung noch fehlen und sündigen möge: die hohen Stände haben sich in der That von den famosen sittenlosen Richtungen und Traditionen der Höfe des achtzehnten Jahrhunderts emancipirt, und die vortrefflichen Beispiele, welche einzelne Fürsten mit ihrem Widerspruche gegen alle dissoluten Verhältnisse durch ihr schlichtes häusliches und eheliches Leben gegeben haben, sind von unberechenbar herrlichen Folgen und Eindrücken begleitet worden. Der größere Ernst, mit dem auch der Adel jetzt seine Aufgabe zu betrachten hat, die größern Schwierigkeiten, die sich ihm zur Behauptung seiner bevorzugten Stellung in der Gesellschaft entgegenstellen, die moralische Nothwendigkeit, die ihn zwingt sich unter den Conflicten der Gegenwart nicht blos auf einer intelligenten, sondern auch auf einer sittlichen Höhe zu halten, diese und noch viele andere Umstände

haben auf den Ruf des Adels und der hohen Aristokratie den wirksamsten und gesegnetsten Einfluß gehabt. Mit dem Sinken des Absolutismus, mit dem Bruche der Privilegien, mit der größern Befreiung der Kirche von den Fesseln des weltlichen Patronats, mit der gereiftern öffentlichen Moral und deren gewaltigen Stimme sind keine großen und kleinen Versailles mehr möglich, und wir sehen gern eine Periode hinter uns, wo die große europäische Politik einer Dame anheimfallen konnte, die, wenn auch mit allen Eigenschaften zur Intrigue und zur Verführung begabt, doch keinen andern Rang in der menschlichen Gesellschaft beanspruchen kann, als den, wie er dem zweideutigen Rufe gebührt. Die größte Kraft, welche den hohen Ständen einwohnt, ist die sittliche, und was sie damit zu bewirken vermögen, wie sie damit sich die unvergänglichsten Denkmale zu stiften vermögen, das hat die Geschichte genugsam constatirt. Nicht blos die Politik der Höfe soll eine religiöse werden, sondern auch ihre Sitte, ihr Ton.

Wir wünschen dieser glänzenden Tafel bald ein erlösendes Ende, wonach so manches beklommene Herz sich sehnen mag. Wenn Helene sich in einer ungeheuern Aufregung befand, welche das Vorgefühl von näherrückenden großen Entscheidungen in dieser jungen und unverfälschten Brust hervorrief, so fühlte Sophie sich von einer ungewöhnlichen Unruhe an der Seite ihres schönen, aber ziemlich faden Herrn beseelt, und da dies seltene Mädchen mit dem scharfen Blicke in dunkle und verworrene Verhältnisse die gewissen Anzeichen heraufziehender Stürme und Gewitter gewahrte,

so hätte sie mehr als einmal dem geschwätzigen Menschen an ihrer Seite mit seinem hübschen Modejournalkopfe auf den Mund schlagen mögen, um den Faden ihrer geheimen Meditationen nicht zu verlieren. Sie hatte nur den einen Wunsch, sobald wie möglich an einen Vertrauten herankommen zu können, um einen Schlüssel in die Geheimnisse zu gewinnen, die sich um die Familie mit düstern Farben woben. Sie kannte die Gesichter der Baronin und ihres Gemahls zu gut, um nicht aus diesen untrüglichen Verräthern soviel herauszubringen, als daß bei beiden eine große Unruhe und ein einander feindseliges und widersprechendes Element obwalte. Die Gefahr, in welcher ihre Schwester, die sie mit der aufopferungsfähigsten Reinheit ihres Herzens liebte, sichtlich schwebte, forderte sie zu deren Schutz mit gewaltigem Hülferufe auf. Und doch konnte sie nicht zu ihr heran. Die Etikette und der gute Ton sind oft so quälend, mörderisch für die Seele, wie die raffinirteste Höllenmaschine für den Leib.

Nicht viel besser als Sophie ging's der Frau von Debonal. Zwar war sie in diesem Augenblicke von günstigen Aspecten umgeben, und der Mann an ihrer Seite war glücklich durch sie; allein ihr Herz gehörte zum großen Theil einer Familie an, der sie so viele Theilnahme und Tröstung in den Tagen ihres Kummers verdankte. Jetzt schien sich die glänzende Sonne dieser bis dahin so heitern und hoffnungsreichen Familie in ein dunkles Nebel- und Todesthal zu neigen, und sie mußte einen bedeutenden Theil ihrer edelsten Gefühle den Personen allen weihen, die sie mit sichtbarer Be-

fangenheit und Unruhe um sich her erblickte. Wäre der Lord Blessington nicht mit jedem Wort, mit jedem Zeichen der Zufriedenheit seiner angebeteten Emilie überglücklich belohnt gewesen: ihr in gewisser Hinsicht karges Benehmen hätte ihm doch auffallen müssen. Emilie war sehr klug, aber sie verstand sich auf keine heuchlerische Verstellung. Auch sie verlangte nach Aufschluß.

Harmlos und in dem vollen Reichthum des diesseitigen Glückes, wie Kinder unter blanken Thalern spielend, deren reellen Werth sie noch mit keiner Aengstlichkeit um den neckischen Genius des Geldes abwägen, harmlos und vollkommen zufrieden gestellt, genossen dieses Augenblicks allein der Graf und Mathilde. Sie erschienen in der That beneidenswerth, und es ist beiden anzusehen, daß der Mensch nicht durch übertriebenen Reichthum, nicht durch Rang und Stand, nicht durch die Vortheile einer irdischen günstigen Lage glücklich gemacht werden kann, sondern allein durch die unerschöpflichen Freuden einer reinen und herzlichen Liebe. Beide wuchsen gleichsam in diese Liebe hinein, da sie mit jeder Minute neue Entdeckungen ihrer gegenseitigen Vorzüge machten. Sie paßten in der That füreinander. Nachdem der Graf selbst so rückhaltlos sein Verhältniß zu Mathilde Buchwart in die Oeffentlichkeit geschoben hatte, und da jeder den vollkommenen Edelmann im Punkte seines gegebenen Wortes in der Person des Grafen anerkannte, so hörten in Bezug auf diese beiden Personen und ihre Reichthümer alle Speculationen auf, und der kleinliche Neid mußte sich mit seinen feindseligen Wünschen für diese Ueber-

glücklichen begnügen. Der Stolz der Baronin litt es nicht, noch länger bei diesem Verluste zu verweilen.

Endlich wurde die glänzende Tafel zur großen Herzenserleichterung für die Mehrzahl unserer Freunde aufgehoben; andern, die keine Störung des Augenblicks durch feindselige Dämonen erlitten, war die Zeit so schöner Genüsse so schnell vorübergegangen, daß sie bei der alten Behauptung: man werde bei Tische nicht älter, noch gerne länger auf Probe geblieben wären. Die Gesellschaft war ja auch so zahlreich gewesen, daß überall mehr als dreizehn an einer Tafel gesessen hatten. Allein wir irren, dem alten Herrn von Wendheim, der die Gäste an der Quertafel, an der er gesessen, gezählt, und deren er nur dreizehn herausgebracht hatte, war dennoch diese unzeitige Bemerkung sehr störend geworden. Er hatte sich schnell darüber seiner lieben Gattin mitgetheilt. Diese wischte ihm ganz zärtlich mit ihrem Tuche die ängstlichen Schweißperlen von der Stirn, und beruhigte ihn, daß dies düstere Schicksalsproblem nicht eine Tafel unter andern Tafeln, sondern eine Gesellschaft beträfe, wenn sie aus nur dreizehn Personen überhaupt bestände. Allein der alte Herr, der den Aberglauben aller gutmüthigen Naturen theilte und früher dem edeln Weidwerke obgelegen hatte, war so überzeugt von so vielen übernatürlichen und wunderbaren Dingen, daß er sich mit leichten Gründen für die Nichtexistenz derselben nicht gewinnen ließ. Hätte seine liebe Gattin „den Dreizehnten“ überhaupt bestritten, so wäre er für heute Abend ein erschrockener und halsstarriger Mensch gewesen; so aber beließ sie

es bei der wahren Sage, und nur durch die einzig-richtige Auslegung derselben benahm sie ihrem geängsteten Eheherrn seine thörichten Befürchtungen. Er zog sich auf eine Stelle mit einigen Freunden zurück, wo er seine geliebte „Meerschaumne" rauchen konnte. Diese Gruppe wuchs wie ein Conglomerat um einen tüchtigen Kern, und man fing die bereits schon öfter angeregte Frage lebhafter zu ventiliren an, in welcher Weise der Adel und der große Grundbesitz in die unvermeidliche constitutionelle Staatsform hinüberzuleiten sei, welchen Standpunkt er darin einzunehmen, welche Rolle er dabei zu übernehmen habe. Man begriff allseitig die dringliche Wichtigkeit dieser Sache, und man beschloß, das reichliche Beisammensein auch dazu zu benutzen, um sich über die wahren Interessen des Adels und des großen Grundbesitzes zu besprechen, und nach den gewonnenen Resultaten in wirksamer Geschlossenheit bei den Wahlen, und bei Ausfechtung der conservativen Principien und der Constituirung von conservativen Vereinen und von ritterlichen Corporationen zu handeln. Die Solidarität der Interessen bei der Unhaltbarkeit der frühern ständischen Gliederung, die Regeneration des Adels auf den Grundlagen einer höhern Intelligenz und eines größern materiellen Besitzes, die Stiftung neuer Majorate zur Erhaltung der Familienkraft, und namentlich die Gründung von Stamm- und Familienhäusern in der Residenz selbst, und die periodische Convocation sämmtlicher Familienglieder, und die gegenseitige Unterstützung zur Vermeidung einer die Familie schändenden Armuth, dies und noch anderes waren Materialien genug, an

welchen sich die Herren versuchen und womöglich erbauen konnten.

Der Gesellschaft stand eine längere Pause zur freien Disposition zu Gebote. Die einen traten in plaudernde und scherzende Kreise zusammen, die andern durchkreuzten die Arme und wandelten auf dem frischen und aromatischen Vorplatze der Festhalle auf und ab; noch andere zogen sich auf Augenblicke zurück, um die Anstrengungen einer langen Tafelsitzung auf irgendeine Weise zu überwinden; noch andere ließen sich in süßer Müßigkeit den Kaffee gefallen, oder die abkühlenden Wasser und Limonaden, die man ihnen präsentirte. Die jungen Herren waren noch voll von dem gestrigen Rennen, und ihr musternder Blick fiel nur dann auf die vielen reizenden jungen Damen, wenn diese mit ihren weiten Gewändern an ihnen vorüberrauschten. Die jungen Damen hatten schon viel Schönes hier erlebt, und ihr unersättliches Herz wollte sich lange noch nicht damit zufrieden geben. Was und wie viel hoffte man noch von dem bal champêtre, der zum Montag auf dem Programm stand, und heute war erst Sonnabend. Keine sprach von dem nächsten musikalischen Genusse, der in augenblicklicher Aussicht stand. Sie fürchteten alle die schöne Schwedin und wünschten sich alle an die Seite des ebenso schönen Candidaten, der eben dafür sorgte, daß der werthvolle Flügel Mathildens in sicherer und vortheilhafter Weise aufgestellt wurde. Man hatte den jungen Mann heute noch nicht gesehen. Sie sahen aber alle nach ihm hin. Helene auch, der es nicht gelang sich den Aufmerksamkeiten des Prinzen zu entwinden,

und der sie gefragt hatte, ob sie nichts dawiderhaben würde, wenn er ihre Aeltern bäte, seine Aufwartung und seinen Besuch in Groß-Barkow wiederholen zu dürfen, sobald diese reizenden Feste vorübersein würden, ja, doppelt und zehnfach reizend für ihn, da sie ihm die Gelegenheit zur unschätzbarsten Bekanntschaft darböten, die er je in seinem Leben gemacht habe. Helene wollte die Frage überhören. Da sie aber der Prinz mit größerer und insinuanterer Accentuation wiederholte, da durfte die arme, muthlose Helene nicht unartig werden, und sie stammelte tief erröthend, daß es ihnen allen zur größten Ehre gereichen würde, wenn Ihre Durchlaucht ihr bescheidenes Haus mit seinem hohen Besuche auszeichnen wolle. Sophie riß sie fast gewaltsam aus dieser Situation, indem sie, mit eiliger Bitte um Verzeihung, keck behauptete, daß Helene schon längst von ihrer Mutter begehrt würde, die ihr etwas Wichtiges zu sagen habe. Sich selbst bot sie zur stellvertretenden Unterhaltung mit solcher reizenden Naivetät an, daß Helene recht gut entschlüpfen konnte, und der Prinz von der außerordentlichen Liebenswürdigkeit und Lebendigkeit dieses prächtigen Mädchens fast hingerissen und geblendet wurde. Der Geschmack des Prinzen, der bereits Roué genug war, um bei gewissen Reizen ausschließlich zu verweilen, wäre gewiß ins Schwanken gekommen, wenn er nicht den Erzschalk gefühlt hätte, der sich eben mit ihm und seinen Affecten zu schaffen machte. Sophie war ihm entwischt, er wußte nicht wie, und Ihre Durchlaucht griffen ins Leere, als ihr schöner Schatten entflohen war. Die Einwirkung dieser Jugend-

frische auf den Mann der überwundenen niedern erotischen Standpunkte war von einer ungeheuern Gewalt, und es entstand in der That ein rückgängiges Sehnen nach dem, was man wahre Liebe nennt, in einer Brust, die noch edler und kräftiger Flammen fähig war, obschon sie schon zu früh im unreinen Feuer der Leidenschaft gelodert hatte. Der Prinz war schön, galant und geistreich, und von einer Figur und Haltung, daß er den Frauen noch imponiren konnte; aber unsern jungen Mädchen konnte er nur Achtung seiner Männlichkeit und Furcht vor seiner Persönlichkeit einflößen. Darum suchten sie ihm zu entfliehen.

Die Soirée nahm ihren Anfang. Der Vorhang einer kleinen Bühne im Fond des Saals rollte auf. Eine schlichte Decoration, ein einfaches Zimmer darstellend, fiel in Sicht. Die Bühne blieb leer. Die Kapelle vor der Bühne aufgestellt, trug die Freischütz-Ouverture, diese einzige Ouverture voll Waldessage und Jugendliebe, meisterhaft vor. Gegen den Schluß des Stücks erschien Razzini auf der Bühne, schwarz gekleidet, mit weißer Binde und Weste, sodaß der Abstich seines rabenschwarzen Haupt- und Barthaares nur um so auffallender wurde. Seine Figur war mittel und schlank, seine Haltung compreß, die Beweglichkeit seines Wesens unverhüllbar, aus seinen schwarzen Augen funkelten seine Leidenschaften, und auf seiner schönen weißen Stirn thronte seine Kunst. Er hatte seine Geige in der Hand, und hielt sie an der Seite, wie ein Offizier seinen Degen, wenn er grüßen will. Und er grüßte auch die Gesellschaft kurz und mit der

ganzen Signatur eines heftigen Temperaments und eines stolzen Charakters. Der Virtuose spannte, der Italiener übte eine fast unheimliche Gewalt aus, und seine flammenden Blicke sprühten in dem Kreise umher, wie die Blicke eines Tigers, der seine Beute sucht. Er fand nicht was er suchte, und dies schien ihn etwas nachlässiger und gleichgültiger zu machen. Die Ouverture ging zu Ende. Der Theil des Orchesters, der ihn begleiten sollte, spielte die Introduction zu seinem Stücke, einem Concertfragment von Vieuxtemps, und von ungeheuerer Schwierigkeit. Für ihn gab es aber keine Schwierigkeiten, sie lagen alle, wie durch einen gewaltigen Sturm von einem Baume herabgewehte Blüten auf dem Hörerkreise, und ihr Duft übertäubte fast die Sinne. Der rauschendste Beifall drückte keine Spur in das gegen solche Huldigungen abgehärtete Herz des Italieners. Er begann eine neue Pièce, diesmal nur begleitet von wenigen Streichinstrumenten. Er wollte seine vollkommene Bravour zeigen. Er leitete mit wenigen, einfachen Strichen ein auf das Duett aus „Don Juan" von Mozart: „Reich' mir die Hand mein Leben!", und er spielte ein Duett, und er variirte das Duett auf eine so mannichfaltige, bisweilen solch diabolische Weise, daß alle Herzen erzitterten; bisweilen aber auch mit solchen sentimentalen Klängen und zauberhaften Nuancen, daß überall die Thränen in den Augen der Zuhörer und namentlich der Zuhörerinnen erglänzten; dann aber auch mit solchen übertriebenen musikalischen Extravaganzen und Klangeffecten, mit solchen gewaltigen und unerhörten Fertigkeiten, daß der Genuß des Augen=

blicks von einer unbesiegbaren Seelenangst erstickt wurde. Razzini schloß, und es trat mit ihm abermals eine Erscheinung ab, die uns Bewunderung der hochgetriebenen Talente abnöthigt, aber nicht das wohlthuende Gefühl eines die reelle Welt verschönernden Genius zurückläßt.

Die Kunst scheint jetzt sehr oft in Künstelei auszuarten, und sie hört an vielen Stellen auf verständlich zu bleiben und wohlthätig zu wirken. Sie sinkt fühlbar und augenscheinlich durch Ueberspannung. Es gibt Kunstproductionen, die uns in zauberhafter Weise an die Stelle fesseln, auf der wir uns befinden, die aber, wenn sie zu Ende gespielt sind, von uns nicht dacapo gefordert werden. Aus unreinen Umarmungen drängt die Brust sich gern heraus.

Die Gesellschaft ließ ihre beklommene Bewunderung willig in das gemüthlichere Vergnügen übergehen, welches ihr die Aufführung eines kleinen, aber frischen Lustspiels von Puttlitz, die „Badecuren" betitelt, gewährte. Der leichte und durchsichtige Gang dieser reizenden dramatischen Kleinigkeit, der feine und saubere Ton des Dialogs, die anmuthige Correctheit einer gefälligen Sprache, der natürliche Humor, und mehr des Ansprechenden dieses nachmals so beliebt gewordenen und auf Liebhabertheatern so oft wiederholten lebensvollen Lustspiels gewann sich aller Herzen zu Frohsinn und innerlichem Mitspiel. Demoiselle Andrée Palmié und Herr François, die zugleich eine Zierde des französischen Lustspiels waren, drangen sich mit dem liebenswürdigsten feinen französischen Wesen und An=

stande in den Beifall der Zuschauer. Fräulein Palmié hatte bereits ihre Verehrer in diesem Kreise. Sie war den hervorragendsten Damen vorgestellt, und sie gefiel mit ihrem gebildeten und decenten Auftreten überall. Sie ward von heute ab der Liebling derjenigen Herren, welche in die Zeit eines gereiften Geschmacks mit leise sprossendem Grau in den Haaren hinübergerückt sind und an den echauffirenden Scenen der Jugend kein Gefallen mehr finden. Herr Alexis François war ein heiterer Geselle und verdarb keine Suite, wenn sie harmlos angelegt und geistreich durchgeführt wurde. Das charmante Lustspiel bei vollkommenster Entwickelung seiner Rollen und Intrigue hatte eine angenehme Temperatur in die Gesellschaft gebracht. Die Genien des Frohsinns und der guten Laune zogen mit sanftem, jede glühende Stirn fächelndem, jeden Schmerz linderndem Flügelschlage durch diese glänzenden Räume.

Das muntere Gespräch, dessen buntes, perlendes Durcheinander auf zehn Schritt Weite schon dem Gesumme eines thätigen und fröhlichen Bienenschwarmes glich, ward plötzlich in die tiefste Stille verwandelt, als von der rechten Seite her, unter dem Orchester, Emilie zur Linden neben Markbrand die halbe Breite des Saals durchschritt, um ihren Platz neben dem Flügel einzunehmen, welcher tief genug auf das Parterre des Saals und auf keine Estrade gesetzt war, um nicht auffallend zu erscheinen, und vor allem nicht aufdringlich zu wirken. Markbrand schien das große Opfer zu fühlen, welches er seinen Freunden und der schönen Emmy brachte, indem er eine Rolle übernommen hatte,

die nicht mehr zu seiner jetzigen Lebensstellung passen wollte. Es lag etwas Verlegenes, ja Schüchternes in dem Benehmen des bildschönen jungen Mannes. Und doch war ihm dieser Boden der Kunst nicht fremd, und doch war er schon öfter mit seinen Leistungen in eine solche Oeffentlichkeit getreten, und doch war er an solchen Anblick gewöhnt, wie ihn dieser glänzende Concertsaal ihm darbot. Aber er fühlte sich nicht mehr an seiner Stelle. Die Kirche schlug mit ihren heiligen Mahnungen an sein ihr geweihtes Herz. Dieser Mann, der bereits den hochgepriesenen Dienst am Worte Gottes gefunden, konnte kein die Welt ergötzender Künstler mehr sein wollen. Um alle Auszeichnungen, um alle Schätze der Welt hätte er nicht die heilige Laufbahn seiner Candidatur mit dem bescheidenen Ziel einer einsamen, aber ehrwürdigen Pfarre gegen die glänzende aber abnutzende Carrière eines vornehmen Künstlerlebens vertauscht. Und dieser entschiedene Zug seines Charakters und seines Herzens ist um so mehr hervorzuheben, da die Jahre nicht fern lagen, wo der Cultus des Talents begonnen und manche schöne jugendliche Kraft durch die verlockendsten Anerbietungen von dem heiligen Boden der Kirche auf die leichten Breter der Bühne gezogen wurde. Wir haben sie gehört die Männer, die in dem großen Opernhause der Residenz den rauschendsten Beifall des überfüllten Hauses in ihren Glanzpartien, und die hochgestellte Gage von dem theuern Götzendienste der Kunst einernteten, und doch konnten wir das stille Bedauern nicht niederkämpfen, daß uns bei dem Gedanken beschlich: sie wären einst Zierden des Altars und der

Kanzel geworden, wären sie ihrem ersten Herzenszuge treu geblieben. Wie wenn dieser herrliche Gesang dem heiligen Altardienste zugute gekommen wäre, diese herrliche Kraft der Rede der Kanzel?! Und wo wäre euch der befriedigendere Lebensabend beschieden gewesen? Mit keinem nimmt das Alter eine strengere Abrechnung vor, als mit dem einst gefeierten Künstler. Markbrand erglühte in dem zwiespaltigen Gefühl, das seine Brust umspielte, und die Schüchternheit und die Bescheidenheit, die daraus hervorging, machte sein Auftreten um so interessanter. Diejenigen, die ihn kannten, erfreuten sich seiner Erscheinung, die einmal das allgemein Zusagende, wohlthuend Einwirkende an sich hatte. Er war im schwarzen Anzug. Keinem stand die weiße Binde schöner als ihm. Sein blonder, frischer Teint, sein wunderschönes volles Haar wurden dadurch unvergleichlich gehoben. Emmy zur Linden im weißen Mullkleid auf das einfachste geschmückt neben ihm, fühlte ähnlich wie er. Sie war auch nicht mehr auf der rechten Stelle. Sie war es nie gewesen. Sie hatte ja nur der bittern Nothwendigkeit nachgegeben. Sie war im voraus schon wieder bestürzt über den mächtigen Applaus, den sie auch diesmal auf sich niederrauschen fühlen würde, wie ein herzerstickendes Sturzbad, an das sie sich mit den zarten Empfindungen ihrer Seele nie gewöhnen konnte. Was hatte man ihr nicht alles schon geboten, wenn sie sich dem Theater widmen wollte. Aber ihre Freiheit, ihre Tugend, ihre Sehnsucht nach der Heimat, ihre Hoffnung auf ein frommgestaltetes Schicksal war ihr um nichts feil. Und diese Hoheit,

Grazie, Schönheit und Lebensfülle war tausend lockenden Anwerbungen, tausend blendenden Verführungen ausgesetzt. Alle, die die Neigung dieser gefeierten Sängerin des Nordens zum Stilleben kannten, schwärmten um so mehr für sie, wenn sie dennoch im vollen Glanze ihrer Ansprüche an die Huldigungen der großen Welt erschien. Vielen gefiel sie heute an der Seite dieses schönen jungen Mannes, dem der Stempel der Tugend so kräftig auf die Stirn gedrückt war, daß der fast geängsteten Sängerin von dieser Seite keine Gefahr drohte. Ihr leises Beben, ihr wechselndes Farbenspiel, ihr fast verlegenes Lächeln hatte andere und tiefere Gründe. Andere, die erst in diesen Tagen ein Interesse an dieser seltenen Erscheinung gewonnen hatten, verweilten theils mit dem größten Vergnügen an diesen reinen Formen vollkommenster Schönheit, theils geriethen sie in die äußerste Spannung um das, was diese Sirene an Zauber des Gesangs haben könne, da man sich keinen Augenblick über das Entzücken täuschen konnte, was die Mehrzahl der Gesellschaft bei dem Auftreten Emmy's ergriff.

Markbrand hatte sich gesetzt und präludirte mit freier Phantasie auf „Die Klage Ingeborg's". Welche Elegie wob sich durch diese Accorde; ach, welche Reinheit des Spiels und welche Seele der Harmonien rangen um gleichen Vorzug. Emmy konnte ihr Notenblatt nicht ruhig halten. Die volle Beleuchtung, welche der Kerzenglanz des dreiarmigen silbernen Leuchters über sie ausgoß, zeigte ihr flammendes Roth auf den Wangen und das lebhafte Wogen ihres Busens. Sie hob an, halb

arioso, halb recitando: „Aus ist des Sommers Lust, stürmend erhebt sich des Meeres Brust; ach, wie gerne da draußen hört ich es brausen“ mit einer Kraft, mit einem Schmelz, mit einer Sehnsucht, mit einer Trauer in der Stimme, in dem Vortrage, mit dem ganzen Effect einer wahren Natürlichkeit, sodaß die Sängerin sammt ihrem Lied nur ein Odem, nur ein Wesen ist, und wir würden umsonst es versuchen, die Eindrücke, die Thränen, die Gefühle, Stürme und Wogen zu schildern, die die meisterhafte Durchführung dieses Liedes auf alle, alle Zuhörer hervorbrachte. Eine stürmische Begeisterung hob mit dem rauschendsten Beifall die Sängerin zu olympischen Höhen.

Mit Purpurglut auf den Wangen, mit Thränen in den schönen Augen, wie von einem ängstlichen Traume bedrückt sah Emmy in diese tosende Schwärmerei für ihre Talente. Markbrand kämpfte zwischen Enthusiasmus und stiller Fassung. „Eine reizende Sängerin“, bemerkte leichthin der Prinz zu Helenen, die kaum die nöthige Ruhe behaupten konnte. Der leichte Dolchstich dieser Bemerkung fuhr aber in die feinsten Nerven ihres Herzens, und nicht mehr Herr ihrer Gefühle perlten auch ihre Thränen in ihren Schos. „Es ist wahr, ein ergreifender Gesang“, bemerkte der Prinz weiter; „aber sollte er so tief erregend sein, daß er solche kostbare Thränen fordern könnte, die des edelsten Opfers würdig wären?“ Und Helene ward immer stärker von ihren Gefühlen bedrängt. Sie war keines Wortes, keiner Antwort, keiner Entschuldigung, auch nicht der Lüge fähig, die sie in Bezug auf ihren kranken Bruder

stammeln wollte. Da, noch einmal, legte sich die muthige Sophie, die ihre Augen, ihre Ohren überall hatte, wo es das Wohl Helenens galt, ins Mittel. Ohne Rücksicht auf das, was man von ihr urtheilen könnte, mit dem Wagniß ihres edeln Herzens, ja, mit der Verwegenheit der leidenschaftlichsten Liebe flüsterte sie Helenen zu, aber so laut, daß es der Prinz hören konnte: „Fürchte nichts, Helene, deine Liebe soll nur geprüft werden! Emmy zur Linden kann dir nicht gefährlich werden!“ Der Prinz war aufmerksam geworden. Seine Eigenliebe schützte ihn vor einer drohenden Eifersucht. Er bezog die vielsagenden Worte Sophiens auf sich, und er glaubte, das schelmische Mädchen scherze.

„Wie sind Sie doch so liebenswürdig, mein Fräulein! Wie sind Sie der treue Ausleger der vollkommensten Wahrheit! Wo gäbe es in der Welt noch eine so hohe und reizende Schönheit, die der angebeteten Helene gefährlich werden könnte?!“

Sophie nahm ihren ganzen Muth, ihre ganze Selbstverleugnung zusammen, sie wollte die letzte Karte für ihre theuere Schwester aufs Spiel setzen.

„Finden Sie nicht, Durchlaucht“, so nahm Sophie mit bewegter Stimme schnell das Wort, „daß es für einen jungen Mann von Geist und Talent und unverdorbenem Herzen wenigstens eine sehr gewagte Rolle ist, eine so reizende und mit Recht so allgemein bewunderte Sängerin auf dem Flügel zu begleiten?“

„O ja“, antwortete der Prinz; „aber inwiefern dürfte dies der Beachtung Fräulein Helenens würdig sein;

diese gewöhnlichen, diese untergeordneten Verhältnisse, inwiefern können diese unser Interesse in Anspruch nehmen", setzte er mit jenem hochmüthigen Tone hinzu, der den Unerreichbaren auf ihrer stolzen Höhe so eigenthümlich ist.

Helenens Herz klopfte fast hörbar, aber sie hatte weder den Wunsch noch die Macht, diesem bedeutsamen Gespräche ein Ende zu machen. Sie kämpfte und litt ungeheuer.

„Inwiefern?" bemerkte die unbeugsame Sophie dagegen. „Müssen Sie nicht zugeben, daß der junge Mann sehr hübsch ist, und daß dies auch die Sängerin finden könnte, und daß sie deshalb den Wunsch haben könnte, in eine nähere Beziehung zu dem hübschen jungen Mann zu treten, und daß, wenn der junge Mann den Wünschen der schönen Emmy zur Linden nicht entgegen wäre, dies dem Herzen meiner Cousine sehr weh thun würde?"

Sophie hatte absichtlich und stark betonend diese Sätze mit den nöthigen Pausen und Cadenzen ausgesprochen, damit der Inhalt derselben dem Prinzen so deutlich wie möglich werden möchte.

„Wer ist der junge Mann, von dem Sie, gnädiges Fräulein, die Güte haben jetzt so räthelhaft zu reden, daß man ihm in der That die Ehre einer größern Aufmerksamkeit erweisen muß?"

„Der Candidat Markbrand", erwiderte Sophie mit aller Hast, um ihren Endzweck zu erreichen und die Annäherungen des Prinzen an Helene in ihrem Keime zu ersticken, „unser Hofmeister, ein Mann von der besten

Bildung und den feinsten Sitten, dem wir zu unendlichem Dank für seinen bildenden Einfluß auf uns, die wir uns mit Vergnügen seine Schülerinnen nennen, verpflichtet sind."

„Aber, geehrtes Fräulein, diese Wärme Ihrer Sprache? Verzeihen Sie gnädigst, wenn ich nicht einsehe, wie dieser junge Mann, wenn er eine Neigung zu der Sängerin fassen könnte, nur irgendwie Ihre theuere Cousine irritiren sollte? Es ist möglich, daß es unbequem sein mag, einen angenehmen Lehrer in ein anderes Verhältniß verflochten zu sehen, und die Abnahme seines hohen Interesses für unsere Wünsche und Gewohnheiten fühlen zu müssen. Aber unser Standpunkt ist höher, als daß wir in solchen Fällen nicht das nöthige Selbstbewußtsein oder die nöthige Resignation besitzen sollten. Noch einmal, verzeihen Sie gnädiges Fräulein, daß ich Ihre Wärme für den jungen Mann etwas verdächtig finde, und gestehen Sie, daß es Ihnen selbst sehr schmerzlich sein würde, wenn die schöne Sängerin den schönen Candidaten gewönne. Sehen Sie, wie feuerige und sehnsüchtige Blicke die beiden wechseln. Es ist dies Nahebeisammensein der beiden Künstler sehr gefährlich. Sie haben recht, man kann dabei eifersüchtig werden, man kann dabei verzweifeln. Sie sind in der That sehr zu beklagen, Fräulein von Hochstetten, wenn Ihnen die Linden den schönen Hofmeister abspenstig machen und entführen sollte."

Wir wissen, wie leidenschaftlich Sophie werden konnte, wie sie Beleidigungen und Kränkungen, selbst wenn sie auf Misverständnissen beruhten, aufzunehmen

und schnurstracks zu rächen pflegte; wir wissen, wie sich ihr edles Herz gegen alle hochmüthigen Anmaßungen der Aristokraten entflammte, und ohne alle Rücksicht auf die Folgen, die ihre energische Handlung haben konnte, mit sprühenden Augen und fast mit bebender Stimme erwiderte sie dem Prinzen:

„Ihre Ironie ist unnobel, Durchlaucht, und dieser Vorwurf aus dem Munde einer Dame, die zu beleidigen Sie weder Grund noch Recht haben, mag Ihre wohlverdiente Strafe sein. Aber damit Sie nicht irren in Ihren Annahmen und Betrachtungen: Helenens Herz besitzt Markbrand, über ihre Hand allein hat sie noch freie Verfügung, falls jemand kommen möchte, der sich mit der bloßen Hand begnügen wollte. Fragen Sie sie selbst, ob es nicht so ist!"

Eine spannende Scene für die Gruppe. Der Prinz erkannte sogleich die volle Situation. Es wäre seiner aristokratischen Natur unmöglich gewesen, auch nur um ein Haar zu weichen.

„Fräulein von Hochstetten, ich danke Ihnen für diese Aufklärung, wenn Sie dieselbe auch unaufgefordert gegeben haben. Um die Hand Ihrer vortrefflichen Cousine werde ich mich morgen bei deren Aeltern bewerben, und da ich hoffen darf, daß diese mir nicht abgeschlagen werden wird, so zweifle ich auch nicht, daß ich mit der Hand auch das Herz meiner Angebeteten gewinnen werde. Eine kleine Jugendschwärmerei erhöht den Reiz des Lebens. Wir denken im reifern Alter über diese poetischen Jugendträume, die wir Liebe nennen, milder, gnädiges Fräulein", sprach er weiter

zu Helene gewendet: „Sie gestatten doch, daß ich morgen in der Ihnen angedeuteten Absicht Ihren theuern Aeltern meinen respectvollen Besuch machen darf?"

„Ihr hoher Besuch wird uns immer zur Ehre gereichen", flüsterte Helene, die einer Ohnmacht nahe war.

Der Prinz dies wieder zu seinen Gunsten auslegend, schoß einen triumphirenden Blick auf die erschütterte und ergrimmte Sophie ab mit der Herausforderung: „Was sagen Sie dazu, Fräulein von Hochstetten?!"

Und dies edle Fräulein von Hochstetten, diese echte adeliche Seele that das Letzte.

„Sie werden meine arme, muthlose Cousine unglücklich machen, — sie wird Sie nie lieben können, und das kann Ihrem Herzen keine Ehre machen und Ihrem Gewissen keine Ruhe gewähren!"

„Wie sind Sie doch so charmant in Ihrem Eifer! Wenn es nicht Helene wäre, die meine ganze Neigung besitzt, so könnte ich mich in Sie verlieben, mein schönes Fräulein."

Der Prinz begleitete diese Sottise mit einem schallenden Gelächter. Sophie warf ihm einen so verächtlichen Blick zu, daß er gefühlt werden mußte. In diesem Augenblicke klopfte Markbrand mit dem Stimmhammer auf das Stegbret des Flügels und mahnte zur Aufmerksamkeit. Er introducirte die Arie Agathens: „Und ob die Wolke sie verhülle." Schöner, ergreifender und effectvoller ist diese Arie nie gesungen worden. Mit furchtbarer Gewalt griff sie in Helenens armes, für diese Welt geopfertes Herz. Sophiens Muth zerschmolz

auch unter diesen mächtigen Tönen und Worten. Tausend Thränen rannen aus ihren schönen Augen. Die Schwedin hatte viele Herzen entzückt. Wie sie deren zwei zerknickt hatte, wußte sie nicht. Sie sang noch ihre beiden altschwedischen Balladen. Von Nummer zu Nummer schwoll der Beifall, den sie erntete. Als sie geendet hatte und an der Hand Markbrand's abtrat, flüsterte sie demselben zu: „Ich habe heute zum letzten mal vor solcher Gesellschaft gesungen.“ Markbrand drückte leise ihre Hand und entgegnete ihr: „Der Entschluß ist schön, ich werde es ebenso machen, ich werde auch nicht wieder vor großer Gesellschaft spielen.“

Dies Wort, mit welchem Markbrand an der Hand Emmy's von diesem glänzenden Schauplatze abtrat, hatte einen prophetischen Sinn. Schon am folgenden Tage sollte der strenge Ernst des Lebens beginnen. Um elf Uhr war sein und Helenens Schicksal entschieden. Der aristokratische Stolz siegte über alle Schwierigkeiten, welche die ritterliche Liebe, die kindliche Verzweiflung, die bange Zukunft und der ewige Schmerz zusammenhäuften, um sie den Bewerbungen des Prinzen um Helenens Hand entgegenzusetzen. Es wurde auch hier wieder eins jener vielen blutigen Opfer vollzogen, welche der götzendienerische Altar des Standesvorurtheils verlangt. Die Familientradition erfüllte sich: eine Tochter des freiherrlichen Hauses stieg wieder in den Fürstenstand empor, und vor diesem stolzen Schicksalswillen beugten sie sich alle, die den Namen Barkow führten.

Der Baron konnte die Ehre, der Schwiegervater eines Fürsten zu sein, nicht dem wahren Glücke seines innigstgeliebten Kindes nachsetzen. Sein edles Herz blutete, als er dem Prinzen das väterliche Jawort gab, und damit ein Recht ausübte, welches dem gleichkommt, welches die Heiden über Leben und Tod ihrer Kinder hatten. Er war zu schwach, um die wahren Rechte seines eigenen Kindes gegen die Forderungen des Standes und der in der hohen Gesellschaft herrschenden Gewohnheiten zu vertheidigen. Er sah, wie er sein vielgeliebtes Kind dem Elend eines frühgebrochenen Herzens preisgab; aber er beugte sich unter die strengen und unbeugsamen Gesetze des aristokratischen Ehrgeizes. Die Baronin war befriedigt, vollkommen befriedigt von dieser glänzenden Mariage. Sie wäre fast im Stande gewesen, ihre Tochter zu beneiden. Sie war es so lange gewohnt gewesen eine Figur bei Hofe zu spielen. Jetzt sollte sie mehr sein als Figur, die Mutter einer Prinzessin. Fast mit Indignation gegen ihren schwer daniederliegenden Sohn, wenn sie dessen fähig gewesen wäre, empfing und durchflog sie ein Billet von zwei Zeilen, welches ihr noch vor der entscheidenden Minute der treue Iwan überbrachte. Das warnende Wort des Sohnes zerschellte an dem eisigen Mutterherzen, welches eine Revanche für ihre mislungenen Plane haben wollte. Sie war und blieb nur übergütig gegen Sophie, welche die strenge Mutter auf den Knien und mit Strömen von Thränen beschwor, Helenen nicht zu opfern und ihr das hohe Glück einer reinen Liebe und eines bescheidenen Lebensloses zu lassen. Der zweite Theil dieser

Bitte war es eben, gegen deren Erfüllung sich das stolze gräfliche Herz empörte. Aber sie hob mit ungewohnter Zärtlichkeit Sophien empor, drückte mit wärmster Innigkeit dies edle Mädchen an ihr hochfliegendes Herz, und versprach ihr künftig die treueste Mutter sein zu wollen, wenn sie noch heute ihre Tochter und die Lebensretterin ihres hoffnungslosen Sohnes werden wollte. Sophie entwand sich dieser schrecklichen Umarmung mit einem zornigen Blicke, und beide Frauen stürzten in das traurige Verhältniß einer unversöhnlichen Feindschaft. Das Haus Barkow wird gar bald die Waise von Hochstetten über die bis dahin so wirthliche und heimatliche Schwelle weisen; aber die Waise von Hochstetten hat an ihrem Muthe einen Pilgerstab, der nicht so leicht auf der Bahn der irdischen Prüfungen zerbricht.

Die diplomatische Tante, die Großbewahrerin aller Barkow'schen Traditionen und Urkunden, die Domina eines ahnenreinen Stifts, fand ihr mislungenes Schicksal vollkommen in dem ihrer Großnichte erfüllt, und obwol sie dahintergekommen war, daß Helene eine glühende Liebe zu dem schönen Markbrand in ihrem Busen barg, so fand sie diesen Familienzug des Herzens so wahr und natürlich, daß sie sogar eine Freude darüber zu erkennen gab, daß sich unter den Frauen von Barkow so viel Aehnlichkeit hinsichtlich der zarten Angelegenheiten des Herzens fand. Sie versprach Helene, daß sie fortgesetzt eine heilige Protection des lieben Markbrand übernehmen, und nicht eher ruhen wolle, als bis er eine gewünschte Lebensstellung gewonnen habe. Freund der Familie, Protegé des Hauses Barkow

würde er immer bleiben, und damit glaubte die alte Keuschheit alles gethan zu haben, was sich auf eine unpassende Wunde eines adelichen Jungfrauenherzens gezieme. Und doch, wer hätte es denken können, daß diese alte, fromme Domina mit grauen Haaren vielmehr aus Eifersucht als aus kalter Ueberlegung so handelte, wie sie handelte. Wäre es nicht zu lächerlich und verächtlich gewesen, sie selbst würde in ein intimeres Verhältniß zu Markbrand getreten sein. Die späterwachten Leidenschaften sind oft wunderbar stark.

Markbrand erfuhr den Stand der Dinge durch Sophie. Er brach, obwol er einen Augenblick erbleichte und bebte, über der Nachricht nicht zusammen, weil er sich längst resignirt hatte. An Sophiens Tugend richtete er sich bald empor, und er küßte mit dankbarer Glut eine Hand, die ihm den giftigsten Dolch ins Herz gestoßen hatte.

Auch die übrigen Freunde wurden bald in Kenntniß von diesem wichtigen Familienereigniß gesetzt. Der Prinz hatte seine guten Gründe zur möglichst schnellen Veröffentlichung seiner Verlobung. Was geschehen sollte, sollte hier auf der Stelle geschehen. Er wollte gebunden sein mit unauflöslichen Banden. Er wollte nicht rückfällig werden in ein Verhältniß, das ihm schon längst sehr drückend geworden war.

Wir können es uns wol denken, mit welchen verschiedenen Empfindungen die Freunde Markbrand's und Helenens diese Nachricht aufnahmen. Sie suchten alle, ein jeder auf seine Weise und nach den Graden des reundschaftlichen Verhältnisses, in welchem er zu den

betreffenden leidenden Personen stand, seine herzliche Theilnahme, die aber das Gewand der Wehmuth nicht überhüllen konnte, an den Tag zu legen. Viel Ermuthigung fand Markbrand in den Armen seiner Freunde. Frau von Debonal, die nur aufrichtig die arme Helene beklagte, zeigte dem künftigen Prediger den wahren Schmuck des christlichen Herzens: Ergebung in den Willen Gottes. Helene weinte heftig an dem Busen dieser Frau; aber diese Frau verstand es auch, diese Thränen in ihrem mitfühlenden Herzen zu sammeln, und sie darnach zu einer Schnur von trostreichen, kostbaren Perlen in die Hand der stillen Dulderin zurückzugeben.

Noch am Nachmittage dieses entscheidenden Tages lief die officielle Anzeige durch das Lager. Die conventionellen Gratulationen, aber nur vorläufig, wurden den hohen Verlobten und den glücklichen Aeltern bei ihrem Erscheinen bei der heutigen Soirée abgestattet. Der sogenannte thé dinatoire unter einem am See aufgeschlagenen Zelte war splendid. Reizende Harmonie-Musik erhöhte das Vergnügen. Fahrten auf dem See in den kleinern Fahrzeugen wurden herüber und hinüber gemacht. Theile der Gesellschaft durchschwärmten die verschiedenen Enden des Lagers und ergötzten sich an dem fröhlichen Leben, welches sich um die Orte der ländlichen Lustbarkeiten wob. Ein französisches Lustspiel von artiger Composition und drastischer Wirkung von Scribe wurde später im großen Salon aufgeführt. Unsere Freunde achteten nicht darauf. Sie hatten sich zurückgezogen. Nur dann und wann erschienen der Graf

Stern, oder der Lord Blessington, um die Pflichten der Wirthe zu erfüllen. Die größte Last lag wieder auf den schwachen Schultern Iwan's. Er wäre gern bei Markbrand gewesen.

Dieser aber war gegen Abend in dem Zelte Hugo's, der ihn hatte dringend bitten lassen, ihm einige Minuten zu opfern. Hugo, vollkommen ergriffen von dem herben Schicksal seiner Schwester und des jungen Mannes, der ihm so großmüthig verziehen hatte, und an dem er nun mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines erschütterten Herzens hing, Hugo hatte die Bitte an den neuen Freund, seinem Schlage einen edlern Widerstand entgegenzusetzen als er dem seinigen, und die unvermeidliche Wunde mit männlich gefaßtem Muthe vor den Augen der Welt und namentlich vor den Augen seiner Schwester zu verbergen.

Am andern Tage fanden die Auffahrten auf dem Schlosse in Groß-Barkow statt. Auch sie durften nicht ausbleiben, denen ein Gefühl überkam, als ging es zu einer großen Todtenbestattung. Auch Markbrand brachte mit edelm Anstand seine Glückwünsche dar. Helene geschützt durch den Trouble, Markbrand gewappnet durch kräftige Entschließungen, erlagen der Größe ihrer heuchlerischen Rolle nicht. Die Sitten des Anstandes können oft furchtbar mit ihren Forderungen werden. Die Sache ging so gut vorüber, daß man nicht hastig mit der Verabschiedung Markbrand's sein zu müssen glaubte.

Wenn nun auch die glänzenden Festivitäten ihren ungehinderten Fortgang nahmen, und in strengster Weise

ihr Programm erfüllten, so ist doch unser Interesse zum großen Theil daran erloschen, da die Hauptttheilnehmer unter dem Drucke gewaltiger Störungen litten, und sich in der That nach der Stunde sehnten, wo sie diese glänzenden Lästigkeiten abwerfen und an die weitere Gestaltung ihrer Zukunft denken konnten. Hierzu mußten sich einige stille Stunden finden, und sie fanden sich trotz des Tumults, der jene umfing, trotz der Rücksicht, die man auf die fremden Gäste zu nehmen hatte, und denen man die Sorgen des eigenen Herzens verbergen mußte.

Unter andern Umständen würde uns der am Montag stattfindende bal champêtre mit seinem idyllischen Arrangement, mit seinem ländlichen Costüm, mit seiner gesunden Heiterkeit, mit seinem bunten Gewühle zu einer eingehendern Schilderung gereizt haben. Wir müssen gestehen, die Damen in ihren kleidsamen, kurzen und knappen phantastischen Kleidungen, mit ihren hochfrisirten und buntgeschmückten Köpfen, mit ihren Miedern und reichbesetzten Röckchen, mit reizenden Zwickelstrümpfen und bequasteten, hochhäckigen Schuhen, waren allerliebste, frische Erscheinungen, und zeigten das weibliche Geschlecht mit aufrichtigern und kräftigern Reizen, als es bei den langen Roben, überweiten Crinolinen möglich ist. Schon die Mannichfaltigkeit der Trachten und ihrer leuchtendern Farben gewährte einen größern Genuß der Betrachtung. Die muntersten Herren der Gesellschaft, meist im Tiroler- oder auch Figaro-Costüm, doch überall dem ländlichen Charakter sich annähernd, gaben nicht minder romantische Partner für die frischen

Dirnen ab. Das war wirklich einmal eine wahre Lust, dies fröhliche Ländern; und wenn, wie wir uns wol denken können, Sophie die hübscheste, keckste und gewandteste Schäferin war, die jeden Damon zur Verzweiflung hinreißen konnte, so müssen wir dies eben ihrem Jugendmuthe zugute halten, der sie noch frei und fröhlich über die Tücken eines bösen Schicksals hinweghob. Kein schöneres Paar, sie und er, sie in den kräftigen Armen ihres Theodor. Ha, es leuchtete schon wie tausend Blitze aus ihren Gazellenaugen! Sie wußte schon, wohin sich wenden, wenn sie der Burg Barkow Lebewohl sagen sollte! Auch Helene war als Bauernjungfer auf dem Plane. Wenn auch der sanfte und duldende Zug ihres Angesichts nicht ganz zu der ungeschminkten Rolle paßte, die sie übernommen hatte: ihrer Schönheit, ihrer Grazie, ihrer reinen Engelserscheinung mußte man in jeder Verkleidung gerecht werden. Ihr Prinz, der als ein arkadischer Hirtenfürst erschienen war, machte ebenfalls eine schöne Figur, und es konnte einem wol däuchten, als ob Helene in Augenblicken großer Huldigungen, die sie als künftige Prinzessin erfuhr, ihre tiefe und schmerzliche Herzenswunde vergessen könne. Der Prinz meldete ihr eben, daß er seine durchlauchtigsten Vettern und Verwandten mit seiner Verlobung bekannt gemacht und um ihren Consens gebeten habe, der sicherlich nicht ausbleiben würde, da die Hoffnung und der Stolz der Familie hauptsächlich auf ihm beruhe. Außerdem habe er ein Gesuch an seinen königlichen Souverän um Legalisirung seiner Verheirathung mit einem Fräulein des ältesten Landesadels

gerichtet, und bei seiner Stellung zum königlichen Hause dürfe er keinen Augenblick an der Genehmigung seines Gesuchs zweifeln. Das Schlimmste, was Helenen treffen könnte, wäre ihre Erhebung in den gefürsteten Grafenstand. In demselben Augenblicke tanzte in heiterster Freude Sophie mit Theodor an der künftigen Prinzessin vorüber, und ach, wie beneidenswerth erschien der Hochgehobenen das altadeliche Fräulein von Hochstetten, die sich keine andere Hoffnung machte, als eine Frau Oberförsterin Wohldag zu werden. Daß sich unser flotter Graf mit aller Laune eines fröhlichen und ungetrübten Herzens in diesem bunten Kreise bewegte, und seine geliebte Mathilde nach Herzenslust schwenkte, das können wir uns wol denken, und wir gönnen diesem Edelmann aus Herzensgrunde das hohe Vergnügen, die Sklavenketten seines Standes mit kühnem Fuße niedergetreten zu haben. Emmy zur Linden, die auch bei dieser Partie die Schönste unter den Schönen gewesen wäre, zeigte sich nur als vorübergehende Zuschauerin dieser ländlichen Maskerade. Sie hatte sich enger an Frau von Debonal angeschlossen, und wir sind vollkommen von vielseitiger harmonischer Uebereinstimmung dieser beiden edeln Frauen miteinander überzeugt. Emmy mußte stets die Vorsichtige und Zurückhaltende sein, wenn sie nicht den ausgesuchtesten Huldigungen erliegen wollte, womit man sie zu überhäufen trachtete. Kaum war sie dem feurigen Italiener ausgewichen, so lag schon wieder ein anderer vor ihr auf den Knien, und sprach von Anbetung und Vergötterung. Und in dieser trügerischen Sprache waren selbst Herren der höchsten Stellung ge-

übt. Fräulein Andrée Palmié mit ihrem feinen und gewandten französischen Wesen, und Schauspielerin durch und durch, lenkte freilich manche Aufmerksamkeit auf sich; aber die hervorragende Schönheit Emmy's fesselte dennoch wieder die Löwen des Augenblicks an ihren sonnenreinen Triumphwagen.

Das darauf am andern Tage folgende große Scheibenschießen, an welchem selbst einige Damen, und unter ihnen die künftige Frau Oberförsterin Antheil nahmen, brachte neue Reize und Spannungen in die große Fülle von Vergnügungen, die sich hier darboten. So oft Sophie ihre leichte Scheibenbüchse mit dem besten Anstande anlegte, sah das bewundernde Auge des guten Baron auf dieses echte adeliche Mädchen, das er so gern als Tochter an sein Herz gedrückt haben würde. Sophie drückte ab, that einen glücklichen Schuß; der Scheibenwärter salutirte, denn das Centrum war berührt. Ein rauschender Beifall der Herren, die alle in ihre Hände schlugen, belohnte die Kühnheit Sophiens. Der Baron schloß sie in seine Arme und küßte sie herzlich. Sophie fühlte seine Thränen auf ihren Wangen, und das arme Herz mußte unter so viel Güte und Zärtlichkeit recht bitter, bitter leiden.

Nächstdem erregte die pompös arrangirte und glücklich durchgeführte Quadrille im mittelalterlichen Costüm die größte Aufmerksamkeit. Wenn Sophie sich als tüchtige Schützin zeigte, so glänzte Helene in der That als eleganteste Reiterin. Wer möchte diese leichte, sichere und kühne Haltung der Person, diese correcte und capriciöse Führung und Behandlung ihres Pferdes,

diese Anmuth und diese Kraft ihrer Bewegungen einem Charakter zutrauen, dessen Hauptzug sonst Sanftmuth und Duldung bilden. Aber Helene war dennoch ein durch und durch ritterliches Mädchen, und wir kennen ihre Gründlichkeit in allen Dingen, wo es auf selbständige persönliche Leistungen ankommt. Der Prinz war entzückt von seiner Braut, und der Familienstolz des Hauses Barkow deckte auf Augenblicke eine tiefe Wunde, aus der es eben blutete.

Ebenso glänzend fiel das Carrousel aus, und die Domina behauptete, es würden gewiß die Zeiten kommen, wo die ritterlichen Geschlechter nicht mehr nach einem auf einem Pfahl befestigten Türkenkopfe ihre Lanzen werfen und ihre Degen nicht mehr durch nachgiebige Ringe stechen würden, sondern wo es ein scharfes Rennen geben würde, um das demokratische Heidenthum niederzuwerfen, und damit ein neues Goldenes Vlies des wahren Verdienstes zu erkämpfen. Wir glauben's der Ehrwürdigen, daß eine neue ritterliche Zeit kommen werde, weil diese Schalheit der ewigen Abstumpfungen aller romantischen Gefühle auf die Dauer nicht befriedigen kann, aber es wird dies vorzugsweise von der Regeneration des Adels abhangen.

Ein großes, kunstreiches Feuerwerk beschloß diese Feste am Strachowitzer See. Noch einmal fiel mit diesen Flammen, Sonnen und Sternen aus der magischen Lichtwelt ein glänzender Strahl auf diese Stätte so vieler Anstrengungen und Genüsse. Die große Pyramide, die in der Mitte des Sees errichtet war, und deren Zauber durch eine auf einem Draht dahinfliegende und von der Hand Mathildens abgesandte Taube geweckt wurden, ließ in verschiedenen

Formen und Farben mehrere verschlungene Namenszüge in Brillantfeuer sehen. Kanonenschläge und große Musiktuschen begleiteten jedesmal diese herrlichen Meteore, und die ungeheuere Zuschauermenge am Ufer des Sees, und die in Gondeln über die silbernen Fluten Gleitenden applaudirten in mächtiger Weise. Zuletzt erhob sich aus der Nacht des Sees wie eine leuchtende Fata-Morgana die Burg Barkow mit allen ihren Zinnen und Thürmen, ein Meisterstück der Photographie und der Dioptik, wie ein Himmelsgebilde aus Azur und Licht, ein Feenschloß. Dann erlosch auch mit einem mächtigen Krachen aus allen Kanonen und Böllern dieses strahlende Phantom, und das glänzende Spiel war aus.

Nach Zeit von drei Tagen waren alle diese Herrlichkeiten verschwunden, die handelnden und zuschauenden Menschen hatten sich verzogen, und die Landschaft um den See hatte wieder ihre alte stille Elegie gewonnen.

Es bleibt uns nun noch das traurige Geschäft des Abschiednehmens von unsern Freunden übrig, und die traurige Vereinsamung des Schlosses Barkow zu melden. So geschah es denn, daß innerhalb der nächsten drei Tage, die auf die Festlichkeiten folgten, zuerst der Graf Stern und der Candidat Markbrand sich verabschiedeten. Nach einem noch kurzen Aufenthalt in Wendheimsburg, und nach einem kleinen Abstecher nach der Vaterstadt Markbrand's auf Besuch zu dessen Aeltern, wollten die beiden jungen Männer eine größere Reise antreten, und zwar in der Weise, daß sie dem Culturgange der

Alten Welt folgten. Aegypten mit seinen Wunderresten war ihr nächstes Ziel; dies würden sie über Frankreich erreichen. Dann wollten sie dem Zuge der Kinder Israel durch die Wüste folgen. Sie wünschten den Sinai zu besteigen und die unentzifferbaren Inschriften an den Felsen der arabischen Wüste zu lesen. Hierauf gedachten sie das Heilige Land und seine heiligen Stätten zu besuchen, und den Boden zu begrüßen, wo Gottes Wunder und Werke am geheimnißvollsten und herrlichsten geleuchtet haben. Von da sollte es über die alten Stätten des Ruhms und der Kunst, über Griechenland und Rom gehen. In Rom sollten sie sich der dortigen Gesandtschaft ihres Hofes attachiren, der Graf, um seine diplomatische Carrière zu beginnen, Markbrand, um sich eine größere wissenschaftliche Laufbahn zu eröffnen und den bereits angestellten Gesandtschaftsprediger anfangs zu unterstützen und später abzulösen. Durch die Connexionen des Grafen wurden diese Angelegenheiten während ihrer Reise bestens geregelt. Wie schmerzlich der Abschied, der nothgedrungene und unvermeidliche Abschied Markbrand's von Burg Barkow war, können wir denken und fühlen, aber nicht schildern, weil es uns zu wehe thut, besonders, wenn wir den Anzug dieses jungen Mannes mit seinem Abzuge vergleichen. Nur den einen Umstand wollen wir erwähnen, daß ihn der Baron unter heißen Thränen in seine Arme schloß, und auch die Baronin, als er ihr die Hand küssen wollte, völlig aus ihrer Rolle wich und ihn an ihr Herz drückte, und mit vielen zärtlichen, wahrhaft mütterlichen Küssen bedeckte. Von den jungen Mädchen ver-

abschiedete sich der Hofmeister durch Karte, und nicht persönlich. Von Hugo, der inzwischen in einem noch sehr leidenden, ja leider hoffnungslosen Zustande aufs Schloß gebracht war, und von Iwan nahm Markbrand brüderlichen Abschied. Allen mußte er versprechen, ein treuer Freund bleiben zu wollen. Die Baronin ließ sich sogar hierauf die Hand geben. Viele waren recht traurig, als der gute Hofmeister durch den dunkeln Thorgang schritt. Die Junker liefen ihm noch nach. Martin reichte ihm noch eine Prise. Anton und Strauß gingen mit hinaus zur Pfarre, wo die Abfahrt stattfinden sollte. Reinhard rief dem lieben Markbrand viel Glück auf den Weg.

Frau von Debonal und der Lord wollten morgen reisen. Sie gingen zunächst nach Frankreich. Sie nahmen Sophie, die in Burg Barkow nicht bleiben konnte und keine nahen Verwandten hatte, bei denen sie eine Zuflucht finden möchte, mit. Emilie wußte, wie unter Umständen einer Waise zu Muthe sein kann. Sie war schon Freundin Sophiens, jetzt ward sie auch ihre Mutter. Emilie wünschte nach dieser glücklichen Wendung ihres Schicksals ihr Vaterland wiederzusehen und die Gräber ihrer Theuern zu segnen und zu schmücken. Darein willigte der gute Lord so gern. Eine Wiedervereinigung mit Stern und Markbrand sollte in Paris geschehen. Darum war auf dieser Seite der Abschied nicht zu schwer. Während nun Sophie mit nach Frankreich und England ging, wo zu den nächsten Ostern die Vermählung Blessington's und Emiliens stattfinden sollte, würde der Feldjäger sein

großes Examen machen und dann einstweilen die Forstinspectionsstelle über die Waldungen Stern's annehmen, und dann seine glückliche Braut aus England abholen, aber als junge Frau, da Emilie ihr die Hochzeit ausrichten und sie ausstatten wollte. Das sagte dem Lord wegen seiner großen Liebe zu Theodor besonders zu. Theodor und Sophie benetzten ihre Hoffnung mit reichlichen, aber muthigen Abschiedszähren.

Von der Pfarre war ein schweres Losreißen. Stern konnte nicht von seiner geliebten Mathilde kommen. Aber sie waren beide noch so jung. Sie wollten beide reifer für den Ernst des Lebens werden. Der liebevolle Pastor Buchwart segnete die Verlobten förmlich ein, und ein unzerreißbarer Bund wahlverwandter Seelen war geschlossen. Mathilde war im besten Schutze. Stern hing an der Mutter Mathildens, als wenn sie seine Mutter gewesen wäre, und die alte Großmutter umarmte er in herzlicher, selbst liebkosender Weise. Es mußte geschehen. Adieu! Adieu!

Emmy zur Linden war zu Buchwarts in ein freundschaftliches Verhältniß, besonders wegen der Gleichheit des Standes, getreten. Und da sie dem guten Pastor erklärte hatte, daß sie nie mehr öffentlich singen wolle, so dachte er an seine unvergeßliche, selige Eleonore, und Emmy war ihm dadurch gleichsam durch eine verklärte Hand ans Herz gelegt. Sie sollte einstweilen auf der Pfarre als Freundin Mathildens bleiben, während auch der Pastor ihre finanziellen Angelegenheiten wenigstens mit seinem guten Rathe ordnen helfen wollte; dann wollte sie in ihre Heimat in den Kreis ihrer Familie.

Markbrand versprach ihr beim Abschied eine ununterbrochene Correspondenz und ein Wiedersehen am Mälarsee. Darauf hin schieden diese beiden jungen Leute mit dem Vertrauen zu einer alles am besten ordnenden Vorsehung.

Welche Freude Markbrand's Aeltern hatten, als sie ihren einzigen, ihren unaussprechlich geliebten Sohn so unerwartet wiedersahen, und in so vornehmer Begleitung wiedersahen, können wir uns wol denken. Wie ein Lauffeuer ging die unvermuthete Rückkehr des jungen Markbrand in das älterliche Haus durch die ganze Stadt. Tausend Betrachtungen, eine immer abenteuerlicher als die andere, wurden darüber angestellt. Als aber der Sohn seine nächsten Plane eröffnete, da sank der überglücklichen Mutter der Muth. Gerade jetzt sollte eine neue Gymnasiallehrerstelle errichtet werden. Kein anderer würde sie bekommen wie er, und Lottchen Freihof hätte bisjetzt jede Partie ausgeschlagen und warte immer noch auf ihn, obwol er sie in den letzten Briefen nicht einmal habe grüßen lassen. Als sich aber Vater Albrecht in den ganzen Reisezweck von dem Grafen hatte einweihen lassen, und dieser hohe und reiche Graf mit ihm sogar Arm in Arm am Abend in den Adler ging, da war der Vater völlig gewonnen für das große Project seines Sohnes, und der echte Biedermann genoß in voller Wonne seines Ruhmes, der Vater eines hoffnungsvollen Sohnes zu sein. Auch auf dieser Stelle war der Abschied schmerzlich, aber man schied auch hier auf frohes Wiedersehen.

Burg Barkow erlebte wirklich das glänzende Ereigniß, daß die letzte ihrer Töchter eine Prinzessin

wurde. Der Familienrath der gesammten Agnaten und Cognaten hatte in die Aufnahme Helenens unter die ebenbürtigen Frauen des fürstlichen Hauses S. gewilligt. Der König hatte die Freiin Helene von Silberschild-Barkow in den gefürsteten Grafenstand erhoben, und zu der Heirath des Prinzen Karl mit der Tochter eines so alten und um den Staat so wohlverdienten Hauses, dessen Ahnenfrau ohnehin eine Prinzessin von Brieg gewesen, den Consens mit der zusätzlichen Bestimmung gegeben, daß diese Ehe eine vollständig legitime und ebenbürtige sein solle. Die Hochzeit fand gegen Ostern des folgenden Jahres statt. Burg Barkow sah die vornehmste Gesellschaft aus der höchsten Aristokratie. Der Stolz der Mutter feierte seinen höchsten Triumph. Die Braut war wunderschön. Aber sie weinte, als sie vor den Altar der Burgkapelle trat. Ihr Ja war kaum vernehmbar. Sie ward Prinzessin — glücklich wurde sie nicht.

Es war wieder gerade am 14. August des darauf folgenden Jahres, als aus einem der prächtigen und großartigen Paläste der via larga in Florenz ein großer und vornehmer Leichenconduct sich bewegte und seine Richtung nach dem Kloster Santa-Maria nahm. Auf dem Balkon des Palastes suchte sich eine hohe, schwarzgekleidete, tiefverschleierte Dame an der Balustrade zu halten, um mit den schmerzlichen Blicken aus ihren strahlenden, aber trockenen, keiner Thräne fähigen Augen jenem Leichenconducte zu folgen. Ein junger Mann vom schönsten Aeußern und auch mit dem Ausdrucke

der schmerzlichsten Erregung unterstützte die Dame bei der Ausübung so schwerer Forderungen an das liebende mütterliche Herz. Der zur letzten Ruhe Hinausgetragene war Hugo von Silberschild. Die um ihn ringende Dame war seine gebrochene Mutter. Der junge Mann, der sie in ihrem Schmerz unterstützte, war Markbrand. Hugo's Brustleiden, das er von jenem todesgefährlichen Sturze im vergangenen Jahre davongetragen, sollte Linderung unter Italiens mildem Himmel finden. Die zärtliche Mutter unterstützte diesen Rath der Aerzte mit ihrer ganzen Vorliebe für Italien, mit ihrer Sehnsucht in das Land ihrer ersten Liebe, an das Grab ihrer Mutter. Hugo war zu tief verletzt. Die zerknickte Blume konnte weder durch mütterliche Liebe, noch durch südliche Milde wieder aufgerichtet werden. Er fühlte das heranschleichende Nahen seines Todes. Das Leben war ihm ohnehin ohne allen Werth, da es ihm nichts als eine unglückliche Liebe bot. Nur um seine Mutter sorgte er, die es wol fühlen mußte, daß sie in thörichter Eitelkeit ihre Tochter einem Schicksal geopfert hatte, das bei höchst glänzender Außenseite doch keine innere Befriedigung gewährte. Sollte sie nun auch noch ihn verlieren, den Sohn ihres so hart getroffenen mütterlichen Herzens? Wie unglücklich mußte sie werden!

Hugo äußerte mit aller Lebhaftigkeit den Wunsch, Markbrand, dessen Aufenthalt in Rom er erfahren hatte, noch vor seinem Tode zu sehen und zu sprechen. Die Mutter schrieb an Markbrand, und dieser kam augenblicklich. Drei Tage vor Hugo's Tode traf er ein. Er wich nicht mehr von dem Lager seines Freun=

des, dieses so traurig zerschellten, sonst so hoffnungsreichen Jünglings. Eine edlere Freundschaft am Rande des Grabes ist noch nie geschlossen. Hugo starb in den Armen Markbrand's. Dieser küßte ihm den bittern Todeszug von den Lippen und drückte seine früherloschenen Augen zu.

Markbrand war in den Tagen dieser herben Prüfungen der tiefgebeugten Mutter unentbehrlich. Er war ihr Trost und Stab. Ach, wie fühlte nun dies stolze, so tief hinabgedrückte Mutterherz den Werth dieses jungen, frommen Mannes. Wie hat sie ihn tausendmal mit ihren trockenen Augen um sein Mitleid, um seine Freundschaft, um seine Hülfe angefleht. Und Markbrand ward der treue Freund dieser Hartgeprüften. Er richtete sie auf in ihrem Schmerze. Sie weinte endlich, endlich sanfte und ihr großes Leid mildernde Thränen in seinen Armen, an seiner Brust. Und nnn nannte sie ihn ihren Sohn. Und nun flehte sie: „Verlaß mich nicht in meinem Kummer, Freund und Geliebter meiner Kinder!“ Und Markbrand erfüllte heilige, große und schöne Pflichten an dieser Frau, und sie umfing ihn mit einer Liebe, wie deren ein Herz fähig war, das unauslöschliche Gluten in sich barg.

Etwa acht Tage nach dem Leichenbegängnisse Hugo's besuchte die heldenmüthige Mutter am Arme Markbrand's die Gruft ihres Sohnes in dem Kreuzgange des Klosters Santa-Maria. Vorläufig war eine Marmorplatte auf die Gruft gelegt. Der Sarkophag, der darüber errichtet werden sollte, war bei einem der besten Meister bestellt, ähnlich werdend dem, der das nebenanliegende Grab deckte. Dies war das Grab der Mutter

unserer Baronin. Beide Gräber waren mit Blumen und Kränzen geschmückt. Nachdem der große Schmerz, zum ersten mal unter die Gräber seiner Lieben zu treten, die heiligsten Thränen gekostet hatte, wurde die Baronin gefaßter, und hier auf dieser Stelle erzählte sie ihrem Vertrauten die Geschichte ihrer Mutter; und so erfahren wir noch, daß sie in Leonoren die Tochter ihrer Mutter an dem Medaillon erkannte, was diese von ihrem Vater zur treuesten Bewahrung vor dessen Tode erhalten hatte: ein Medaillon, welches in getreuester Weise das Bild ihrer Mutter in sich schloß, und auf den ersten Blick von ihr erkannt wurde; ebenso wie Eleonore ihren Vater in dem Bilde erkannte, was die Baronin als Medaillon um ihren Hals zu tragen pflegte, und welches sie jetzt dem erstaunten Markbrand zeigte, der die Aehnlichkeiten aus den Bildern und Personen von der Pfarre aus Groß-Barkow her anerkennen mußte.

Markbrand reiste später mit der Baronin aus Italien zurück. Nachdem er eine Stelle als Prediger in der Patronatschaft des Grafen Stern angenommen, reiste er vor Antritt derselben nach Schweden. Wir dürfen vermuthen, was er da wollte. Er ward glücklicher als Helene. Sie wäre an seiner Seite die zufriedenste Gattin gewesen. Beider Schicksal aber beweist, daß Stand und Bildung noch nicht zur Ausgleichung der gegenwärtigen socialen Verhältnisse gekommen sind.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.